Hempels wohlfeile Classiker-Ausgaben.

National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classiker.

Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke.

Wieland's Werke 76.

530.

Preis 2½ Sgr. = 9 Xr. Rh.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Wieland's Werke.

Sechsunddreissigster Theil.

Zur ausländischen Literatur.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zur ausländischen Literatur.

Inhalt.

Englische Literatur.

Kleinere Aufsätze und Anzeigen:

Italienische Literatur.

Vorbemerkung.

Wieland selbst hat nur einen geringen Theil seiner auf Sprache, Literatur, Kunst und Geschichte bezüglichen Aufsätze und Anzeigen, größtentheils in den vierundzwanzigsten Band seiner Werke als „Vermischte Aufsätze, literarischen, philosophischen und historischen Inhalts" und in den fünften und sechsten Supplementband als „Literarische Miscellaneen" oder als selbstständige Stücke, mit einzelnen Aenderungen aufgenommen. Weiter ging sein verdienstvoller Herausgeber Gruber, der mit derselben Freiheit bei den von ihm herangezogenen Stücken verfuhr, die sich Wieland selbst in den von ihm aufgenommenen gestattet hatte; leider gab er alle nicht schon in den frühern Bänden gebrachten Aufsätze und Bemerkungen als „Miscellaneen" in der unglücklichen alphabetischen Folge. Wir glaubten viel weiter gehen und alle diejenigen Aufsätze und Anzeigen mittheilen zu müssen, die für Wieland als Schriftsteller in irgend einer Weise bedeutend scheinen. Die alphabetische Folge erwies sich um so ungenügender, je mehr der Stoff anwuchs, dessen Gliederung nach den verschiedenen Literaturen sich von selbst ergab. So bringen wir denn in diesem Theile die auf das Ausland, im folgenden die auf Griechen und Römer, im 38. die auf Deutschland sich beziehenden Stücke. Aenderungen glaubten wir uns nur in den Sprachformen erlauben zu dürfen, insofern Wieland selbst diese in der Ausgabe der Werke durchgeführt hat.

Uebergangen haben wir in der französischen Abtheilung:

1) Die Anmerkung zu der Uebersetzung des kleinen Drama's: „Le couronnement“ (Teutscher Merkur 1775, II. S. 55 f.), das Wieland unter die Phänomene der Zeiten Ludwig's XVI. zu gehören schien, die man im Siècle de Louis XIV. nicht einmal für möglich gehalten hätte. Eine Uebersetzung desselben Stückes lieferte in diesem Jahre H. L. Wagner; sie erschien ohne dessen Namen unter dem Druckort Haag. Wäre diese etwa dieselbe, die der „Merkur“ brachte? 2) Die Einleitung und den kurzen Schluß zu dem Auszug aus einer zum „Teutschen Merkur“ eingesandten Vertheidigung Mercier's gegen Le Tellier's Angriff in Weckherlin's „Grauem Ungeheuer“ (Teutscher Merkur 1784, III. S. 277—282). Wieland äußert dabei, er dürfe vermuthen, daß seinen Lesern das, was ein französischer Schriftsteller, der auch in Deutschland mit Vergnügen gelesen worden sei, zu seiner abgenöthigten Rechtfertigung anzubringen habe, ebenso wenig als die Art und Weise, wie er dabei zu Werke gehe, ganz unerheblich sein werde. 3) Den Vorbericht zu einer eingeschickten Uebersetzung des Gedichts von Thomas „Au peuple“ in gereimten Alexandrinern (Teutscher Merkur 1785, II. S. 76—78), die er deshalb aufgenommen, weil sie ihm im Ganzen mehr Lob als Tadel zu verdienen scheine und sie in einer Versart geschrieben sei, in welcher sich beinahe Niemand mehr zu schreiben getraue, da es doch diejenige sei, in welcher von Opitz an alle ältern Dichter geschrieben, in welcher wir von Canitz, Haller, Hagedorn, Zachariä, Uz, Schlegel u. A. so manche Meisterwerke besäßen, und welche, wenn er nicht irre, zu verschiedenen Gattungen von Gedichten, besonders zu Lehrgedichten aus mehreren Ursachen die schicklichste sei.

In der englischen Literatur fehlt zunächst die Aeußerung in einer Schlußanmerkung zu einer prosaischen Uebersetzung von Spenser's „Faire Queen“ (Teutscher Merkur 1788, I. S. 249), selbst in schönen gereimten Stanzen könnte ein so weitläufiges gothisches Feenwerk wie das allegorische Gedicht Spenser's in unsern Zeiten

schwerlich anders als in einer sehr freien Uebersetzung oder vielmehr in einer gänzlichen Umarbeitung nach einem neuen und sinnreichen Plan, worin die Allegorie nicht so nackt dargestellt wäre, und die Fabel, die ihr zum Schleier dienen solle, mehr Consistenz, Interesse und Täuschung hätte — auf den Beifall der lesenden Welt Rechnung machen. Außerdem sind nicht aufgenommen 1) die von Gruber gegebene Miscellanee „Viel Wahrheit in wenig Zeilen" (Teutscher Merkur 1774, II. S. 217 f.), die eine prosaische Uebersetzung von fünf englischen Versen mit der Bemerkung giebt: „Wohl gesagt, David Garrick! denn ihm gebührt die Ehre von diesem Gedanken. Jedem das Seine!" 2) Die Anzeige einer würdig ausgestatteten Uebersetzung von Hawkesworth's „Collection of Voyages" (Teutscher Merkur 1774, II. S. 359—361), welche schließt: „Welcher Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre wollte das Geld, das er vielleicht nach und nach an ein Dutzend schaler Romänchen oder andrer literarischen Meteore von der wässrigen, feurigen oder lüftigen Art vertändelt hätte, nicht lieber an ein Werk wenden, das das Wahre mit dem Neuen und das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine so vorzügliche Art vereiniget?"

Uebergangen ist auch die Anmerkung zu von Hammer's Uebersetzung des türkischen Gedichtes „Von den letzten Dingen" (Teutscher Merkur 1796, II. S. 225 f.). „Der Herausgeber konnte hierbei nur seine eigene Empfindung und den Wunsch nicht unterdrücken," heißt es am Schlusse, „daß ein solcher Mann auf immer den Wissenschaften und Musenkünsten gewonnen werden möge, so wie es ihm nicht gleichgiltig sein kann, wenn der Merkur auch in der Folge noch oft mit dergleichen Exoticis, die Farbenschmelz mit Wohlgeruch verbinden, beschenkt werden sollte. Es müssen noch lieblichere Blumen unter einem Himmel düften, wo die Natur einen ewigen Frühling feiert et *in urna* perpetuum ver. Kaum bedarf es übrigens eines Fingerzeigs, daß die hier vorgetragene türkische Mythologie einen schönen Beleg zu der Beobachtung liefert: che tutto il mondo è fatto come la nostra famiglia."

In einer Anmerkung zu einem Gedichte von Hammer's auf den Tod von William Jones (daselbst S. 382) gedenkt Wieland des Versprechens Desselben, von Zeit zu Zeit mehrere Blumen des Orients für den „Merkur" zu liefern, wobei er den Wunsch ausspricht: „Möge der edle Mann, in welchem unserm Vaterlande eine neue Hoffnung aufblüht, Muße und Aufmunterung in seiner eigenen Lage finden, um dies Versprechen recht oft erfüllen zu können!" Ein paar spätere Bemerkungen über orientalische Literatur, „Der Herausgeber" unterzeichnet, sind von Böttiger.

Französische Literatur.

Auszüge

aus den

Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque.[1]

---

[1] Der Herausgeber war André Guillaume Contant d'Orville zu Paris. Von 1779 bis 1787 erschienen 65 Octavbände dieser Sammlung. Wieland bemerkt, daß schon 16 Bände gedruckt seien. — A. d. H.

[1]) Der Herr Marquis de Paulmy, ehemaliger französischer Staatsminister,[2]) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz, er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebner Hefte von seiner eignen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sei. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die nach Herrn d'Orville's Versicherung der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber über die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis

1) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 174—197. — A. d. H.

2) Marc Antoine Boyer, Marquis de Paulmy, 1722 in Valenciennes geboren, war schon als Jüngling von 20 Jahren Parlaments- und Staatsrath. Er ging darauf als Gesandter in die Schweiz. 1757 ward er Kriegsminister, und als er diese Stelle aufgeben mußte, ernannte ihn der König zum Staatsminister. Später ging er als Gesandter nach Polen, dann nach Venedig. Seine über 100,000 Bände starke höchst werthvolle Bibliothek war im Arsenal aufgestellt. Graf Artois kaufte sie 1781 an, damit sie nicht nach Paulmy's Tode zerstreut werde. Er war Mitglied der Akademien zu Paris, Nancy und Berlin. 1787 starb er als Kanzler der Königin und Gouverneur von Paris. — A. d. H.

de Paulmy erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm bei bloßer Auswahl des Besten Materialien genug dar, um unter dem Titel Mélanges oder Miscellaneen 24 große Octavbände anzufüllen.

Jeder Band wird der Ordnung nach mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet, und es sind seit dem vorigen Jahre bis jetzt bereits acht Bände, von A bis zu H erschienen, welche die Erkenntlichkeit des französischen Publicums gegen den edeln und gelehrten Besitzer dieser Bibliothek vollkommen rechtfertigen.

Von diesem weitschichtigen Werke gedenken wir nun nach und nach Auszüge zu liefern dessen, was uns in jedem Bande am Geschicktesten scheinen wird, den größern Theil unsrer Leser auf eine angenehme und — wenigstens nach unserm Begriff vom Nützlichen — nicht unnützliche Weise zu unterhalten; und wir hoffen uns ihnen durch diese Arbeit um so mehr gefällig zu machen, da vermuthlich nur die Wenigsten unter ihnen Gelegenheit und Willen haben werden, sich diese weitläufige Compilation selbst anzuschaffen.

Der erste Band oder der Buchstabe A dieser Mélanges besteht aus einem einzigen großen Mémoire des Herrn Marquis von Paulmy an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen raisonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind, um einen vollständigen Curs der Geschichte in französischer Sprache zu machen, nebst zwei Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studio der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durchzulesen, zumal die gute Dame wenigstens die Lebenslänge der Cumäischen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwol noch ein neues Leben a conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen; aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten gens du monde uud besonders der Damen, Alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen und sich dann einzubilden, daß ihnen dies nun ein vollständiges Recht

gebe, von Geographie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er giebt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen Geschlechts leiten könne, sondern nennt und charakterisirt ihr auch der Ordnung nach alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtskunde und von allen Völkern und Zeiten, welche sie wirklich lesen soll. Diese machen nun freilich nur eine mäßige Lectüre aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglet du Fresnoy in seiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewol nicht den Damen) vorschlägt; gleichwol beträgt dies Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Octav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame (man müßte denn nur eine Leidenschaft für die Geschichtskunde bei ihr voraussetzen, welche alle andern kleinen Leidenschaften für Gesellschaft, öffentliche und Privatschauspiele, Soupers, Kartenspiel, Ball, Colisée, Vauxhall, Boulevards, Concert spirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergessen, zu verdrängen fähig wäre), ich sage, wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, die der Welt noch nicht abgesagt hat, zu diesem historischen Studio nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo sie unter den Händen des Friseurs ist — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale und die Brochures du Jour wollen doch auch überlesen oder wenigstens durchblättert sein: so hat man immer Mühe, zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn sie auch in einem Alter zu lesen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeschichte in 20 Bänden oder des Père Lafiteau Geschichte der Bulle Unigenitus nicht halb so anlockend sind als die Historie des Prinzen Titi und der Prinzessin Bibi — zureichen sollte, mit einem so weitläufigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch sein mag, die Anzahl der deutschen Damen, die sich der Hilfe des Herrn Marquis de Paulmy zu Anlegung einer historischen Handbibliothek vielleicht bedienen

möchten, ist zur Zeit noch so klein, daß man sicher darauf rechnen kann, diese wenigen werden den Anfang damit machen, sich den Katalogen des Herrn Marquis selbst anzuschaffen, und wir überheben uns also um so eher, mehr davon zu sagen, als die Werke, wovon die Rede ist, selbst größtentheils sehr bekannt, die Urtheile des Herrn von Paulmy aber nicht immer die zuverlässigsten und oft ein Wenig cavalierisch, wie man zu sagen pflegt, ausgesprochen sind. So sagt er z. B. von Kämpfer's Beschreibung des japanischen Reichs, sie sei trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewol er gesteht, daß sie in einigen Stücken curiös und sehr schätzbar sei. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Irail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreich weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Herrn D. Büsching's Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht und bei Gelegenheit der deutschen Geschichte anfrichtig gesteht, daß es der französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie viel sie seit Jahrhunderten, wiewol fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben, so ist wirklich nichts Seltsamers als die äußerst gleichgiltige Unwissenheit der meisten französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu sein, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte,*) nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß, was es auf Französisch heißt.

Nun auch etwas von den beiden Auszügen, welche Herr von Paulmy seinem Catalogue raisonné beigefügt hat!

Der erste ist aus Villehardouin's Geschichte der Er-

*) Mr. Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

oberung von Constantinopel*) durch die zum vierten Kreuzzug verbundenen Franzosen und Venetianer unter Anführung des neunzigjährigen tapfern und schlauen Doge Heinrich Dandolo, des Grafen Balduin von Flandern und des Markgrafen Bonifaz von Montferrat. Er enthält zwar keine historischen Umstände, die wir nicht z. B. aus Meusel's Geschichte von Frankreich oder dem Auszug derselben in der Gebauer'schen Allgemeinen Welthistorie (XVI. B. S. 468ff.) unendlichmal besser lernen könnten, doch ist es dem Menschenforscher angenehm, den ehrlichen Marschall von Villehardouin, der selbst einer der obersten und tapfersten Anführer bei dieser wunderbaren Expedition war, in seiner barbarischen Sprache und noch barbarischern Vorstellungsart von diesen Auftritten, welche in der ganzen Geschichte der Menschheit schwerlich ihresgleichen haben, in eigner Person reden zu hören.

Der gute Mann war eine seltsame Composition von einem äußerst unwissenden, aber braven, nichts scheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-abergläubischen stockdumpfen Christen und von einem ganz nahe an kannibalische Wildheit angrenzenden Altfranken. Doch in Allem diesem hat er nichts Besonders; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die sich zu diesem Kreuzzug verbunden hatten, allesammt so gut als er. Vermuthlich würden sie auch keine bessern Geschichtschreiber abgegeben haben; denn Platters kann man sich schlechterdings nichts denken als seine Manier zu erzählen. Die französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenkig und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang und so viele andre Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouin's Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes, die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihn demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der,

*) Du Cange hat sie mit historischen Anmerkungen und einem Glossario im Jahre 1657 in einem Folianten herausgegeben.

unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht, von einer Staatsrevolution im morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht, nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt, und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für einen Kaisersohn ausgiebt, nach Constantinopel zieht, um einen Kaiser zu dethronisiren, wie Lancelot oder Parcival auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. Vielleicht ist es einigen unsrer Leser angenehm, wenn wir ihnen ein paar kleine Capitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe vorlegen.

Das XXXV. Capitel.*)

Or oiez une des plus grant merveilles et des greignors aventures que vos onques oissiez al cel tems. Or *(fut)* un Empereor en Constantinoble, qui avoit nom Sursac (Isaac Angelus) et si avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de prison de Turs. Icil Alexis si prist son frere Empereor, si li traist les iaulz *(yeux)* de la teste et se

*) „Nun höret eine von den größten Wundergeschichten und besten Abenteuern, die Ihr je gehört habt zu dieser Zeit. Denn da was ein Kaiser in Constantinobel, Namens Sursac (Isaac), und der hatte einen Bruder, hieß Alexis, den er gelöst hatte aus der Gefangenschaft der Türken. Dieser Alexis fing seinen Bruder, den Kaiser, riß ihm die Augen aus dem Kopf und machte sich zum Kaiser, solchermaßen wie Ihr eben gehört habt. Und so hielt er ihn lang im Gefängniß und seinen Sohn, dessen Namen was Alexis. Dieser Sohn entwischte aus dem Gefängniß und entfloh in einem Neff bis zu einer Stadt am Meer, deren Name was Ancona. Von dorten ging er zum König Phelipp von Allemannien, der seine Schwester zum Weibe hatte, kam dann nach Verona in der Lombardei und herbergete in der Stadt und fand der Pilgramme nicht wenig, die zum Heer (der Kreuzfahrer) zogen; und die Männer, die ihm geholfen hatten aus dem Gefängniß, waren da und sagten zu ihm: „Sire, seht da ein Kriegsheer zu Venedig, nicht weit von uns, aus den besten Rittern in der Welt, die über Meer ziehen. Demnach rufet sie um Hülf an, daß sie Mitleiden haben mit Dir und Deinem Vater, die Ihr mit solcher Unbild enterbt worden seid; und wenn sie Dir helfen wollten, so solltest Du thun Alles, was sie Dir sagen würden." Da faßte er wieder Muth und sagte, er wollte es recht gern thun, und der Rath sei gut."

fist Empereor. En tel raison com vos avez oi. En si le tint longuement en prison et un suen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz si eschappa de la prison et si s'enfui en un vassel trosque à une cité sour mer qui eut nom Ancone. Enki s'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit sa seor à fame, si vint à Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins assez qui s'en alloient en l'ost; et cil qui l'avoient aidié à s'eschapper, qui etoient li distrent: Sire, veez ci un Ost en Venise prés de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de toi pitié et de ton pere, qui à tel tort i estes deserité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volentiers, et que cist conseils est bons.

Das CCXXXII. Capitel.*)
Plünderung von Constantinopel.

Et les autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz la gaaiez fait, que nus ne vos en sauroit dire la fin, d'or et d'argent et de vassellement et de pierres precieuses et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et grises et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Joffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son escient por la verité, que puis que li siecles fu estorez ne fu si tant gaaigné en un ville.

Die Beschreibung der viehischen Unthaten, die diese mit dem heiligen Kreuz gezeichneten frommen (sich so nennenden) Christen bei dieser Plünderung und Verwüstung der Hauptstadt der morgenländischen Christenheit verübten, macht Einem die Haare zu Berge stehen, wiewol man sich nichts Kaltblütigers denken kann als die Gelassenheit, womit Villehardouin davon spricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar

*) „Und die Uebrigen, die in der Stadt zerstreut waren, erbeuteten fast viel, und war die Beute, die da gemacht ward, so groß, daß Niemand aussprechen konnte die Menge Goldes und Silbers und Silbergeschirrs und Edelgesteins und Sammet und seidne Kleider und Röcke von feinem Grauwerk und Hermelin und alle die köstlichen Sachen, die je auf Erden gefunden worden. Und dies bezeuget hiemit Gottfriede von Villeharduin, der Marschalk von Champagne, wissentliche, wie es denn die Wahrheit ist, daß, seitdem die Welt erschaffen worden, keine so große Beute gemacht worden ist in keiner Stadt."

andächtig gebeichtet und communicirt und glaubten durch diese nämliche Eroberung der Stadt Constantinopel, die in ihren Augen blos eine rechtmäßige Bestrafung des mörderischen und unrechtmäßigen Besitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten und den herrlichen trostvollen Ablaß zu gewinnen, den ihnen Papst Bonifaz III. zu diesem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollste, und was die unbegreifliche Barbarei dieser Zeiten am Stärksten bezeichnet, ist dies: daß diese Plünderung von Constantinopel nicht etwa eine unvorgesehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, sondern eine unter den Heerführern selbst wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß sie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geschlossen, vermöge dessen Einer von ihnen das Kaiserthum und zwei Drittheile von Constantinopel, die Venetianer*) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beste Drittel des Reichs haben, das Uebrige unter gewissen Bedingungen zwischen den andern Interessenten und dem neuen Kaiser, die in der Stadt selbst gemachte Beute aber unter Allen zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Auch hielten sie als ächte Biedermänner so scharf über diesem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von seinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne Weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt, und der ganze Vorzug, dessen sich ein Ritter in solchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen seines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

Die zweite Beilage zu der historischen Damenbibliothek ist ein Auszug aus des Johann, Sire von Joinville Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig's, die den Geschichtschreibern als Quelle, aber doch wol den wenigsten Gelehrten aus dem Original bekannt ist.

Dieser Sire von Joinville stellte zu seiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneschall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfried's von Bouillon, und er selbst war von seiner Mutter her mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Er widmete sich dem König Ludwig IX. aus Neigung,

*) Die Einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Nase zogen.

war sein Kämmerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beinahe um funfzig Jahre, indem er erst unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die letzte Erbtochter seiner Descendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferry von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guise und Elbeuf abstammten. Die Herrschaft Joinville, welche schon im Jahre 1522 zu einem Fürstenthum erhoben wurde, hat dermalen der Herzog von Orléans im Besitz, in dessen Haus sie durch eine Prinzessin von Guise gekommen ist.

Man hat keine Ausgabe dieses Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandschrift unverändert beibehalten wäre, wiewol man sich bei der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat als bei den vorhergehenden. Es ist in zwei Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste blos einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten, den heiligen Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verfasser selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andre löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosirung auch als König wenigstens so gut verdient hat als der beste von den römischen Augusten, bekannt genug sind, so wird es vielleicht für unsre Leser unterhaltender sein, wenn wir uns begnügen, einige Anekdoten auszuziehen, die den Geist, die Sitten und die Vorstellungsart der damaligen Zeiten mit starken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geschichtchen erzählt der Sire de Joinville aus seines guten Königs eignem Munde. Es wurde einst in der Abtei zu Clugny, deren Abt damals nebst dem zu St. Denys einer der mächtigsten Baronen des Reichs war, eine große öffentliche Disputation zwischen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angestellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand sich auch ein guter Ritter aus König Ludwig's VII. Zeiten, der sich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenstock lehnte und an der Art, wie man bei dieser Disputation zu Werke ging, kein sonderliches Wohlgefallen zu tragen schien. Er hörte eine Weile um so ungeduldiger zu, je weniger er allem Ansehen nach davon verstehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort sprechen zu

dürfen; und da er solche erhalten, sagte er, man sollte ihm von diesen Juden denjenigen, der für den Gelehrtesten unter ihnen passirte, herbringen, und schwur bei seinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raison bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?" Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dies Alles nicht glaube. „Was?" sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstock aufhub, „Du glaubst es nicht? Ich will Dich glauben lehren!" Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputation einen solchen Schwung nahm, liefen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch im Kopf auf ihre Schultern und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: „Sire, Ihr habt da eine Thorheit begangen, daß Ihr so zugeschlagen habt!" „Ei was," antwortete der Ritter, „Ihr habt eine noch größere begangen, daß Ihr eine solche Disputation angestellt." Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter- oder, wenn man lieber will, ein Wenig pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamst; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maître Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewol immer fruchtlose Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf sich ihm ein armer

Ritter zu Füßen und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: „Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig sein und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln!" Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach zum Ritter: „Sire, Ihr thut Unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat." Der Graf, der dies hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um und sprach: „Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch und schenk' Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt sein, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn." Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit 500 Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde und nach damaliger Art zu leben mehr als hinlänglich war, ein paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwig's Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzug nach Palästina begleitete, wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des ägyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls erfuhr, gerieth sie (um die Anekdote so viel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf immer vorkam, sie sehe die Kammer voller Sarazenen, die sie erwürgen wollten, und schrie unaufhörlich; „Hilfe, Hilfe!" wo doch keine Seele bei ihr war als ein alter mehr als vierundachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuß ihres Bettes

wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt er sie bei den Händen und sagte: „Madame, beruhigt Euch! es ist Niemand da als ich, fürchtet nichts!" Und kurz zuvor, eh die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus der Kammer gehen außer dem besagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde; und der Ritter sagte ihr's zu bei seinem Eid. Da sprach zu ihm die Königin: „Herr Ritter, ich bitte Euch bei der eidlichen Zusage, die Ihr mir gethan habt, wenn die Sarazenen diese Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abschlaget, eh sie mich in ihre Gewalt bekommen können." Und der Ritter antwortete ihr: er woll' es willig und gerne thun, und sei ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen, wenn sich der Fall begeben sollte. Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeiten nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wol zur Ehre der Menschheit zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist, eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt oder gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erstaunlichen Dumpfheit und Leichtglaubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften vor andern Flüssen in der Welt in den Augen unsrer wackern Franken ein gar seltsames Wunder waren, und erzählt mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß", so fährt er fort, „in Aegypten eintritt, so giebt es da im Lande eine Menge Leute, die sich auf dies Geschäfte verstehen, etwan wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind: Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andre gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft, und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo der Wind sie von den schönen Bäumen abwirft, die im irdischen Paradiese sind, ebenso wie der Wind in unsern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und Alles, was nun davon ins Wasser fällt, das führt das Wasser fort, und die Kaufleute sammeln's und verkaufen's uns um schwer Geld." Es ist, wie

Herr von Paulmy anmerkt, sehr wahrscheinlich, daß die ägyptischen, arabischen und indianischen Kaufleute unsern Europäern dieses Märchen aufhefteten, um den Specereien, welche sie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen desto größern Werth zu geben und ihnen die wahre Quelle, woraus sie diese Reichthümer schöpften, zu verbergen.

5) In eben diesem Geschmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Gesandtschaft, die der Khan der Tartarn an den heiligen Ludwig geschickt haben soll, um ihn um seine Freundschaft zu bitten und ihm seine Neigung zum christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen sein mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden, ist ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst und schickte dem Khan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweener Bettelmönche, eines Franciscaners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruquis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren, eigener (aus der „Allgemeinen Geschichte aller Reisen" bekannten) Relation berichtigt werden und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden mönchischen Excellenzen überbrachten dem Khan im Namen ihres Herrn unter Andern ein kostbares Zelt von Scharlach in Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter Anderm, wie der Engel Gabriel der heiligen Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Crucifix, der andre mit einem Marienbild in der Hand, und proponirten dem Khan im Namen seines guten Bruders, des Königs Ludwig's IX. — ein Christ zu werden; und um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tartarischen, als man an des Khans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten so wie die Antworten der Tartarn wahre Coq-à-l'âne. Denn der tartarische Kaiser

(vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dschengiskhan) nahm das Alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu sein, ließ die Herren nach tartarischer Weise mit saurer Pferdemilch bedienen und schickte sie mit einem Geschenke von verschiednen schönen Pferden und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. tartarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes und obersten Khans und Selbstherrschers über alle Könige und Herren des Erdbodens giebt und dem heiligen Ludwig befiehlt, sich in Allem, dem Glauben und den Gesetzen des großen Dschengiskhan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten diesen Brief zurück und versicherten den König Ludwig, daß der Khan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichters sein würde, als die ganze Tartarei zum christlichen Glauben zu bekehren und dem heiligen Stuhl zu unterwerfen — insofern nur der König und der Papst in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruquis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum Wenigsten ebenso klug ausgedacht waren als die ganze Ambassade.

---

[1]) Die zweite Lieferung oder der Theil B der Mélanges des Herrn Marquis von Paulmy führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait: Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge, eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten und die Ergetzlichkeiten eines Gesellschaftssaals mannichfaltiger zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romanen, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Diese Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Mélanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectüres oder, welches

1) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 248–269. — A. d. H.

ebenso viel sei, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plan des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sei die Rede von einem andern Dienst, den sie sich von ihm ausbitten müsse, nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen, das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sei — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attachirt würde; mit einem Wort, sagt Madame de ***, für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der charmanten Maison de Campagne*) zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend Einem unter ihnen am Herzen liegt), an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu sein, Ihnen durch die hier beibehaltnen französischen Worte unverständlich zu werden, so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das Nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wär' es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen; aber fürs Erste hätte man demungeachtet bei Weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache, weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebste Landhäuser giebt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in die Runde um Paris eine Menge giebt, und zwischen einem allerliebsten oder reizenden oder wunderartigen deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heiligen römischen Reichs deutscher Lande hier und da (welches wir nicht zu leugnen begehren) ein nach dem neuesten französischen Geschmack gebautes, distribuirtes und möblirtes Landhaus giebt, so ist das doch eben deswegen kein deutsches Landhaus, sondern eine charmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresser jusqu'à un certain point. Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abgejagten Beute bereichern wollten. Wir Deutsche lesen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meistens Besseres und Schlechteres gleichviel, oder wenigstens in Ermanglung des Vortrefflichen Alles, was uns in die Hände fällt, willkommen ist), oder wir attachiren uns sérieusement an das, was wir lesen, und werden daher ordentlicherweise von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele und nie jusqu'à un certain point interessirt; kurz, ächte deutsche Biedermänner und Biederweiber denken sich bei einem attachement, das nicht ernsthaft attachirt, und bei einem Interesse bis auf einen gewissen Punkt so viel als nichts! und wohl ihnen und ihren Kindern, wenn sie diesen Nationalzug noch lange beibehalten!

Wenn es erlaubt sein könnte, an eine französische Dame eine indiscrete allemannische Frage zu thun, so möchte man hier wol (ohne just ein Schach Baham zu sein) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa unglücklicherweise ein paar Linien Pariser Maß weiter interessirt zu werden? Denn wo das sentiment so genau und haarscharf wie an einem englischen Barometer abgemessen werden muß, da könnten ein paar Linien über den gewissen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de *** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrszeit geschrieben und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sei, sich in der Sommerszeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo Alles, was lebt und webt, sich liebt und lockt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dies allgemeine Beispiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo Alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmärchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de *** als eine vorsichtige Frau nur jusqu'à un certain point interessirt werden; aber — schönste Madame de ***, wo sind die Romanen, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewissen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein sehr ungewisser Punkt ist, interessiren dürften? Es ist eine höchst kitzlichte Sache, und ich möchte nicht Derjenige sein, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorschlagen, und noch weniger Derjenige, der einen Roman für Sie schreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden versichern. In ganzem Ernste! die Sache ist um so weniger leichtsinnig zu nehmen, weil Madame de *** alle Hoffnung von der Welt hat, sehr interessante Gesellschaft in ihrem Landhause zu sehen. Denn wir haben, sagt sie dem Herrn Marquis von Paulmy, zwanzig Betten für Herrschaften, wir logiren unsre Gäste, und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuser, aus deren Bewohnern wir uns eine deliciöse Gesellschaft formiren können. Wir werden, fährt sie fort, einen sehr großen und schön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, schönes springendes Wasser, prächtige (superbes) Küchengärten,

Basse-Cours, eine Menagerie und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles das betrifft und interessirt den Herrn von ***. (Schon wieder etwas, das sich nicht recht auf Deutsch geben läßt; denn eine deutsche Frau würde gesagt haben, meinen Mann; in Frankreich sagen die Bauerweiber so.) Aber was mir am Herzen liegt, das sind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Belustigungen*) gründe. Madame de *** läßt sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser drei Piecen ein, wovon die eine ihr Gesellschaftssaal, die andre ihre Bibliothek und die dritte ein Schauspielsaal ist. Von diesen ist nun die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist (nach ihrem Ausdruck) ein charmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von Paulmy vorschlagen soll, bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja, wo sie sogar mit Denjenigen raisonniren will (nur ihrer immer aufs Wenigste Zweien; — denn in einem so charmanten Boudoir, in dem eleganteſten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wol nur jusqu'à un certain point zu raisonniren rathsam sein —), welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll, oder vielmehr dies ist keine Frage; „denn womit könnte man sie ausfüllen", sagt sie, „als mit Romanen?" Die Frage ist also nur, mit was für Romanen? Und dies ist's, worin ihr der Herr Marquis von Paulmy, dessen unendliche Belesenheit auch in diesem Fache ihr angerühmt worden, mit seinem guten Rath an die Hand gehen soll. Vermöge einer sehr exacten Ausmessung und Berechnung, welche sie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat sie, wenn man auf jeden Band in 8° und 12° (denn mit Folios und Quartos will sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem besagten Boudoir just für 600 Bände Platz und bittet also den Herrn Marquis, ihr unverzüglich das Ver-

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort; denn der Deutsche amüsirt sich nicht.

zeichniß derselben zu schicken, damit sie sogleich gekauft und eingebunden werden können und sie auf Pfingsten Alles schon an seinem Platze finden möge.

Natürlicherweise fällt ihr bei dieser Gelegenheit ein Histörchen ein, das ehmals auf Unkosten eines gewissen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieser wackere Mann hatte sich in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. „Einen Büchersaal?" sagte Herr von Bourvalais, „was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange?" „Um Vergebung," antwortete der Baumeister; „ein Büchersaal ist eine ebenso nothwendige Piece in dem Hôtel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind." Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr von Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. „Meſſ' Er die Höhe und Länge dieser Tabletten", sagte Herr von Bourvalais, „und bestell' Er mir so viel Ellen Bücher, als Er nöthig hat; aber daß sie alle aufs Magnifiqueste und nach der neusten Mode eingebunden seien! Versteht Er mich?" Der Tapezier nahm sein Maß, ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und so viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heilige Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war, so lieferte er dem Tapezier unter andern auch ein paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war und nichts Angelegners hatte, als Jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie nach der Berechnung ihres Tapezierers zwar 600 Stück Romanen nöthig habe, aber daß sie sich ausdrücklich von jedem Roman nur ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten

es lauter solche sein, „die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) interessiren, oder durch die Kunst der Composition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geist (nicht sérieusement) attachiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geschmack befriedigen, oder sie wenigstens zu lachen machen könnten.

Der Herr von Paulmy ist zwar keiner von den jüngsten Rittern mehr, aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Dienst einer schönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantôme spricht) irgend eine Mühe dauern zu lassen. Er übersendet also der Frau von *** ungesäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück französischer Romanen, mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgelesen; „und weil eins ins andre höchstens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden," sagt er, „Band und Provision des Commissionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanteste Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch die schöne Jahrszeit durch jährlich 50 Bände lesen, für 12 Jahre genug und satt zu lesen haben." Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Platz finden konnten, noch manche sind, die so viel Recht, gelesen zu werden, haben als andre, überdies auch zu hoffen steht, daß die Herren Gens de Lettres und Beaux-Esprits in Paris und in den Provinzen es binnen der zwölf nächsten Jahre an neuen Producten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden, so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande sein werde, sie nach Verfluß dieser Zeit mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichniß selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr von Paulmy gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabricirt wurde.*)

Es enthält also 1. übersetzte griechische und lateinische Romane; 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Classen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karl's des Großen und die ganze Familie der Amadise. Anhangs-

*) Von dieser Bibliothek, an welcher der Graf Tressan, de Bastide, Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erschienen zu Paris von 1775—1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschien als Fortsetzung die Nouvelle Bibliothèque des Romans von 1798—1805, jährlich 8 Bände. — (Anm. v. Gruber.)

weise fügt er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Rittermärchen bei, die zu keiner von diesen Hauptclassen gerechnet werden können, als z. B. die Geschichte von Robert le Diable und seinem Sohne Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der schönen Magellone; von Gerhard von Nevers und der schönen Euriant von Savoyen, seinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré und der Dame aux belles Cousines u. s. w. Von den drei letztern hat der Graf von Tressan seitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge oder vielmehr Umschmelzungen (wenn man so sagen darf) gegeben. 3. Historische Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontel's Bélisaire, besonders die Romanen, die sich auf die französische Geschichte gründen, und deren eine ungeheure Menge sind; sodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geschichte der übrigen Völker einschlagen. Von allen, deren der Herr von Paulmy erwähnt, giebt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl, wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèque de Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geistliche, moralische und politische Romanen, von dem ziemlich abgeschmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in seiner Art und in seinem Stande einzigen Fénélon; vom Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terrasson; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komische und satirische Romanen, vom Petron bis zum Eulenspiegel oder Tiel l'Espiègle, der dem deutschen Originalgeist so viel Ehre macht und unter den Händen seines neusten Verschöneres so viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Classe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländischen Geistererzählungen, Feenmärchen und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich 9. Ausländische Romanen. Unter diesen neun Rubriken recensirt Herr von Paulmy nicht nur alle Romanen, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll, sondern auch noch eine Menge andrer, die sich seiner Meinung nach in den Auszügen, so die Bibliothèque des Romans davon giebt, besser lesen lassen als im Original; und

von jenen liefert er zu Ende seines Catalogue raisonné noch ein simpel Verzeichniß, worin blos Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverlässig, wiewol meistens zu unbestimmt und oft, bei wahren Meisterstücken des Genies, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem romanesken Fache das Beste, was die französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollen, nützlich sein, ist aber keines Auszugs fähig, als insofern uns etwa eine deutsche Dame auftragen sollte, durch eine neue Auswahl die 600 Stücke des Herrn von Paulmy auf den dritten oder vierten Theil zu vermindern. Wir bemerken also nur noch, daß er auf der 75. Seite auch der Contes des jüngern Crébillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (so im Jahre 1734 zum ersten Mal erschien) den Vorzug zu geben scheint. Er gesteht, daß diese sogenannte japanische Geschichte zu frei sei, meint aber doch, man könne nicht umhin, anzuerkennen, es sei sehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indessen ist er so weit entfernt, weder diesem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha oder der Nacht und dem Augenblick oder dem Ah, quel Conte! eben desselben Verfassers — der unstreitig nicht für junge Damen geschrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen, daß er sogar Bedenken trägt, ihr auch nur im Vorbeigehen von diesen allzu muthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu sprechen, der mit sehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben scheint, nicht in der besten Gesellschaft zu leben. Vielleicht könnte uns diese Zurückhaltung über das jusqu'à un certain point, bis zu welchem Madame de *** sich durch Romanen interessiren lassen will, einigen Aufschluß geben.

Wiewol wir nun, wie gesagt, aus dem Romanenregister des Herrn von Paulmy keinen eigentlichen Auszug geben können, so glauben wir doch, daß vielen unsrer Leser ein Verzeichniß derjenigen französischen Damen, welche sich als Schriftstellerinnen im Fache der Romanen, Novellen und Märchen hervorgethan haben, nicht unangenehm sein würde. Wir gedenken also, weil unser diesmaliger Raum dazu nicht hinreichend ist, Ihnen im nächstkommenden Jänner mit einem solchen Verzeichniß aufzuwarten. Wir werden es mit Hilfe des Herrn von Paulmy so vollständig zu machen suchen, als uns immer möglich sein wird, und der Anzeige der Werke selbst entweder das Ur-

theil dieses gelehrten Weltmanns oder (soweit unsre eigne Belesenheit in diesem Fache reicht) das unsrige, für welches wir eher stehen können, nebst einer kurzen Nachricht von jeder Verfasserin beifügen.[1])

Die Frau von *** hat, wie man noch nicht vergessen haben kann, auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand oder Witz (man weiß selten, welches von diesen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist) und Talente und Welt und ebenso wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das Einzige, was sie ein Wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwartet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Herrn von Paulmy, daß er sie auf allen Fall auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glücke hat der Herr Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sei; wiewol er gesteht, daß er Vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Raisonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des französisch- und italienischen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, komischen Opern, Schauspiele mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesetzte Sprichwörter), welche sich dazu schicken, auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden", den zweiten Theil des Manuel des Châteaux aus und enthält ein Repertorium von 20 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien und 12 in einem Aufzug, sämmtlich aus dem Théâtre Français; 6 ditto von drei und einem Dutzend von einem Aufzug aus dem Théâtre Italien; ebenso viel Actes d'Opéra, 7 komische Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprichwörter und zu allem

---

[1]) Vgl. unten S. 49 ff. — A. d. H.

Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen sowol als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschickt. Zur Probe, wie der Herr von Paulmy dieses Repertorium eingerichtet, wird Folgendes mehr als genug sein.

Iphigenie von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytämnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese Letztere scheint beim ersten Anblick wenig interessant, aber mit Talenten kann es nicht fehlen, Beifall darin zu erhalten. Des Ulysses seine ist mehr schwer als schimmernd; sie erfordert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Acteur sie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice[1], die sich zur Klytämnestra entschließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiselle Dumesnil sie spielte. Zur Iphigenie ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja, es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwei Frauenzimmer."

Le Cercle von Poinsinet.

„Dieses Stück (in zwei Aufzügen) ist ein leicht hingeworfnes Gemälde der Sitten und gewisser Ridicülen*) unsrer Zeit. Die Rollen des Lisidor, des Marquis und des Barons sind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeists sind piquant,**) wiewol kurz. Unter den Frauenzimmerrollen ist Aramintens die vornehmste. Diese kleine Komödie wird immer gut gespielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwischen können, was man das Ensemble nennt,***) etwas,

*) Dafür giebt's bei uns auch kein Wort; denn ein deutscher Narr oder Fat ist ordentlicherweise zu platt oder zu plump, um Ridicules zu haben.

**) Da fehlt's schon wieder an einem deutschen Worte.

***) Dies müßte wol von allen Stücken gelten, wenn das Publicum es scharf mit den Schauspielern nehmen wollte. Denn warum sollte ein Schauspiel ohne das, was man das Ensemble nennt, besser sein als ein Gemälde ohne Haltung und Ton?

das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewol Eins so deutsch ist als das Andre) zu erhalten steht. In Allem sechs Manns- und fünf Frauenspersonen."

Viele unsrer Leser, denen es ganz und gar keine Schande ist, nicht zu wissen, was eine Parade für ein Ding sei, möchten's doch vielleicht nicht ungerne sehen, wenn sie es bei dieser Gelegenheit erführen. Eine Parade also ist eine Art von Possenspiel, wie man sie auf den Boulevards zu Paris zu sehen bekommt, calculirt für eine Art von Zuschauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden, woran sich aber doch auch zuweilen die sehr gute Gesellschaft zu belustigen geruht. Weil es da blos darum zu thun ist, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erschüttern, so ist gesunde Vernunft, Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit ordentlicherweise gänzlich aus dieser Art von Possen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) sind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je besser; kurz, Herr von Paulmy versichert selbst, daß in der ganzen Sammlung, Le Théâtre des Boulevards genannt, nicht ein einziges Stück sei, das man vor Damen spielen könnte. Indessen kann sich doch (wie er hinzusetzt) das Théâtre Italien rühmen, ein Stück zu besitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch von Seiten der Decenz wenigstens erträglich ist; und dies ist Das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutschland Beifall gefunden hat.[1]) Herr von Paulmy meint mit gutem Fug, es ließen sich dergleichen Facetien noch viele erfinden, und giebt Folgendes zu einem kleinen Beispiel.

Isabelle Haubenstock, eine Parade.

Personen.

Isabelle, Leander, die Tante und Nachbar Till (in Oberdeutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Isabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante Leandern

---

[1]) Die Operette „Das redende Gemälde" erschien 1771 zu Mannheim. — A. d. H.

zu heirathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen, trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten und ihr von der Treue, so er ihr beim Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft ist das Erste, was sie zu thun hat, sich bei Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abend mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Conversation gehört; man konnte zwar nicht Alles, aber doch so viel davon verstehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und was bei dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwol weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag, den Ungetreuen zu überraschen; die beiden Frauenzimmer verstecken sich, und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause sein wird. Isabelle macht sich in der Wuth ihrer Eifersucht ein rechtes Fest daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort giebt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwei rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein und finden den getreuen Schäfer Leandern auf den Knieen vor einem — Haubenstock, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragenen schmutzigen Nachthauben coiffirt hat. Diese Entwicklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und sie können nun der Zuschauer halber Hochzeit machen, wenn sie wollen.

Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmack eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und Derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Dutzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch, wir haben uns vielleicht schon zu lange bei einem Gegenstande aufgehalten, der unsern theatralischen Journalen und

Almanachen angehört, und denen wir auch die Anecdotes dramatiques de Société par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von Paulmy selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens, was man ein Wenig platt nennen möchte, und der ancien amateur scheint dabei vergessen zu haben, daß er sie nicht etlichen alten Kameraden oder Gevatterinnen an seinem Kamin, sondern dem Publico erzählt. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Carabosse sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstubenfeste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer als geneigter Leser zu sein.

---

[1])Das Boudoir und der Schauspielsaal der Frau von *** sind nun besorgt; aber die Forderungen, welche diese Dame an die Dienstfertigkeit des Herrn von Paulmy zu machen hat, sind noch nicht zu Ende. Noch ist eine Piece ihres Landhauses übrig, die ihr ganz vorzüglich am Herzen liegt; es ist die schönste unter allen, es ist diejenige, wo sie sich am Häufigsten zu amüsiren*)

*) Dies Wort werde ich nie versuchen durch ein gleichbedeutendes deutsches Wort zu geben; denn wir haben keines. Sich amüsiren heißt nicht sich ergetzen oder vergnügen oder belustigen — es heißt sich auf eine angenehme Art um seine Existenz betrügen. Dies ist seine wahre eigentliche Bedeutung. Der Deutsche beschäftigt sich im Ernst, vergnügt sich im Ernst, hat Langeweile im Ernst und amüsirt sich selten oder nie. Der Franzose sagt, er ennuyire sich à périr und geberdet sich so lustig dazu, als ob nichts Angenehmers wäre als sich zu ennuyiren. Wenn hingegen der Deutsche Langeweile hat, so sieht er entweder dumm oder griesgrämisch dazu aus; er leidet im Ernst und kann's noch weniger verbergen als körperlichen Schmerz. Die Franzosen amüsiren und ennuyiren sich also ganz anders als wir; und daher können auch die Worte, so sie dazu gebrauchen, nicht al pari mit den unsrigen gehen. So ist's noch mit vielen andern Worten; wir befinden uns hierin völlig mit ihnen im nämlichen Falle wie die alten Römer mit den Griechen.

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 43—50. — A. d. H.

gedenkt; mit einem Wort, es ist ihr großer Saal, der der Mittelpunkt der Vergnügungen ihrer Gesellschaft sein soll. Hier soll man, sagt sie, vor und nach der Mittagstafel Spieltische von allen Gattungen finden, wo Jedes sich nach seinem Geschmacke wird beschäftigen können. Wenn es nicht genug ist, daß von 20 oder 25 Personen, welche gewöhnlich zum Essen bei mir sein werden, viere in die Galerie auf dem Billard spielen gehen, zwei andre Schach, zwei Trictrac spielen und verschiedne von der übrigen Gesellschaft immer sicher sein können, eine Partie Whist, eine Partie Piquet und Triset und eine Partie Berlan zu finden: so werden wir noch ein Lotto, ein Cavagnol und auch wol ein Pharao haben. „Aber, mein Herr," fährt sie fort, „bedenken Sie doch, daß die Herbsttage immer kürzer werden, daß diese Jahrszeit gewöhnlich den Nebeln unterworfen ist, und kurz, daß wir uns zuweilen lediglich auf die Bewohner des Schlosses reducirt befinden könnten."

Juste Ciel! welch ein Zustand! Was sollen die Leute mit einander anfangen? Man möchte sich über den bloßen Gedanken zu Tode gähnen. Sie werden Nothschüsse thun müssen, um die ganze Nachbarschaft zu avertiren, daß sie im Begriff sind, de périr d'ennui tout de bon.

Doch es giebt noch andre Mittel, eh man zu diesem Aeußersten schreitet. „An solchen Tagen", sagt Madame de ***, „werden wir sonderbarer und neuer Amusemens höchlich vonnöthen haben, um mit ihrer Hilfe ohne ennui und ohne die traurige Ressource, hoch zu spielen, die unter Verwandten und Freunden etwas Grausames hat, die Zeit nach dem Souper gayement hinzubringen."

Eine biedermännische deutsche Familie, so vornehm sie auch sein mag, weiß sich da leicht zu helfen; nach dem Abendessen werden wir (betrunken oder unbetrunken) ordentlicherweise noch schläfriger, als wir's schon den Tag über sind, und dann gehen, wackeln oder kriechen wir zu Bette. Aber so ist's nicht im Hause der Frau von ***, welches, wie wir sehen, auf den besten französischen Ton gestimmt ist: da muß man noch einige Stunden nach dem Souper gayement passiren — — und Madame de *** beschwört also den Herrn von Paulmy in ganzem Ernste, ihr diese Amusemens anzuzeigen. „Sie, der Sie so viel nützliche und unnütze, langweilige und angenehme Dinge wissen, so viel Gelehrsamkeit haben, mit der ich nichts zu machen weiß, und den Kopf mit so viel Kleinigkeiten möblirt haben, die ich

weit höher schätze — leisten Sie mir noch diesen letzten Dienst! und ich verspreche Ihnen, Sie sollen für dies ganze Jahr Ruhe vor mir haben."

Der Herr von Paulmy antwortet seiner Freundin, wie man sich's zu seiner rühmlichen Gefälligkeit versehen kann. „Ich könnte mich zwar", sagt er, „als einer der standhaftesten Bewohner der Stadt', mit gutem Fug entschuldigen, daß mir alle die Amusemens und kleine — beinahe hätte ich gesagt Kinderspiele, wovon man gewöhnlich auf dem Lande Gebrauch macht, unbekannt seien; aber was würde ich nicht thun, Ihnen zu gehorchen und Ihnen zu gefallen?"

Dies ist wieder ein Charakterzug unsrer westlichen Nachbarn, und gewiß nicht derjenige, der das Wenigste beiträgt, sie zu der liebenswürdigsten unter den europäischen Nationen zu machen. Ein Deutscher*) muß mächtig verliebt in eine Dame sein, um sich eine Angelegenheit daraus zu machen, ihr gefallen zu wollen oder, was ebenso viel sagt, sich ihr gefällig zu machen; und wenn er über Funfzig ist, so ist daran gar nicht mehr zu denken. Ein Franzose kann siebzig und achtzig Jahre alt sein, ohne darum den Gedanken de plaire aux Dames aufzugeben; und da es tausend Wege giebt, sich noch durch andre Dinge als Figur und Jugend angenehm zu machen, so fehlt es ihm selten an glücklichem Erfolg.

Herr von Paulmy versichert also, daß er alle möglichen Erkundigungen eingezogen habe. „Er hat sich bei Denen, die in diesen kleinen Mysterien initiirt sind, Raths erholt, und aus dem, was er auf diese Weise zusammengebracht, ist das Mémoire entstanden, welches den dritten Theil seines Manuel des Châteaux ausmacht und von allen Arten von Spielen handelt. Da sich diese in zwei Hauplclassen, in Bewegungsspiele, Jeux d'Exercice, und in sitzende Spiele, Jeux sédentaires, theilen, so recensirt Herr von Paulmy zuerst, wiewol nur ganz kurz, die verschiednen Arten der noch heutiges Tages üblichen Spiele, welche zu den Leibesübungen gehören — und von denen man überhaupt sagen kann, daß sie im Verhältniß mit der zunehmenden Weichlichkeit und Schwäche, den natürlichen Folgen der immer zunehmenden Verfeinerung, immer ungewöhnlicher werden, zumal

*) Die Rede ist bei solchen Vergleichungen nie von Allen; denn es giebt Ausnahmen, das versteht sich von selbst; auch nicht vom Mehr oder Weniger, sondern von dem, was ordentlicherweise von den Meisten, im Durchschnitt genommen, wahr ist.

in Gesellschaften von beiderlei Geschlecht und unter einer Nation, wo Damen von einem gewissen Rang, ohne die Anständigkeit und den guten Ton zu verletzen, sich weder starken Bewegungen noch der freien Luft (wenigstens keiner, als die nur eben schwer genug ist, um die leichten Seufzer eines Verliebten zu tragen) aussetzen dürfen. Herr von Paulmy schränkt sich daher blos auf diejenigen ein, die im Innern eines Schlosses, in einem Saale oder einer Galerie oder höchstens während der schönsten Tageszeit in den zunächst am Hause gelegenen Alleen und Bosquets gespielt werden.

Das Maillespiel (Jeu du Mail) ist heutiges Tages gänzlich aus der Mode gekommen, wiewol es noch in Ludwig's XIV. Zeiten das Favoritspiel großer Herren war. Da es das heftigste unter allen ist, so haben sich die Damen (einige Männinnen etwa ausgenommen) nie damit abgegeben. Auch die vier Arten von Ballspiel, welche hier erwähnt werden, bleiben billig den Männern überlassen und kommen auch bei uns immer mehr ab, so wie wir dem berühmten Wunderjahr, wo die Männer in Weiber verwandelt werden sollen, näher kommen. An die Stelle dieser Leibesspiele, welche sich besser für die Schultern der Herculesse und die Arme der Penthesileen schicken als für die schmächtigen, zarten, mit Rosen genährten Männerchen und Weibchen, für welche Herr von Paulmy hauptsächlich zu sorgen hat, sind das Billard (eine Art von Maillespiel im Zimmer), das Trou-Madame, dem ich keinen andern deutschen Namen kenne als den sehr unhöflichen — Narrenspiel, und der Volant gekommen, von denen das letztere als eine der zartern Leibesbeschaffenheit der Damen vorzüglich angemessene Leibesübung durch den Umstand, daß es Gelegenheit giebt, die Grazien der Figur und eines schönen Arms auf tausenderlei Art zu ihrem Vortheil zu entwickeln, einen neuen Werth erhält. Einiger Kinderspiele, wobei es hauptsächlich auf die Behendigkeit ankommt, als da sind das Jeu des Barres (zu Deutsch Kämmerchen spielen), die Quatre-Coins (Wie gefällt Dir Dein Nachbar? oder Wo ist gut Bier feil?), Colin-Maillard (Blinde Kuh, in Oberdeutschland auch Blinde Maus), Main-chaude, dem ich keinen deutschen Namen weiß, erwähnt Herr von Paulmy, wie billig, nur im Vorbeigehen. Letzteres ist bekanntermaßen eine Art von Blinder Kuh, wo Derjenige, dem die Augen verbunden werden, die flache Hand auf dem Rücken halten und sich von den Uebrigen ebenfalls mit der flachen Hand tüchtige Schmitze

geben lassen muß, bis er erräth, wer sie ihm gegeben hat. Die Damen, um an ihren weichen Händchen nicht so leicht erkannt zu werden, sind nicht Diejenigen, die bei diesem Spiel des Patienten am Meisten schonen. „Aber dafür", sagt Herr von Paulmy, „hat er auch den Trost, sein Haupt auf den Knieen seiner Verfolgerinnen liegen zu haben" — ein Glück, dessen hoher Werth, wie es scheint, erst dann recht geschätzt wird, wenn man keine Ansprüche auf die Vortheile desselben mehr zu machen hat.

Doch es ist keineswegs unsre Meinung, dem Herrn von Paulmy in seiner Recension aller Jeux d'Exercice et d'Addresse und aller Arten von Hazard- und Commerzspielen zur Seite zu gehen. Die bloßen Namen dieser Spiele, von denen die meisten nicht mehr üblich sind, würden etliche Seiten anfüllen; und man sollte denken, Herr von Paulmy hätte sich viele unnöthige Mühe ersparen können, wenn er die Frau von *** geradezu auf die Académie des Jeux, ein bekanntes und nichts weniger als seltnes Buch, verwiesen hätte. Wir unterbrechen uns also hier eine Weile in einer Arbeit, die unsern Lesern ebenso lästig fallen möchte als uns selbst, und hoffen statt eines trocknen und wenig unterrichtenden Namenregisters sie mit einigen historischen Nachrichten und Anekdoten von den ältesten Arten der Zeitkürzungsspiele, vornehmlich dem Schachspiel, als dem König von allen, auf eine angenehmere Art unterhalten zu können, wiewol wir uns bei dieser (wenn man will) mikrologischen Arbeit von der Hilfe unsers gelehrten Marquis, der blos für Madame de *** schrieb, gänzlich verlassen finden.[1])

---

[1]) Hier folgt (S. 50—70 und im Februarstücke S. 135—148) der Aufsatz, den Wieland selbst schon 1785 im ersten Bande seiner „Kleineren prosaischen Schriften" unter dem Titel: „Etwas von den ältesten Zeitkürzungsspielen", dann im vierundzwanzigsten Bande der Werke gegeben hat; in unserer Ausgabe steht er Th. 35. S. 97 ff. Daran schließen sich als Fortsetzung (Merkur 1781, III. S. 54—71) die Auszüge aus dem Trésor de l'âme und „Der Belialsproceß", die Wieland in den sechsten Band der Supplemente aufnahm. Unsere Ausgabe giebt sie Th. 35. S. 193 ff. Die Auszüge aus dem Trésor werden mit den Worten eingeleitet: „Wir glauben für das Vergnügen unserer meisten Leser zu arbeiten und zugleich etwas nicht Unnützliches zu thun, wenn wir, ohne uns an eine gewisse Ordnung zu binden oder dem Herrn von Paulmy in einer bereits auf 16 Bände angewachsnen Compilation Schritt vor Schritt zu folgen, Ihnen dasjenige davon mitzutheilen fortfahren, was uns im Durchlaufen besonders aufgefallen und auf die eine oder die andre Art interessant vorgekommen ist." Am Schlusse des Belialsprocesses heißt es: „Noch ein Beispiel, wie groß in diesen

Zeiten das Verlangen nach Schriften gewesen, woraus man etwas praktische Philosophie und Menschenkenntniß, so wenig es auch sein mochte, schöpfen konnte, giebt uns die außerordentliche Achtung, worin das Speculum vitae humanae des Rodericus, Bischof von Zamora, gestanden; ein Buch, worin der Plan des Verfassers, das Gute und Böse aller Stände und Conditionen der Menschen vom König bis zum Taglöhner und vom Papst bis zum Laienbruder mit dem Bettelsack als in einem Spiegel darzustellen, zwar sehr interessant, die Ausführung aber nach Herrn von Paulmy's Versicherung so schlecht ist, daß es sich gar nicht mehr lesen läßt. Gleichwol hatte dies Buch nur in dem letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fünf lateinische Ausgaben und zwei in der französischen Uebersetzung. Ob auch eine deutsche davon gemacht worden, können wir nicht sagen, es ist wenigstens sehr zu vermuthen; denn die Uebersetzungssucht ist sogar in unsern Tagen nicht größer, als sie es bei unsern Vorfahren von Anbeginn der löblichen Buchdruckerkunst war." Drei deutsche Uebersetzungen erschienen zu Augsburg, die erste von Steynhöwel 1475, die andern 1479 und 1488. Die Auszüge aus den Mélanges wurden nicht weiter fortgesetzt, an deren Stelle traten das früher eben auf Veranlassung der Mélanges versprochene Verzeichniß nebst Nachrichten von französischen Schriftstellerinnen (unten S. 49 ff.). — A. d. H.

Verzeichniß und Nachrichten

von

französischen Schriftstellerinnen,

welche sich
hauptsächlich in Werken des Witzes und Geschmacks, besonders
im romantischen Fache, hervorgethan haben. [1])

---

[1]) In die „Kleineren prosaischen Schriften" hatte Wieland daraus nur „Christine von Pisan" und „Marguerite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin" (in den zweiten Band, 1786) aufgenommen; der sechste Band der Supplemente der Werke brachte unter den „Literarischen Miscellaneen" außer diesen beiden Aufsätzen noch „Loyse Labé, genannt La belle Cordière", und „Pernette du Guillet, genannt La Cousine". — A. d. H.

[1]) Hier ist der Anfang des Verzeichnisses, wozu wir uns aus Gelegenheit des Romanenkatalogs des Herrn Marquis von Paulmy vor einem Paar Monaten[2]) anheischig gemacht haben. Wir bitten uns die Freiheit aus, in unsern Nachrichten bald weitläufiger bald kürzer zu sein, je nachdem der Gegenstand mehr oder weniger Anzügliches für den Verfasser haben wird. Immer werden wir in allen Aufsätzen dieser Art die Rechte eines Spaziergängers ansprechen, welcher bald schneller bald langsamer gehen oder auch von seinem eigentlichen Wege zur Rechten und Linken abschweifen mag, wenn es darum zu thun ist, eine seitswärts winkende Blume zu pflücken oder an einer Stelle, die ihm gefällt, länger zu verweilen. Auf diese Weise, glauben wir, werde diese Arbeit, die nicht ohne ihre Mühseligkeiten ist, uns selbst und durch eine sehr natürliche Folge auch unsern Lesern angenehmer werden; denn wir zweifeln sehr, daß ein Autor, der sich selbst bei einer Arbeit ennuyirt hat, für Andre unterhaltend sein könne.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 193. f. — A. d. H.

[2]) Im Decemberheft 1780 des Teutschen Merkur; vgl. oben S. 37 f. — A. d. H.

Heloise.[1])

Wenn man auch Diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es blos zufälligerweise und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht geworden sind, die ohne einige Rücksicht auf die Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, commentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, blos aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen Einzigen, der ihnen Alles war, geschrieben haben, so verdient hier wol die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordne Heloise um so mehr den ersten Platz, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, das durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wol die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Dutzend Verse[2]) berühmter geworden ist als manche Poeten durch ebenso viele Tausende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — Alles, was sie Schönes und Erhabnes, Alles, was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz, so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, blos indem sie dem Strom ihres Herzens und

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 194—199. — A. d. H.

[2]) Wieland meint die von ihr erhaltenen Verse. Ihr Ruhm gründet sich aber nicht auf diese allein. — A. d. H.

dem lodernden Feuer ihrer Phantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studirt, für den Philosophen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden aus dem Archive der Menschheit. Auch von Seiten des Geschmacks und des Talents zu schreiben, gebührt diesen Briefen (mit gehöriger Nachsicht gegen das Jahrhundert,*) worin sie lebte) eine der ersten Stellen unter Allem, was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen ist. Ihr Latein ist freilich nicht das vom Jahrhundert August's;**) aber indem sich alles Feuer ihrer Seele darein ergossen hat, ist es zu einem geschmeidigen, bildsamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian selbst hätte ihre Briefe mit Vergnügen lesen müssen. Wenigstens ist gewiß, daß Abälard, der für den scharfsinnigsten Kopf und für einen der beredtesten Männer seiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks ebenso weit als in der Inbrunst der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die französische Sprache war zu Philipp's I. Zeiten noch zu wenig cultivirt,***) als daß sie das Organ der Bewegungen solcher Seelen wie Heloisens und Abälard's hätte abgeben können. Die lateinische scheint damals noch die Lieblingssprache der Leute von Erziehung gewesen zu sein, wenigstens diejenige, in welcher geschrieben wurde; und so schrieb auch Heloise in der lateinischen, in welcher sie, wie der Augenschein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erst unter der Regierung Philipp's des Schönen unterwand sich Jean

*) Die Zeiten Philipp's I., Ludwig's VI. und VII. Heloise starb als erste Aebtissin zu Paraclet im Jahre 1163.

**) Der durch seine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Bussy-Rabutin mußte sein Schul-Latein ziemlich vergessen haben, da er in einem seiner Briefe sagte, er habe nie kein schöner Latein gesehen als Heloisens.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen französischen Sprache ist) commençoit vers la fin du XI. siècle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'éloquence ni dans ceux d'agrément, sagt der Graf von Tressan in seiner Dissertation über den Zustand der französischen Literatur im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateinische in diesen Zeiten die Sprache der Klerisei; und Heloise und Abälard gehörten, als sie einander ihre Briefe schrieben, Beide zu diesem Stande.

de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare französische Sprache zu übersetzen, die sich durch Rusticien von Pisa, den ersten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den ersten Erfinder und Verfasser des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen schon ziemlich gebildet hatte. Es ist eben dieser Clopinel, der sich ungefähr 40 Jahre später einfallen ließ, dieses von dem sinnreichen Loris unvollendet hinterlassene romantische Gedicht zu vollenden und darin ungefähr ebenso reüssirte, als wenn ein griechischer Ostade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwol nahm man's damals nicht so genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18,580 geschmacklosen Verse, worin er die halb entfaltete keusche Rose seines Vorgängers deflorirte, zum Vater der französischen Literatur erklärt. Was aus Heloisens Briefen unter den groben und schmutzigen Fäusten dieses ebenso geschmacklosen als fruchtbaren Versemachers geworden sein mag, kann man errathen, wenn man ihn aus seiner Entwicklung des Romans von der Rose kennen gelernt hat. Unter den neuern französischen Uebersetzungen hat diejenige den meisten Beifall erhalten, welche der Graf von Bussy-Rabutin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führt sie in einer französischen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muster der schönsten Sprache und der geschmackvollsten Art zu übersetzen an. Heutiges Tages würde von diesem Lobe ziemlich viel abgehen; denn welcher noch so kleine französische Bel-Esprit würde sich's nicht zur Schande rechnen, nicht besser zu schreiben, als wie Bussy-Rabutin geschrieben hat? Ein gewisser Dubois, ein Autor, der ebenso gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Holland Zuflucht suchten), kam, vermuthlich aus Finanzabsichten, auf den Einfall, die Liebesgeschichte Abälard's und Heloisens zu einem kleinen historischen Roman umzuschaffen. Diese Art von Novellen waren damals*) sehr in der Mode, und der Roman dieses Dubois, so platt er ist, hat, Dank sei dem Namen Abälard und Heloise! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieser Liebenden willen, welche Dubois seiner Novelle beifügte. Die beste prosaische Uebersetzung ist

*) Im Jahre 1695, da diese Histoire des Amours d'Abellard et d'Héloise im Haag herauskam.

diejenige, welche Dom Gervaise (ehemaliger, in der Folge ausgetretner Abt von la Trappe) seiner, von der Sorbonne verdammten Lebensbeschreibung Abälard's beigefügt hat.

Im Jahre 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Prosa und Versen, der das Publicum mit verschiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Recherches sur les Théâtres de France und mit einigen Romanen beschenkt hat und 1761 gestorben ist) eine versificirte Uebersetzung der Briefe Heloisens und Abälard's, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewol es ihr an Feuer und Kraft, d. i. gerade am Wesentlichsten, fehlt. Popens Heloise an Abälard ist weniger eine freie Uebersetzung als ein Original, wozu der Dichter sich durch Lesung der Briefe Heloisens begeistert hat; natürlicherweise hat er von den interessantesten Stellen dieser Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer seines Colorits und die Schönheit seiner Sprache und Versification. Der Beifall, den diese Composition überall, wo man Englisch lesen kann, erhielt, weckte eine Menge französischer Beaux-Esprits, sich zu Pope's Nebenbuhlern um Heloise aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieser Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parny*) den Vorzug in der erotischen Dichtart streitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir ist keine deutsche Uebersetzung der Briefe Heloisens bekannt, die neben dem Original oder neben Popens und Colardeau's Copien stehen könnte. Ich weiß nicht, ob man eine wünschen soll; aber ein Meisterwerk, in welcher Art es sei, ist immer willkommen, wenn es einmal da ist.

*) Von den Poesien dieses liebenswürdigen Dichters ist erst kürzlich eine dritte Auflage unter dem Titel „Opuscules de Mr. le Chevalier de Parny“ in einem Duodezbändchen bei Hardouin zu Paris herausgekommen.

Marie de France.[1])

Diese Benennung kündigt nach dem heutigen Stil eine Prinzessin von der regierenden Linie in Frankreich an. Aber so war es nicht im dreizehnten Jahrhundert, da diese Dichterin lebte. Sie schrieb sich von Frankreich, blos um nach Gewohnheit der damaligen Poeten einen Zunamen zu haben, und vielleicht weil sie selbst von ihrem eigentlichen Geburtsort keine nähere Kundschaft hatte. Wir können nichts weiter von ihr melden, als daß sie die erste französische Dichterin ist, deren Name und Werke bis auf uns gekommen sind. Sie ist die Verfasserin eines Gedichts, genannt Das Fegefeuer des heiligen Patricius, und einer handschriftlichen Sammlung von Fabeln in Versen, welche Herr Le Franc, der Herausgeber der Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siècle, traduits ou extraits d'après divers Manuscrits du Tems, nebst andern auserlesenen Poesien des nämlichen Zeitalters herauszugeben versprochen. Wir hören, daß dies vor wenig Wochen geschehen sei, und müssen also die nähere Nachricht von diesen Fabeln, welche unsre Aufmerksamkeit vorzüglich rege gemacht, noch so lange versparen, bis wir das Buch selbst in Händen haben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 199 f. — A. d. H.

Christine von Pisan.[1])

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Charakter, ihre Schicksale und den Einfluß ihres Geistes auf ihre Zeit noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen), ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach, worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkürliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhunderte und noch in den beiden folgenden in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe, der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewissermaßen zu lenken wisse, der mit ebenso viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn wiewol man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte, so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wunder-

---

1) Teutscher Merkur 1781, I. S. 200—229. Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken, in welcher besonders der Anfang verändert ist. Die besondere dort gebrauchte Ueberschrift: „Ueber Christine von Pisan und ihre Schriften", mußten wir hier aufgeben. — A. d. H.

männer an ihren Höfen zu haben,*) und wiewol sie eben nicht dafür angesehen sein wollten, als ob sie Alles glaubten, so ging's ihnen doch wie Vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben, keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Märchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, ebenso gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeit lang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V. von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern**) den Beinamen des Weisen er-

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten, so theuer zu erkaufen, wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei; die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte, weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar blos in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwol nebenher gute Wirkung that.

**) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwol ist die Frage, ob er ihn ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlassen. Karl V. vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, chiromantische, geomantische, alchymistische und medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lectüren so sehr, daß in allen seinen Palästen und Lustschlössern Bücher sein mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivin's Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. s. w., im dritten Theil der Mémoires de l'Académie des Belles-Lettres.

worben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof und gefiel dem Könige so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrathe und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmal so viel betrugen und damals eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats- und Cabinetssterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zu viel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann sein, und ein König, wie Karl V. war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwol war das Vorurtheil für die geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande ohne seine Stärke in der Astrologie eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde wie eine Dame von Stande unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen, und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers und reiche Clercs*) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit —**) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber und beehrte ihn

*) So hieß man damals Alles, was nach dem neuern Stil zur Noblesse de robe gehört.

**) „Der Denjenigen für den Würdigsten hielt, der am Meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte", sind Christinens eigne Worte.

mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs und Derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zumal unter einem erst elfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt, und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn wenige Jahre nach dem Tode seines Wohlthäters ebenfalls ins Grab.*) Ducastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Credit, den ihm seine Ehrenstelle gab, Alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahre 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen seiner liebenswürdigen Gattin, die dadurch mit wenig Vermögen und drei unerzogenen Kindern in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob," sagt sie, „die Hände nicht müssig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich selbst die Führerin eines Schiffs zu sein, das in einem stürmischen Meere ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hilflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Lande und Orte. Sorgen und Bekümmernisse drangen haufenweis auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Processe von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte, was er konnte, Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvorkäme." Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß

*) Christine macht in ihrer naiven altwälschen Sprache viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. „Fürsten und Herren ehrten ihn", sagt sie, „nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht Seinesgleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur", sagt sie, „seine allzu große Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigene Familie zum Fehler anrechnen wollen."

sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich, eine Partei zu ergreifen, an welche sie in glücklichen Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Cabinet und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lectüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit „angetrieben habe, Verse zu machen"?[1])

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahr alt, als sie diese neue Profession ergriff, und ließ sich's so angelegen sein, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405. Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn große Bände vollgeschrieben habe, ohne die andern kleinen Dictiés,*) die zusammen ungefähr siebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen; wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was Anders, wiewol gewiß nichts Unschuldigers zu thun. Gleichwol ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen,

*) Sie versteht unter Dictiés oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das englische Ditty ist wol das nämliche Wort mit einer englischen Endung.

[1]) Ursprünglich standen hier die Verse des Horaz (Epist. II. 2. 49—52) nebst Wieland's Uebersetzung. — A. d. H.

anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hilfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen wie das ihrige leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute, denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, ebenso leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar", spricht sie, „in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sei? Aber ich schwöre Dir, meine Seele, Der kannte mich wol nicht und wußte nicht, wer ich war, der dies sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich als Eine, die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wol auch dazu und sagte blos: Gott und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am Besten, daß nichts daran ist."*) Wie die Verleumdung boshaft zu sein pflegt, so mag sie wol nicht ermangelt haben, sowol über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherlei Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richard's II. von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte, als Dichterin bekannt zu werden, herüberkam, um eine politische Eheverbindung zwischen

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je *amoye par amours?* Je te jure, m'âme, que icellui ne me cognosçoit, ne savoit que je estoie, ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.

der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König, seinem Herrn, zu negociiren. Salisbury, ein junger Ritter, dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dictiés zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund, und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter, um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der Bibliothèque Universelle des Romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sei, und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke wie die Bibliothek der Romane sich blos seines Rechts zu bedienen, indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen sein. Gleichwol sollte man, däucht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechsunddreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren hatte, nicht zum Gegenstande einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übel verhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen sein, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein

großer Theil hiervon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war und daher oft mehr zu sagen scheint, als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu sein. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II., mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, am Nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich und bewies ihm große Freundlichkeit und Gnade, sondern ließ sogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen, und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladungen des britischen Königs so höflich ab, als sie konnte, und ruhte nicht, bis sie, wiewol nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so", sagt sie, „schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne."[1])

[1]) Im Merkur folgten hier noch in Parenthese die Worte: „Ne puis croire, que fin de desloyal viengne à bon terme". — A. d. H.

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bei dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducastel in seine Dienste und setzte, wie es scheint, auch die Mutter in den Stand, eine Zeit lang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von Neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahre 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwol, wenn sie anders nicht ein Wenig zu schnell war, bloße Complimente für Ernst aufzunehmen — welches an einem Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist —, wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orléans), eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedene Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen, Paris zu verlassen, wiewol ihr Auskommen daselbst so ungewiß war und außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten, zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche Alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicherweise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit, seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln, und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subscription hatte man noch gar keinen Begriff. Das Einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten und freigebig genug waren, dafür zu bezahlen, oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens

kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch sehr viel Uebriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweideutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen und ihn (ebenso wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen, so wurde sie so unordentlich ausgezahlt und blieb so oft gar aus, daß es fast ebenso viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch die gute Christine war nicht einmal in dem Falle, dies zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie gleichwol auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karl's VI. Hofe gewesen sein, weil sich aus den Registern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daß der Demoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stephan Ducastel, gewesenen königlichen Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater, Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog Königs Karl's, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle, besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom 13. Mai 1411 die Summe von 200 Pfund als ein Gnadengeschenk bewilligt worden" — eine Summe, womit damals mehr als zu Ludwig's XV. Zeiten mit 2000 auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie, edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs Schmerzlichste fühlte.

Gleichwol behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost, aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt[1]) und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot*) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet, mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte, sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sei, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie an mehr als einem Orte mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich aus innerm Triebe und Berufe von Jugend an dem Klosterstande widmete und, unter die Damen zu Poissy (Benedictinerordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dies in ihrer Vision Dame Philosophie unter den Dingen an, weswegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagt sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, où elle, en fleur de Jonesse et très grande beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et dévotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umstände und Charakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des

*) Eine Art von Ueberkleid, das zur damaligen Garderobe gehörte und beiden Geschlechtern gemein war.

[1]) Früher stand hier „coeffirt". — A. d. H.

vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowol wegen der Menge und Mannichfaltigkeit als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geistes unstreitig eine der ersten Stellen unter den französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken, Le Chemin de long étude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von philosophischem Roman, worin nach damaligem Geschmack Alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den Letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette und redet sie freundlich an. „Meine Tochter," spricht sie, „ich habe Mitleiden mit Deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich Deine Führerin auf einer andern Reise sein." „Sehr heilige Dame," antwortete Christine, „ich bin bereit, Dir überallhin zu folgen." Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. „Ist dies nicht das Paradies der Wollust?" ruft Christine aus. „Nein," erwidert die Sibylle, „es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sei immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst Du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene und die Söhne der Götter, die Dichter, um sie her gelagert? Aber Du sollst sie nur im Vorbeigehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt." Die beiden Damen setzen ihren Weg unter

allerlei Gesprächen fort und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrsamkeit an, welche Geographie genannt wird. Diese Station ist etwas groß; denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Constantinopel; von da nach dem Orte, wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Khans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelica, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johann's u. s. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Station von Long-Étude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. „Freund," sagte die Sibylle, „bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne." Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes sein, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame," sagt sie, „wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren. Um Gottes willen!" „Ach, ich sehe wohl," antwortete die Prophetin lächelnd, „die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für Dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll Dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur Diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das Dich zum Himmel emporführt, ist rein; komm, gieb mir Deine Hand! und ich will Dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem Dir so weh ist."

Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte griechische Philosoph war damals noch der Einzige, der den Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigte Christinen alle himmlischen Körper und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen und einen in der Mitte. Vier Damen saßen auf diesen Thronen; deren Name war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider leer. Ehmals (o, der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden; Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveräne vom Thron und regieren nun die Welt nach ihrer Willkür — schlecht genug.

Diese Probe mag genug sein, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwol kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen, von ihren Thronen herabzusteigen und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin ebenso viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seien, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder

den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit, und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch, welches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können, und worin das Nützliche mit dem Angenehmen nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damaligen Zeit glücklicher vereinigt gewesen wäre — nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabei fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brod, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben, Minerva die Kunst, die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst, Oel zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl u. s. w., Arachne die Kunst, Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andere griechische Dame, Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlechte Ehre machen konnte; aber sie schont auch der verschiedenen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Costüme dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebenen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich- oder noch zuvorzuthun. Sie erzählt davon ein Beispiel, das ihr besonders anstößig gewesen sei, und wobei sie in sehr naive Declamationen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktisch, mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer

kostbaren Tapezerei von reichem cyprischen Stoff ausgeschlagen: auf den Einfassungen schimmerte der Name und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bette war nicht weniger prächtig. Blos die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über 300 Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzierte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. „O Sitten," ruft unsre Dichterin unwillig aus, „was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvorzuthun? Warum leidet der König das? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben?" u. s. w. Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl's VI. Zeiten unmäßig sein mußte. Denn daß der größte Theil des Volkes damals in elenden Umständen war, ist unleugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe Alles, was man von ihrer Geschichte weiß, geschöpft ist, theilt sich in drei Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern; im zweiten wird Dame Meinung mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen vorgeführt; im dritten erscheint ihr Dame Philosophie, als Arzt und Trösterin alles menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist Alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificirten Producte die Epistre d'Othea à Hector, oder Le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orléans, Bruders von Karl VI., welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung

und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm Hochachtung für Diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit sein müsse, sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Pyramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine faßliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Baiern und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karl's V. zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war in keiner Betrachtung geschickt, eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind die Enseignemens Moraux de Christine à son Fils und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sei die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Clopinel's:

Vous êtes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes,

vernehmen läßt. „Der böse Mensch!" ruft sie aus, „wie er lügt!"

Nachdem ich so Vieles blos darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich sein, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu sagen.[1]) Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sei (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladif, mais bien complexionné). Dies ist's, was Dame Philosophie im dritten Theil der Vision unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu sein Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt, so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches seinem Urtheil nach das beste unter den Miniaturbildern, die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehemals) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque Universelle des Romans, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivin's Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit

[1]) Ursprünglich lautete die Stelle: „Wir haben uns länger bei dieser einst so berühmten Dame aufgehalten, weil ihre Werke wenig bekannt sind, und weil sie uns unter Diejenigen zu gehören schien, die im Andenken guter Menschen fortzuleben verdienen. Und doch würde man uns vielleicht nicht verzeihen, wenn wir nicht noch ein paar Worte von der Figur einer so geistreichen und interessanten Dame sagen wollten." — In einer Anmerkung nennt Wieland als Quellen des jüngern Boivin: Vie de Christine de Pisan et de Thomas de Pisan, son père, die Bibliothèque Universelle des Romans und die Mélanges tirés d'une grande bibliothèque. — A. d. H.

ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein Wenig offen ist, läßt etwas Weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violettfarbnen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau und drei andere Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

Marguerite von Valois,

Königin von Navarra.[1])

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I., ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn und die guten Dienste, so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem, was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz, den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatze die Rede sein wird.

Marguerite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun, gezeigt.

[1]) Teutscher Merkur 1781, II. S. 257—267. Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken, wo im Titel noch hinzugefügt ist: „als Schriftstellerin". — A. d. H.

Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches in der Lage einer Christine von Pisan vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen, aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemessnen Titel: Marguerites*) de la Marguerite des Princesses, im Jahre 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem Paar dialogirten Stücken von der Art, die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, „Die Satyrn und die Nymphen der Diana“ betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonette u. dergl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélanges, Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et bienfaits findet und Alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes Schuld sei — scheint seine Richtigkeit zu haben. So viel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Stil zu modernisiren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour être un digne et bon Chrétien,
Il faut à Christ être semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
À tout honneur qui est damnable;

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Marguerite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

À la Dame belle et jolie,
À plaisir qui la chair émeut,
Laisser biens, honneurs et Amie:
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
S'éjouir en mélancolie
Et tourment dont la chair s'émeut;
Aimer la mort comme la vie:
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien oder geistlichen Dramen (Die Geburt Christi, Die heiligen drei Könige, Der Bethlehemitische Kindermord und Die Flucht nach Aegypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie in der Wüste vor Müdigkeit und Erschöpfung sich unter einen Baum hingelegt hat und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher, einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Déserts, cessez d'être stériles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Élevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mère,
Présentez lui votre onde pure et claire;
Honneur aurez, quand de vous en prendra.
u. s. w.

Die angenehme Ueberraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Mémoire und Consolation, Jede mit einem großen, mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich Alles wieder. Dies waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht nach damaliger Art aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich, daß sie die Liebe gar nicht kenne; eine Andre findet sich noch glücklicher, weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu und beklagen sich bitterlich, die Eine über die Untreue ihres Mannes, den sie doch einzig liebt, die Andre über die ungegründete Eifersucht des ihrigen wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen, was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der Andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Marguerite wenigstens ebenso unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der Einen wegen der Untreue und der Andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben (und, weil sich das Stück mit einem Tanze schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen), läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. „Man bemerke," sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames, „daß die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Pri-

vilegien drucken zu lassen, und dies zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damals für devot und sogar für gut katholisch passirte."

Für das Letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unleugbar. Wie kam es also, daß sie den beiden betrübten Weibern nichts Bessers zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen sein, weil sie ihr Geschlecht kannte und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht besser zu rathen sei, und weil sie freimüthig genug war, was sie dachte, auch zu sagen? In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz' I., und eine Königin — was hätte sie verhindern können, offenherzig zu sein?

Die Komödie endigt sich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen:

Menons les dancer toutes quatre.

„Auch recht!" sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn; „ich und meine Alte sind dabei, wir wollen's Euch nicht wohlfeil geben:

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer."

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutiges Tages", sagt er, „tanzt man in Paris schon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten." Freilich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am Gewöhnlichsten der Contes de la Reine de Navarre bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe sein können. Gleichwol ist nichts gewisser. Außer dem Zeugnisse eines Geschichtschreibers wie August von Thou beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567

vorgesetzt ist; und Brantôme versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt, in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwol die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, ce voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien qu'elle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. J'ai l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et elle les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on luy eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra ist einer (der vierte in der ersten Journée), wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame bei nächtlicher Weile wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem Andern), war der Mann, der sich's einfallen ließ, bei der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Marguerite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthüre machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte,*) und sie führte ihn ab, wie man sich's vorstellen kann. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß er schon zweimal vorher versucht hatte, Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweite Mal so übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bei ihm war.

durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte, ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit obendrein sein, um nach einem solchen Empfang zum dritten Male wiederzukommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantômens Großmutter zu Gewährsleuten. Die Letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken, sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Marguerite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone, wiewol unter verstecktem Namen, es der ganzen Welt zu erzählen.

[1]) Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und größtentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Costüme der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren und die selten unterhaltenden, wiewol charaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergetzen. Die Erzählungen schwimmen darin wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Commentar über den Solinus, daß die Brühe mehr werth sei als der Fisch.

---

[1]) Der Schluß lautete früher: „Doch genug von den Schriften einer Fürstin, deren kleinstes Verdienst, wie wir schon gesagt haben, war, daß sie so gute Verse machte und so gute Prose schrieb als irgend ein gleichzeitiger Dichter und Prosaist ihrer Nation. Die meisten Schriftsteller werden durch ihre Werke der Aufmerksamkeit werth; bei der Königin Marguerite ist's umgekehrt: ihre Schriften sind blos dadurch merkwürdig und schätzbar, weil es ihre Schriften sind. Denn das, was ihr Andenken allen edeln und guten Menschen ewig werth und heilig machen muß, ist der Charakter ihres Geistes und Herzens, dessen Entwicklung wir uns aus Gelegenheit einer merkwürdigen Reflexion, welche Bayle in der letzten Anmerkung ihres Artikels in seinem Wörterbuche über sie gemacht, auf eine andre Gelegenheit vorbehalten." — A. d. H.

Loyse Labé,

genannt La belle Cordière.[1])

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von Allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat; wir beneiden Diejenigen, die einst so glücklich waren, diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden — und gleichwol kann ein einziges kleines Blatt Alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die italienischen und französischen Versemänner, die sich im Lobe ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Louise Labé die Sappho und Corinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in einer Person; aber eine für unsere Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir ebenso wenig Umständliches und Befriedigendes von ihrem Leben wissen als von Jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke und der vom Parnasse des Dames diesen Abgang näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht und uns unter dem

[1]) Teutscher Merkur 1781, III. S. 23—38. Hier nach dem Abdrucke im sechsten Supplementbande von Wieland's Werken. — A. d. H.

Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu sein beginnen) unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemalt finden werden. Das Zuverlässigste, was man von ihr weiß, besteht in Folgendem.

Louise Labé wurde zu Lyon im Jahre 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, hieß, ist Alles, was man von ihm weiß; das Uebrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog und zuerst in der Welt producirte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es ebensowol möglich ist, daß er an diesem Allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen sein als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italienisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgil's Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Uebungen — kurz, Louise Labé war in einem Alter, wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben, mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dies Alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensirt sie verschiedene Arten von Lastern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sei, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild, das ſie von der Unſchuld und gutherzigen Beſchaffenheit ihres Charakters macht, verdient um ſo mehr für wahr gehalten zu werden, da dies der gewöhnliche Charakter der Seelen iſt, über welche die Liebe die meiſte Gewalt hat. Denn dieſe (wie ſie offenherzig geſteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo ſie unerfahren genug war, ſich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen ſie ſich einzig gewidmet, vor Amor's Nachſtellungen ſicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-là, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour *Bradamante* ou la haute *Marfise*,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Mars et le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Arioſt's (wie er in Italien heißt) war um dieſe Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von ſeiner erſten Bekanntmachung an bei ſeiner eignen Nation war — das Buch, das Jedermann las und wieder las,

so viel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so sehr die weisen Herren, die sich's für Schande hielten, an Märchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuches, was in der jungen Louise Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariost's nachzueifern. Genug, sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahre 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II., wohnte der Belagerung von Perpignan bei und machte unter dem Namen des Capitän Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehemaligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren Beide stark im Geschmacke der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslectüre des Hofes und der Nation wurden, schienen dem Geiste der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam Alles dies der jungen Louise bei einem Abenteuer zu Statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens ebenso bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sei, als daß sie in den Fußtapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbeern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab, als man gehofft hatte, und Capitän Loys kehrte wieder, in Louise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um statt Schwert und Lanze wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionnoise, her-

ausgab, ist nichts Zuverlässiges von ihr bekannt; aber sowol aus der Unterschrift Loyse Labé als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkte erfolgt sei. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so emporgeschwungen, daß er sie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufactur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Namen de la belle Cordelière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonesische Sappho beilegte, schon ein bejahrter Mann gewesen sein und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr unter Substitution seiner Neffen den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahre ihres Alters und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs Längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umganges und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemond's zu profitiren, der sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu sein, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dies war der Zeitpunkt, wo Louise zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen",

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowol ihre eignen Poesien als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, ist nicht wohl zu leugnen; aber daß in diesen oder jenen etwas sei, das die schändliche Qualificirung Courtisane Lyonnoise, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße Zeugniß des Du Verdier*) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen leugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber,**) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurfe, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freigesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Louise Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht blos poetischer Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend sein konnte, so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Louise Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenschaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war und außer dem Tadel der Kunstrichter keine andre Gefahr dabei zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede sein, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich z. B. so loben ließe:

*) In seiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden.

**) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573, fol. L. III. chap. 29; François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Françoise 1584, fol. p. 281.

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée;
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet,
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'euvre,
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre).
u. s. w.

Allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amor's Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariost's Olympia wetteifern oder sie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsard's und Marot's Gedichten und aus Brantôme's Prose mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu Allem diesem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer voraussetzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bei seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte, so dünkt uns, jenes beweise, daß ihr Charakter damals noch unbescholten, und dieses, daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sei.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, passionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht

nicht alle geneigt waren, wie Petrarca, nur zu lieben, um Sonette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das, was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als einem Begünstigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet sein sollte, so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, blos durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften, welche letztern uns überhaupt am Geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles, was von ihr gedruckt ist, sind drei Elegien, vierundzwanzig Sonette und eine prosaische Composition, Débat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damaliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platon's Symposium, wiewol es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sei die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine neue veranstaltet, die im Jahre 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poetes à la louenge de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige griechische Ode ist) 236 Octavseiten einnimmt.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.[1])

Wir haben so eben zwei Lyonerinnen des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, die sich durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor gethan; hier ist noch die dritte und sogar eine Zeitgenossin der beiden Vorigen. Wenn sie vielleicht als Dichterin der Louise Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Louise, daß sie ihren guten Namen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmal und vermählte sich mit ihrem Liebhaber*) (den sie als einen Philosophen und Vertrauten der Musen beschreibt), eh die Verleumdung Zeit gewann, ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italienisch und Spanisch und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem Alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahre 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damals mit Beifall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr,**) wovon das zweite, Fantaisie

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie nach damaliger Sitte den Beinamen die Cousine.

**) In den Annales Poëtiques stehen noch zwei andre ihrer Stücke, Le Triomphe des Muses sur l'Amour und Les Obseques de l'Amour.

[1]) Teutscher Merkur 1781, III. S. 34–38. Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken. — A. d. H.

à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei ist, der, um sehr artig zu sein, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die schönere Versification, d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Phantasie Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft", sagt sie, „habe ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Philosophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten; denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn sie nun, fährt sie fort, recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bei sich haben und, wenn sie erst ein Wenig präludirt und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen, wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihm aufs Wenigste eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich, daß dies Wasser die Kraft hätte, ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir wie ein Leibeigner überall nachfolgen und dienen müßte, so lange, bis Diane neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß, ich würde eine Göttin zu sein glauben! Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wol fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l'aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l'aller, qu'Apollon je n'irrite;
C'est lui, qui seul par ses ecrits s'attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa tres-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Producten der schönen Geister unter Franz I. vermissen, vermißte damals Niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie um eben diese Zeit die Poeterei unsers Hans Sachsens und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel, ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beifall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generation was Bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Literatur bezeichnen, geläutert und fixirt erscheinen sollte, macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgiltig gegen das Schöne, dem der Reiz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei Vielen, ja zuletzt bei den Meisten wieder zu dem, was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultra citraque nequit consistere rectum,[1])

und eine Menge Werke gefallen gerade um deswillen, weswegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

[1]) Hor. Sat., I. 1. 107, wo „quos ultra“ steht. — A. d. H.

Madelaine und Catherine des Roches,

Mutter und Tochter.[1])

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten dieser beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außerordentlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeitgenossen stunden, und zugleich auf dem Maßstab, womit wir ähnliche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, bestimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geist und Costüme des Jahrhunderts zugeschrieben werden, worin die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, besonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser Tochter in ihrer Art allein, und ihr persönlicher Werth, nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens ebenso viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis de Paulmy im siebenten Bande seiner Mélanges sagt) in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts erwarten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kenntnissen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten französischen Städte nach Paris, und die damals in blühendern Umständen war als gegenwärtig, war die Vaterstadt der Dame Madelaine des Roches, deren eigner Geschlechtsname Neveu war. Sie vermählte sich mit Andreas Fradonnet, Herrn des Roches, einem Edelmann aus Bretagne. Sie schlugen ihren Wohnsitz zu Poitiers auf, und

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 212—217. — A. d. H.

Catherine, die einzige Frucht dieser Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den besten Erfolg belohnten. Von dieser Zeit an blieben sie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen gesehen. Das Fräulein des Roches ging hierin so weit, daß sie blos aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die sich aufs Eifrigste um sie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigste unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guersens, einer der beständigsten Liebhaber und der frostigsten Dichter seiner Zeit, als er alle andre Mittel, das Herz seiner Unerbittlichen zu erweichen, ohne Erfolg versucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung seiner selbst glücklicher zu sein und gab eine ausnehmend schlechte Tragödie, Panthea betitelt,*) unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieser Damen geschehen sei, zumal da sie ungleich bessere Verse machten als der Sieur de Guersens und dieser mit einer so heroischen Selbstverleugnung seine Umstände bei der schönen Madelaine schlecht verbesserte.

Das Jahr 1579, wo sich bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die ansehnlichsten Magistratspersonen und berühmtesten Gelehrten daselbst zusammenfanden, scheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen des Roches gewesen zu sein. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo sich die vorzüglichsten Männer von beiden Classen fast alle Abende einfanden; und besonders zeichneten sich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieser Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem seine Recherches de la France und seine Briefe die Reputation eines geschickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, stellte auch hübsche lateinische und ziemlich schlechte französische Verse; und wie Catull deren sehr artige auf den Sperling seiner Geliebten gemacht hatte, so hielt auch Pasquier es seiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einstmals auf dem Busen des Fräuleins des Roches in

*) Die erste von sechsen dieses Namens, welche das französische Theater aufzuweisen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers gespielt und gedruckt.

flagranti ertappt hatte. Das Süjet war eines der glücklichsten für eine poetische Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, ist, daß die ganze gelehrte Gesellschaft, die bei diesem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm, und daß ein kleines Bändchen von griechischen, lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Versen daraus entstand, welche sämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenstand hatten. Da Mutter und Tochter alle diese Sprachen verstanden, so war gegen die Plaisanterie nichts einzuwenden; auch ließen sich's die beiden Damen so wohl gefallen, daß sie in sehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von Paulmy nach; denn ich bin noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Sammlung von Poëtes Chante-Puces, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahre 1587, wo sie Beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und an der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den Annales Poëtiques und in dem Parnasse des Dames zu finden sind, hat die Frau des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras und in Gesellschaft mit ihrer Tochter den Claudian in französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonett auf den Tod einer Freundin von der Mutter des Roches, wiewol wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y on repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race

Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.
  O ma chere Compagne et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si aprés notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

Marie von Romieu.[1])

Ein Bruder dieses gelehrten Frauenzimmers (der sich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo und einem alten griesgrämischen Oheim zu Gefallen eine — Satire gegen das schöne Geschlecht zu schreiben, welche freilich nicht anders als ein sehr abgeschmacktes Werk sein konnte.

Die Schwester glaubte sich verbunden, diese Sünde ihres Bruders aufs Eiligste wieder gut zu machen, und ließ also ungesäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebst einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märterinnen aller Nationen und Zeiten, besonders auch die französischen, und unter diesen namentlich die Damen

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergessen sind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verse des guten Fräuleins Marie von Romieu sind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — so beschaffen, daß sie einer so guten Sache zu Ehren wol hätten besser sein können. Die Laufbahn ist also noch offen und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schwestern in Apollo Lust hätte, sich dieses Verdienst um ihr Geschlecht zu machen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 217 f. — A. d. H.

Georgette de Montenay und Anne de Marquets.[1])

Noch zwei wenig bekannte französische Musen aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die uns der Herr Marquis de Paulmy kennen lehrt. Die erste war Hofdame bei der Königin von Navarra, Johanna von Albret, Mutter Heinrich's IV. Man hat von dieser Dame Sinnbilder mit lateinischen und französischen Quatrains (vierzeiligen Sinngedichten), eine Art von Witz, die damals sehr geschätzt wurde. Die zweite war eine Nonne vom Orden des heiligen Dominique zu Poissy. Ihre Gedichte bestehen aus geistlichen Liedern und 580 ebenfalls geistlichen Sonetten, welche nach der Versicherung des Herrn von Paulmy sehr — erbaulich sein sollen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 218. — A. d. H.

Anne Mallet de Graville.[1])

Auch mit dieser Schriftstellerin aus Franz' I. Zeiten hat uns Herr Marquis de Paulmy zuerst bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. Sie widmete sich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz' I. (deren Andenken sich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bei der Nachwelt erhalten hat), und vermählte sich erst nach dem Tode derselben, im Jahre 1526, mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieser Dame sind nie gedruckt worden; aber der Herr von Paulmy besitzt eine Handschrift davon, auf Pergament geschrieben und mit zwölf schönen Miniaturgemälden geziert, welche drei Gedichte enthält. Das beträchtlichste davon ist der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeschichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio ist. Sie macht den Hauptfond seiner Theseida aus und kam auch dem englischen Dichter Chaucer so interessant vor, daß er sie unter dem Namen The Knight's Tale zum ersten seiner Canterbury-Märchen machte. Die Bibliothèque des Romans hat von diesem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben, der im zweiten Stück des Julius 1779 zu lesen ist. Die Verfasser, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville noch die des Chaucer über dieses Süjet bekannt gewesen zu sein scheint, glauben, Boccaz habe dasselbe aus seinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz selbst, der dies am Besten wissen mußte, sagt in seinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abschrift dieses Gedichts schickt, daß er es aus einem

[1]) Teutscher Merkur 1782, III., S. 219—222. — A. d. H.

schon sehr alten Manuscript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das barbarische Mönchslatein der mittlern Zeit verstehe) gezogen habe.*) Wahr ist's, Boccaz kann dies auch nur blos so vorgegeben haben; aber er habe nun das Süjet gefunden oder erfunden, so besteht die Erfindung, die das wahre Verdienst eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er sein Süjet erdichtet habe, sondern in der lebendigen Darstellung desselben und in der Art, wie er's durch die ganze Behandlung zu seinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, so glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn von Paulmy zu urtheilen, daß man es ohne Uebertreibung dem Besten, was die damalige Zeit in dieser Art aufzuweisen hat, an die Seite setzen könne, wie die Liebhaber aus folgender Beschreibung der Gärten des Theseus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks ist, selbst erkennen mögen.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aisselle,
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin,
Ou n'y avoit que par sa chambre issue.
L'herbe y etoit espaissement tissue
Et maint oeillet, romarin, balme, rose,
L'une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand saveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours;
Petite arene y sembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage;
Mais pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.

*) Derjenige, von dem ich alle diese Notizen habe, ist Tyrwhitt, in einer Note zu seiner schönen Ausgabe der Canterbury-Tales in 5 Octavbänden, London 1775. S. Tom. IV. p. 141.

Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laissant son oreiller,
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;
La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man sieht wol, daß die gute Dame ihre Malerkunst weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat; aber man sieht doch auch, was in ihrer Imagination war, was sie machen wollte, und wie viel von Allem dem, was in ihrer Malerei zu viel und zu wenig ist, theils auf Rechnung einer noch sehr rohen Sprache kommt, theils in dem Nichtaufzuhörenwissen liegt, welches allen Denen eigen ist, die Talent für eine Kunst haben, worin sie noch nicht vollendet sind. Denn der Geschmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne so richtig sagt und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, ist auch immer das Letzte, was ein Meister nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von sehr Wenigen, indem die Vorgänger sich demselben nur näherten und die Nachfolger sich sogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunstgeschichte aller Zeiten und die Erfahrung unsrer eignen Belege genug geben könnte.

Richard Coeur de Lion und Blondel.

Eine Anekdote aus der Geschichte der provençalischen Dichter.[1])

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, IV. S. 210--221. — A. d. H.

Richard, genannt Coeur de Lion, dritter König von England aus dem Hause Plantagenet oder Anjou und zweiter Sohn König Heinrich's II., bestieg den englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jerusalem und das heilige Grab (das durch den wunderreichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttausend europäischer Christen geworden ist) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen und dadurch Europa von Neuem mit einem allgemeinen Eifer entflammt, die durch diesen Verlust nach ihren Begriffen auf die ganze Christenheit gefallne Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war auch Der, bei dem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Geldsummen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone, so viel er nur konnte. „Ich wollte London selbst verkaufen," sagte er, „wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte." König Philipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer; aber so wie der Erste seinem persönlichen Charakter und seinem Rang nach ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heer der Cruciaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, die Rolle des Achill's zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebne Unerschrockenheit und Liebe zu persönlichen Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name wurde so furchtbar unter den Sarazenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem

*) S. Warton's History of English Poetry, Vol. I. 3 und 4.

König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwig's diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde wurden vor irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen: „Wie? meinst Du, Du sehest den König Richard?" Ich weiß nicht, ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läßt. Die Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er sei im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewol der Roman von König Artus sagt, sein Schildknapp habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tode in einen See geworfen.

Indessen blieben doch alle große Thaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Sarazenen hätte verderblich sein können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die Uebrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oestreich, der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friedrich des Rothbarts und seines Sohnes an der Spitze der deutschen Cruciaten geblieben war, trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war die Eroberung von Askalon und ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit, das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drei Monate, drei Wochen drei Tage und drei Stunden versichert wurde.

Unternehmungen wie diese, wo große Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen, um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuren Kräften am Ende — nichts geschafft und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem

Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren muß uns, nach den Grundsätzen einer gesundern Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richard's seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es blos darum zu thun, in die entlegensten Länder auf Abenteuer zu ziehen, sich mit Sarazenen und Riesen und Löwen herumzuschlagen und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen, von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals gar nicht in die Köpfe der Helden. Man taumelte und trieb sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herumzutreiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages, und man wollte sich selbst und Andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dies war der Geist der Ritterzeit.

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oestreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte, sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicherweise nicht hoffen konnte, eine Gelegenheit, Rache an seinem Feinde zu nehmen, ohne seine eigne Person in Gefahr zu setzen, spielte ihm das Schicksal und Richard's Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den niederträchtigen Einfall des Königs Philipp in seine französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Deutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu sein glaubte. Um den Nachstellungen des Gouverneurs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien, und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte

Kleidung ankündigte. Kurz, Richard ward entdeckt, angehalten und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Avantüre begegnet sein, welche eigentlich das Süjet der gegenwärtigen Erzählung ist.

König Richard hatte seine Jugend meistens in seinen französischen Erbländern und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stund und nicht nur eine von den gemeinsten Ergetzlichkeiten der Großen bei Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Succeß getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bei uns Deutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Troubadours oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von je her so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provençalischen Dichter; denn das Provençalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Favoriten genannt werden.

Der Letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzug (wohin dem französischen Adel, nach Massieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König Richard gewidmet und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewol um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, schon ziemlich herabgesunken war. Denn ehmals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu sein und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten celtischen, germanischen und nordischen Völker —

roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist (public spirit), dieses für einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung keinen Begriff mehr haben; wo Jeder Allen und Alle Jedem angehörten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde und Verachtung seines Lebens, wann's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, sein mußte.

Aber all dies fand bei so sehr veränderten Umständen unter den Nachkommen eben dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte durch ganz natürliche Folgen jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigne Erhaltung und Vergrößerung und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern und (wiewol höchst selten) persönliche Treue gegen den Souverän waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten, Probe zu halten und wol gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehmals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch, aber weniger um ihrer wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten, weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von

einander trennten, damals nur eine einzige Profession ausmachten und von einerlei Meistern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden; aber das Lob, so sie erhielten, war weniger verdienter Preis ihrer Tugenden als Kitzelung ihrer Eitelkeit und konnte auch nicht wohl mehr sein, da doch am Ende Der am Meisten gelobt wurde, der am Besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dies ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Süjet führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England; aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden sein könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang Geheimniß. Der Minstrel beschloß, seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Verbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des Letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewol ihm Niemand etwas Näheres sagen konnte, so schlug ihm doch gleich das Herz, daß es sein Herr sein könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, so versuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daß seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Zither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Marguerite Gräfin von Hennegau am Stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beispiel der meisten Damen

dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuz bezeichnen lassen und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dies Lay in provençalischer Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen ließen, so haben wir versucht, es, so gut's gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in sich haben möchte als die galantisirte Uebersetzung der Mademoiselle l'Héritier.

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

„Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb' mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück."

Hier hielt der Minstrel inne; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene Derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bei dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Blondel fuhr fort:

„Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht wie Gottes Hagel drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm, und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan."

Die nämliche Stimme antwortete:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Blondel beschloß mit der letzten Stanze des Liedes:

„Laßt das Feldgeschrei erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang die Lieb' empor mich hält."

Die Stimme antwortete abermal:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Groß war Blondel's Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard sei, der ihm geantwortet; aber um sich gleichwol noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nämlichen Weise hinzu:

„Neid und feige Rachgier lauern
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn, in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondel's Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt Dein Kerker auf."

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

„O, wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier;
Denn — sollt' ich deß erröthen?
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu sein; aber seinem Herrn unmittelbare Hilfe zu leisten, war keine Möglichkeit. Richard hatte wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen, so mußt' es ihm immer Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von Allem, was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreiung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewol mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich VI. und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. Conf. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Françoise, p. 93.

Die vorgedachte Mademoiselle l'Héritier de Villadon, welche sich dieser Geschichte als eines Fadens zu einem kleinen wenig bekannten Roman bedient hat, der den Titel führt: La Tour Tenebreuse et les jours lumineux, Contes Anglois, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poësies de Richard I. surnommé Coeur de Lion etc. Paris 1705. 12°, läßt den Meistersänger Blondel nicht so schnell wegreisen als die Chronikschreiber, denen man diese Anekdote zu danken hat. Sie findet Mittel, ihn in das Schloß selbst hineinzubringen und ihn dem alten Burgvogt, den sie Dietrich nennt, durch seine Lieder und Märchen beliebt, ja zuletzt mit Hilfe der zärtlichen Demoiselle Hedwig, Dietrich's Tochter, zum unmittelbaren Befreier des Königs zu machen. Wir spüren aber keine Versuchung in uns, ihr in allen diesen Verschönerungen der Hauptbegebenheit zu folgen, zumal da wir unsre Leser für das Märchen von Ricdin-Ricdon, womit sie Blondeln den alten Dietrich einschläfern läßt, gelegenheitlich durch andre aus alten Troubadours und Minstrels gezogene Erzählungen reichlich zu entschädigen gedenken.[1])

---

[1]) Dies erfolgte nicht; denn die Erzählung: „Der Vogelsang oder die drei Lehren", nach den „Fabliaux et Contes" im Teutschen Merkur 1778, I. S. 193–211 ist anderer Art. — A. d. H.

Ueber eine Anekdote in Voltaire's Universalhistorie,

die

Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini,

betreffend.[1])

---

[1]) Teutscher Merkur 1773, IV., S. 159–174. – A. d. H.

Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viel Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen als der Herr von Voltaire. Dies ist schon lange eine weltkundige Sache. Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall des Mannes, von dem wir reden, gewesen ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft oder von der Wärme seines Herzens bleiben und von der Gewohnheit, die Gegenstände zu verschönern oder zu verhäßlichern, sie nach Belieben zusammenzusetzen und Schatten und Licht so zu vertheilen, wie sie den besten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind oder zu sein scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sei, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewol man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe Derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil Andrer. Aber dies wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quidlibet audendi[1]) fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den

[1]) A. P., 10. — A. d. H.

ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man außer den Feenmärchen und Tausend und einer Nacht noch niemals ein Beispiel gesehen hat.

Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Crapac, von dieser Schwachheit (dies ist doch wol der gelindeste Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben sei, davon findet sich im zweiten Theil seines Siècle de Louis XIV. oder im 197. Capitel seiner Histoire générale (Tom. VI. pag. 157 édit. 1756)[1]) ein Beispiel von der sonderbarsten Art. Die Sache, die es betrifft, ist an sich selbst von geringer Erheblichkeit. Aber die sorglose Dreistigkeit, womit er uns das unglaublichste aller Märchen, ein Märchen, das der Mutter Gans würdig ist, glauben machen will, ist an einem Schriftsteller wie Voltaire sehr erheblich und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es ist so ziemlich die Gewohnheit des Herrn von Voltaire, sich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen sind, und die man (wenigstens seitdem Herr Swedenborg zu seinen Freunden, den Geistern, gegangen ist, ohne einen Erben seiner Wundergaben zu hinterlassen) in der andern Welt nicht wohl befragen lassen kann, ob sie das auch wirklich gesagt haben, was sie Herr von Voltaire sagen läßt. Auch für das Märchen, wovon diesmal die Rede ist, stellt er einen Mann von Namen und Ansehen aus der andern Welt, den Herrn von Caumartin, ehmaligen Intendanten der königlichen Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit seinen Augen gesehen, und Herr von Voltaire hat sie aus dessen Munde mit seinen Ohren gehört. Was kann man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumartin, Intendant des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von Voltaire! — Karneades und Pyrrho selbst müßten bei solchen Zeugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln sei! Aber das Factum! das Factum! Dies ist wol die Hauptsache. — Also „besagter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Mensch war, sah einst in dem Hôtel de Mazarin in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke ein-

[1]) Siècle de Louis XIV., chap. 25, aus dessen Anfange auch die S. 123 f. angeführte Stelle ist. — A. d. H.

nahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbschaft des damals schon vor einigen Jahren verstorbnen Cardinals Mazarin, dessen Universalerbe bekanntermaßen der Duc de la Meilleraye, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortensia Mancini, war. In einer Erbschaft wie des Cardinals Mazarin ist ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man sich aus diesem, wovon der Schlüssel schon lange verloren gegangen war, bisher so wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wissen zu wollen, was wol darin sein möchte. Herr von Caumartin fand diesen Mangel an Wissensbegierde unverantwortlich und überredete endlich die Herzogin durch die Vorstellung, es könnten doch wol allerlei artige Sachen darin sein, daß sie den Schrank aufschlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde also geöffnet, und siehe! alle Schubfächer desselben waren mit Quadrupeln, goldnen Schaustücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt". Wunderbar genug! aber dies ist noch das Wenigste. Was hatte Madame Mazarin, welche damals schon sehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl stund, über dessen unbegreifliche Verschwendungen die bittersten Klagen führte und bald darauf von ihm entwich — was hatte sie nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umständen so wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle diese ungeheure Menge Goldes handvollweise zum Fenster hinaus, und (was nicht der schwächste poetische Zug in dieser Erzählung ist) sie hatte acht Tage lang zu thun, bis sie mit dieser großmüthigen und, wie man denken kann, der Canaille zu Paris sehr angenehmen Arbeit fertig war."

Ob wol Herr von Caumartin jemals (bei nüchternem Muthe wenigstens) dem Philosophen von Ferney so was erzählt haben mag? Ein königlicher Finanzaufseher in Paris ist freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Herrn von Caumartin — so wie in den Augen des Herrn von Voltaire, welchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zusammengenommen, nicht aufwiegen würden — keine so große Summe sein, als sie es vermuthlich in den Augen des armen Tasso war, da er seine Katze in einem schönen Sonett ersuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leihen, damit er seine Verse dabei schreiben könnte. Allein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb so arg gemacht

hat als unser Dichter. In den arabischen und persianischen Märchen gehen freilich Dinge vor, die, wenn sie nur selbst ein Wenig glaublicher wären, eine solche Erzählung glaublich machen könnten. Da sehen wir zum Exempel einen gewissen Abulkasem, der in seiner Jugend als ein armer Junge den Gästen in einer Fiquaa-Bude Blumen und Citronen anbietet, um seiner schönen Augen willen von einem alten reichen Kaufmann aus Basra zum Erben eingesetzt. Der alte Kaufmann stirbt und entdeckt seinem jungen Erben kurz vor seinem Ende, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze ist. Abulkasem sieht sich nicht sobald im Besitz dieses Schatzes, so fängt er an, mit einer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein Monarch in Asien gleich thun kann. Er verschenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an seiner Art zu leben den Abgang derselben im Mindesten gewahr wird. Endlich dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Khalifen zu Bagdad. Der unglaubige Harun Al Raschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem ist. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da Alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthüre auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und (daß ich's kurz mache) sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Baham's zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet u. s. w. — wie mit Mehrerm zu lesen ist im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruckhnaz, Schwester des Sultans Farruckhrouz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumemee alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumemee und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh

tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen angefüllt, als von einer Sache spricht, die nicht die geringste Schwierigkeit hat. Es ist wahr, dieser Schrank konnte nach einer sehr mäßigen Berechnung nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dies ist allerdings gegen das, was in Abulkasem's Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber gesetzt, daß auch nur eine Million Quadrupel in dem Schranke gewesen wären, so würde dieses doch immer in unsern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübsche Summe gewesen sein. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salomon so genau nachrechnet und die Verlassenschaft des Ersten an Gold und Silber so unbegreiflich findet, scheint dieses Mal vergessen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel, die dazu gehören, einen Schrank, der nur 10 Schuh hoch, 8 Schuh breit und 16 Zoll tief ist, anzufüllen, keine Sache ist, die Einer besitzen kann, ohne es zu wissen. Der Cardinal Mazarin mag noch so große Einkünfte gehabt, noch so viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er dessen so viel gehabt, um sich eines so großen Schranks voll Quadrupel gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von Voltaire bereden will — credat Judaeus Apella![1])

Doch zugestanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln seine Richtigkeit, welches Kind wird sich von irgend einer Sutlumemee in der Welt einschwatzen lassen, daß Madame Mazarin, welche damals, da diese Entdeckung gemacht worden sein soll, in höchst mißlichen Umständen war und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verschwenderischen, bigotten, tyrannischen, mit einem Wort, unerträglichen Gemahl (wie sie ihn durch ihre Freunde geschildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß sie, so groß auch immer ihr Leichtsinn und Muthwille sonst war, albern genug hätte sein können, einen unverhofft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieser außerordentlichen Frau und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des St. Evremond gelesen hat, weiß, daß

[1]) Hor. Sat., I. 5. 100. — A. d. H.

Madame Mazarin durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl in solche Umstände kam, daß sie ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Karl II. während ihres Aufenthalts in England nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke soll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet sein. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus; folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht und also gerade zu einer Zeit gemacht worden sein, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend und grenzenloser Erwartungen konnte sie wol einmal (sie erzählt es von sich selbst)*) in einem Anstoß von Fröhlichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, welche sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehenden Bedienten aus dem Fenster zu werfen; aber acht Tage lang wirft Niemand als ein Wahnwitziger seine Quadrupel bei Händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft eines so großen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte, warum hätte man sie nicht ebenso leicht — und in der That fünf- oder sechshunderttausendmal leichter — vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschafft hätte? Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll sein mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theil des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen sein mochten, und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau wie Madame Mazarin hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin, p. 13.

Gewichte, so sind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von Voltaire im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derselben, nach seinen sonst gewöhnlichen Grundsätzen, hinlänglich wäre, ihn eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeschichte verwerfen zu machen, wenn sie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen gesiegelt worden wäre. Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gasse, und Herr von Caumartin ist der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn sie wahr wäre, im ganzen Europa gesprochen haben würde? Wie kann ein Mann, der sich so gut auf Wirthschaft und Kreislauf des Geldes versteht wie Herr von Voltaire, eine solche Anekdote niederschreiben, ohne daß ihm beifällt, was für einen entsetzlichen Lärm eine Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen und Quadrupeln in einer Stadt wie Paris gemacht haben müßte? Es kann nicht so stille zugehen, wenn eine solche Summe auf einmal wie durch einen Wolkenbruch in die Circulation und, was am Meisten zu bedeuten hat, in die Hände der untersten Classen des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine solche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen und wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig stören. O La Beaumelle, La Beaumelle,[1]) wie würde Dir mitgespielt worden sein, wenn es Dir begegnet wäre, so eine Anekdote fallen zu lassen und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hochachtung für den Verfasser der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle de Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei seiner Schreibart so stark als irgend Jemand und lasse mich durch den Schimmer seiner Einfälle und die Blendwerke seines Vortrags so gerne hintergehen als ein Andrer, vorausbedungen, daß es mir erlaubt sein muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwol nichts dazu, wenn ich nach solchen Beispielen, wie weit ein Mann, der einmal im Besitz ist, zu reden und zu schreiben, was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben diesen Mann mit dem Ernst eines Weisen, der zum Unterricht des menschlichen Geschlechtes schreibt, sagen höre:

---

[1]) Voltaire hatte gegen dessen Ausstellungen sein scharfes „Supplément au Siècle de Louis XIV." geschrieben. — A. d. H.

„Die Lebensbeschreibungen der großen Männer im Plutarch sind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverlässigen Anekdoten. Woher sollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgus gehabt haben? In den meisten Maximen, die er seinen Helden in den Mund legt, ist mehr moralischer Werth als historische Wahrheit. Die geheime Geschichte Justinian's von Prokop ist eine aus Rachsucht geflossene Satire; und wiewol auch die Rache Wahrheit sagen kann, so scheint doch diese Satire, die mit der öffentlichen Geschichte des Prokop in Widerspruch steht, nicht immer die Wahrheit zu sagen. In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, also noch viel weniger dem Prokop nachzuahmen. Wir nehmen nichts für historische Wahrheit an, als was bewährt ist. Wenn Zeitgenossen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucauld, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, so ist diese Begebenheit wahr; widersprechen sie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrscheinlich ist, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre denn, daß verschiedene glaubwürdige Zeitgenossen es einhellig bekräftigten." — Ain tu?[1]) Aus Deinem Munde richte ich Dich, Du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er aus Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwig's XIV. so übel abgeführt wird? „In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen." — O, sehr erlaubt, Herr von Voltaire, sehr erlaubt! Die ganze Welt wird sich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unser Plutarch sein wollen. Die Sache stößt sich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, so unaussprechlich auch Ihre Selbstzufriedenheit ist, unmöglich verborgen geblieben sein kann, wenn Sie den Plutarch jemals so fleißig und so gut gelesen haben, wie ihn Henri IV. las.

„Allein woher", sagen Sie, „sollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurg's genommen haben?" Und daraus schließen Sie (einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist und ewig eigen bleiben möge!), daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäsar's, des Pompejus, des Brutus, des An-

[1]) „Sagst (meinst) Du es?", wie wir „Wirklich?" brauchen. — A. d. H.

tonius und so vieler Andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der griechischen und römischen Geschichte grenzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht; es ist die Geschichte eines griechischen Roland's oder Cid's; Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten Nationalhelden herauszusuchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuversichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß Demjenigen daran gelegen sein, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgiebt?

„Was der Herr von Voltaire dem Herrn Wieland wol zu Leide gethan haben mag?" höre ich einige unsrer Leser fragen. Nichts in der Welt. Ich bin seit 25 Jahren einer seiner Leser und Bewunderer. Ob ihm mein Dasein bekannt ist, weiß ich nicht und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu sagen würde, wenn dieser kleine Ausfall wider ihn zu seiner Wissenschaft käme, kann ich mir sehr gut vorstellen. Aber auch dies beunruhiget mich nicht. Warum sollte ich nicht so viel Recht haben, von einem Schriftsteller, der nur von sehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böses gesprochen hat, meine Meinung ebenso freimüthig zu sagen, als er selbst die seinige über Jedermann und über Alles sagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben als ihn selbst, und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke giebt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, Alles zu sagen, was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Spaß, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unleugbar, daß er viel, sehr viel zu der bessern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten gesagt. Aber gestehen wir, daß er uns

diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, den er schon so lange und mit einer so hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andre Untugenden dieser Art machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die Meisten nur zum Zeitvertreibe lesen, die Wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen.

Was ich hier von dem Philosophen von Ferney gesagt habe, ist ungefähr, was die ganze Welt von ihm denkt und spricht. „Wozu brauchte es also gesagt zu werden?" Ich habe zwei oder drei ganz gute Antworten auf diese Frage; aber sie sind so leicht zu errathen, daß es beleidigend für den Verstand der Leser wäre, wenn ich zu zweifeln scheinen würde, ob man sie errathen werde.[1])

---

[1]) Voltaire bemerkte zu dieser Anekdote, er habe sie später auch bei St. Evremond gefunden. — A. d. H.

Ueber Linguet's

Annales Politiques, Civiles et Littéraires

du XVIII. Siècle.[1])

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 240–258. Vgl. Wieland's Briefe an Merck vom 14. Mai und 1. Juni 1778. – A. d. H.

Herr Linguet[1]) hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller, durch seine Neigung, beinahe über Alles in der Welt andrer Meinung zu sein als andre Leute, und durch seine Händel mit der ehrsamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem unsrer Leser ganz fremde sein könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu sein, welche die zunehmende Verfinsterung des französischen literarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannichfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewol eben deswegen fast immer seicht und unzuverlässig), und in der berüchtigten Kunst, die an Sokrates und Plato so unversöhnliche Gegner hatte, der Kunst, eine schlimme Sache besser zu machen, ist er vielleicht der erste Meister unsrer Zeit.

Es ist beinahe unmöglich, daß die Profession, die er vormals mit einem Erfolg, der vielleicht die Hauptquelle seines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem so lebhaften Geiste nicht einen besondern Schwung gegeben haben sollte, der ihn als Schriftsteller aus den meisten seiner Sprach- und Zeitgenossen ausheben mußte. Ich meine hier nicht sowol die Gewohnheit, Declamationen für Raisonnement zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen

[1]) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims am 14. Juli 1736, hielt sich, nachdem er sich durch mehrere rasch hinter einander erscheinende Schriften ausgezeichnet hatte, als Parlamentsadvocat zu Paris auf. Seine großen Erfolge und die Rücksichtslosigkeit gegen das Treiben seiner Amtsgenossen zogen ihm den Haß derselben zu. Nachdem er von der Liste der Advocaten gestrichen war, gab er von 1777—1792 seine „Annales“ heraus. — A. d. H.

Rednern mehr oder weniger (je nachdem ihre Sache schlechter oder besser war) beigewohnt hat, worin er aber gleichwol allenthalben eine Menge Gesellen hat, die niemals Sachwalter gewesen sind, ich meine vielmehr die Neigung, Sätze zu behaupten, bei denen er sich zum Voraus eines allgemeinen Widerspruchs versehen kann — Sätze zu bestreiten, die mit dem Bilde und der Ueberschrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerspruch angenommenen Meinungen gestempelt waren — gegen Personen, die schon Jahrhunderte lang im Besitz der allgemeinen Hochachtung gewesen, den Advocatum Diaboli zu spielen — und Andre gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längst als unheilbar aufgegeben hatte. Diese Art von Verdienst scheint Herr Linguet als Sachwalter und als Schriftsteller hauptsächlich ambitionirt zu haben; und man muß gestehen, daß man verzweifelte Händel nicht scharfsinniger und mit einer täuschendern Beredsamkeit vertheidigen kann als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, ist ihm so sehr zur Natur geworden, daß sie auch, nachdem ihn die Verfolgungen seiner Widersacher zu einer sogenannten freiwilligen Entfernung aus seinem Vaterlande getrieben,[1]) noch immer die Seele seiner ganzen Thätigkeit ist. Herr Linguet blieb mitten in London, was er noch jetzt — ich weiß nicht wo? ist — immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redselige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucan's Cato, der Einzige von seiner Partei zu sein hoffen kann; nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt daß er ehmals seine Talente mehr in Vertheidigung schlimmer Privatsachen übte, sich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menschheit und zum allgemeinen Contradictor Aller und Jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weise unbillige Ansprüche an sie zu machen oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten scheinen.

Dies ist, däucht mich, der vortheilhafte Gesichtspunkt, woraus seine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Succeß fortgesetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle betrachtet werden können — ein periodisches Werk, dessen Ansprüche nichts Geringers als alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zu-

[1]) Er ging zuerst nach Ferney zu Voltaire, dann nach London. — A. d. H.

sagen sollte, einen Alles überschauenden Verstand und (da Herr Linguet sich dessen ganz allein unterfängt) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntnissen und Einsichten voraussetzt, den man kaum der ansehnlichsten gelehrten Gesellschaft zusammengenommen zutrauen dürfte.

Bei einer solchen Unternehmung möchte man wol ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?[1])

Aber ein so rüstiger Kämpfer wie Herr Linguet erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht, so muß man gestehen, kein Andrer hat jemals den Namen eines philosophischen Hercules mehr verdient; und er ist trotz aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris der beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton, worin er seine „Annalen" angekündigt, und in welchem er sich bisher unverändert erhalten hat, nichts Anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Organ halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Göttersprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst und mit weniger Achtung für Andre geschrieben; und es sei nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts oder (welches der Charakter ist, worin er sich am Meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augenpunkt als so viele einzelne auf unserm Erdenkloße herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am Meisten bewundern soll — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will, zu geben braucht,

[1]) Hor., A. P., 138. — A. d. H.

um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respect als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich Alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwol Niemand zu nahe zu kommen oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem Aehnliches muß es doch wol sein, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller wie Linguet das Compliment machen können: „man finde in jedem Artikel seiner „Politischen Annalen" die Gründlichkeit des Raisonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verschönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sei der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche".*) Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Herrn Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfang wäre als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer wär' es, wenn sich dies blinde Vertrauen bis auf seine Urtheile und auf alle die dreisten Behauptungen erstreckte, die er so vorbringt, als ob es Thatsachen wären, wiewol es im Grunde bloße Urtheile und Meinungen sind; und zwar Urtheile und Meinungen über Dinge, wovon Herr Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen.

Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons Viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgiltig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die, durch den Succeß einiger Franzosen aufgemuntert, sich die bekannte Trägheit unsers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Wir glauben also, daß es keine übel angewandte Zeit sein werde, wenn wir einen kleinen Artikel dazu anwenden, mit Herrn Linguet im Namen der Wahrheit ein Wenig abzurechnen

*) S. das Avertissement vor dem IV. Tome der Annales Politiques, p. 21.

und an einigen von den unzähligen Beispielen, wovon seine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie sehr man Ursache habe, bei Denjenigen auf seiner Hut zu sein, die am Meisten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat sich selbst je ein wichtigers Air gegeben als Herr Linguet. Das sogenannte Avertissement vor dem vierten Bande seiner „Annalen" enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei diesem Manne Alles Phraseologie und Wendung und selbstbeliebige Art, sich die Sachen vorzustellen, ist, und da seine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andere thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut, so weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Ansehen eines Verdiensts zu geben, und sogar die ekelhaften Ergießungen seiner Galle über d'Alembert, Marmontel, La Harpe, Arnault und Andre seiner literarischen Widersacher adelt er zu Diensten, die er dem Staat erweist, und „sein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public". Das ist nun freilich ein Tic, den er mit dem geringsten Friseur und Tanzmeisterchen seiner Nation gemein hat; aber man übersieht auch an einem Friseur, was man einem Manne, der sich für einen Philosophen giebt, nicht übersehen kann. Immerhin mag jener seine Locke, um die Probe über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen;[1]) man lächelt, und damit ist's wie zuvor. Aber wenn der Sophist, der Schwätzer, der philosophische Taschenspieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes sagt: „Mein der Wahrheit geheiligtes Werk soll in dem Brunnen gedruckt werden, worein die Verkehrtheit der Menschen diese Tochter des Himmels sich zu verbergen genöthigt hat", so weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide so spricht, die Achseln zucken, oder was man der Unverschämtheit thun soll, die der Welt durch solche Phrases Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich ist, wollen wir glauben, daß der so ganz über allen Begriff gehende Thrasonismus dieses Mannes ein Fehler seines Verstandes oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit sei, deren er sich selbst nicht mehr bewußt ist, und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga[2]) gehe, der seine Lüge so lange erzählt hatte, bis er sie

[1]) Wie jener in Yorick's Reisen; vgl. Th. XXXV. S. 123. — A. d. H.
[2]) Vgl. Th. XXXII. S. 163 ff. — A. d. H.

endlich selbst glaubte. Und wirklich scheint dies der Fall zu sein, sobald er von sich selbst spricht, welches ihm so oft begegnet, daß ein großer Theil seiner „Annalen" blos mit dem Wind, den er von sich selbst macht, aufgeblasen ist. Es ist ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der schon etliche Jahre gewohnt ist, das ganze Europa zum Confident seiner kleinen Privatangelegenheiten, seiner kleinen Zwistigkeiten und Fehden mit Parisischen Advocaten und Schöngeistern und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von seinen Feinden erlitten haben soll, gemacht hat, sich endlich in die Illusion hineinschwatzt, sich für einen sehr wichtigen Mann zu halten und allen seinen kleinen Schicksalen und Zufällen in seiner Einbildungskraft das Ansehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt sich z. B. erklären, warum er sich so pompöser Bilder bedient, da er uns erzählt, wie es zugegangen sei, daß er in seiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freistatt für den Druck seiner „Annalen" zu finden, sich betrogen gefunden habe. Wäre Herr Linguet ein bescheidner Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet sein müsse) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf oder Bern, oder wo er sonst um die Freiheit, seine Marktschreiersbude aufzuschlagen, nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichten Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' es gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon zu wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so viel Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vorzustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener helvetischen Republiken weder den Herrn Linguet noch seine „Annalen" für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwillen auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich aufs Heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nationen, Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit cynischer Freiheit ins Gelag hineinraisonnirt wird — wenn, sage ich, Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer helvetischen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich, eine solche Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalters der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußte also der Sache einen erhabnern Schwung geben. „Man betrachtete", sagt er, „in der Schweiz

meine Feder als einen elektrischen Conductor, welcher fähig wär', den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde, sie zu fixiren. Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Ministerialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbaren Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen und die Gegend in den Abgrund versenken würden, welche unvorsichtig genug wäre, einem neuen Titan Zuflucht zu gestatten." Es fällt stark in die Augen, daß all dies Persiflage die guten Helvetier lächerlich machen soll. Und freilich, wenn sie fähig gewesen wären, ein Männchen wie Herr Linguet für einen neuen **Titan** und sein Portefeuille für die Büchse der Pandora anzusehen, so würden sie bald aufhören, fähig zu sein, vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Herr Linguet soll uns nicht bereden, so unwürdig von ehrwürdigen und weisen Männern zu denken. Der elektrische Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchse der Pandora und der himmelstürmende Titan sind bloße Meteore seiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeisterei; und vergebens hofft er in ganz Europa einen Kopf schwach genug zu finden, um ihm durch so schülerhafte Rhetorskniffchen so unendlich kleine Gegenstände wichtiger zu machen, als sie an sich selbst sind. Der geringste Mensch kann durch die geringste Handlung unter gewissen Umständen die Aufmerksamkeit des wichtigsten Mannes, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erregen; aber deswegen soll er nicht so albern sein, sich gleich einzubilden, daß er darum selbst ein wichtiger Mann sei.

Doch, wie gesagt, man möchte dem Herrn Linguet seine Eitelkeit immer hingehen lassen, wenn sie nicht die Mutter einer Insolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß sind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes bestehen zu können. Für diesmal mag es an einer Probe genug sein, die in einer Anmerkung in dem schon angezognen Vorbericht zum vierten Theil der „Politisch-literarischen Annalen" zu finden ist.

Linguet, der in diesem Vorbericht den Herren d'Alembert und Marmontel noch schlimmer als jemals mitspielt, hatte (dem Ansehen nach, blos um sich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) gesagt: „die Figur des Herrn d'Alembert könnte Bildhauern zu einem Modell von Majestät dienen". Nun lese man die Note zu diesem Text. „Ich kann nicht umhin,"

sagt Herr Linguet, „dem Herrn d'Alembert bei dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt ist, und die ihm unfehlbar sehr schmeicheln muß. Ich weiß nicht, was für ein Docteur Allemand*) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Physiognomien geschrieben; er offenbart die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menschen herauszufinden. Er versichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf dessen Nase und in dessen Zügen man nicht die Grundlagen seiner Reputation finde. Er citirt den Herrn d'Alembert als ein Beispiel. Wahr ist's, er gesteht, er habe nie den Trost gehabt, ihn zu sehen; aber nach seinen gestochnen Bildnissen, die er sehr studirt hat, versichert der Herr Doctor, sehr wohl bemerkt zu haben, daß diese Nase und diese Züge keinem gemeinen Menschen zugehören". Ich brauche keinem deutschen Leser zu sagen, daß die Rede hier von Lavater sein soll. Aber wer muß der Mensch sein, der in diesem impertinenten Ton von Persiflage von einem Mann wie Lavater und von einem Werk, wie die Physiognomischen Fragmente sind, schwatzen kann? Seit wann ist Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen und Pfarrer in der ersten Stadt von Helvetien als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das besser anstehe, als wenn irgend ein deutscher Exadvocat und Annalist den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, und wenn es auch nur der Pfarrer zu Peirehurade oder Pierre-Buffiers wäre, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? sonderlich wenn nach einstimmigem Urtheil der ganzen Nation dieser Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich ist klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf dessen Unkosten er den ihm verhaßten d'Alembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt,

*) Ich lasse dies Docteur Allemand, wie es ist, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in französischen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand associirt sind, nicht deutsch gemacht werden kann. „Ein gewisser deutscher Schulmeister" oder „Pedant" — würde vielleicht dem, was die Herren Franzosen durch je ne sais quel Docteur Allemand sagen wollen, am Nächsten kommen.

von dem er in einem Ton spricht, der nur dem albernsten Product eines Imbécille angemessen sein kann. Es ist klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon gesehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutsch genug, um es zu verstehen. Aber entschuldigt ihn diese Unwissenheit? Was soll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII. Siècle schreibt, Annalen, deren Umfang sich über ganz Europa erstrecken soll, und dem so wenig daran liegt, sich von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb seinem eignen kleinen Zirkelchen besser zu unterrichten? der von Lavatern und seinem Werke verächtlich spricht und nicht einmal weiß, wer Lavater ist, und was das Werk auf sich hat, das er durch die unverständige Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, besser unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigstens bei seinem Aufenthalt in der Schweiz dazu die beste Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Lavater auch in der Schweiz seine Gegner und Verkleinerer hat. Aber ob Gott will, ist doch wol keiner von ihnen so ungerecht oder so arm am Geist, ihm nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem physiognomischen Werk den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgrenzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringsten Erkundigung wenigstens so viel erfahren können, daß Lavater's Werk nicht das Hirngespinnst eines Träumers, sondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforschers ist? daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt, und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen seiner „Fragmente" urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. s. w. weder versagen kann noch versagen wird? Unstreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lausanne Leute gegeben, die ihm das Alles gesagt hätten, wenn er sich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert sich der größte Theil der sich selbst genugsamen französischen Literatoren um die Verdienste der Deutschen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugestehen, nicht zu wissen,

was ihn seiner Meinung nach nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits Alles, was lernenswerth ist, zu wissen glaubt: aber nur soll er alsdann auch von dem schweigen, was er nicht weiß! Oder sollte er etwa die Verachtung, die er der deutschen und helvetischen Nation durch diese abschätzige Art, von einem ihrer anerkannten größten Männer zu sprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns sagte: „Ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zustand der Wissenschaften bei Euch, und wie viel oder wenig Eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern"? Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall setzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorstand gereichen könnte, daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von seinem gros Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friseur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeschnappt habe. Entschuldigt ihn das? Für tausend junge wandernde Herrchen seiner Nation möcht' es genug sein: aber wahrlich, der Mann, der sich für den noch allein übrig gebliebnen Propheten und Priester der Wahrheit ausgiebt; der Mann, der seine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin sich diese Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf seine Unparteilichkeit und Exactitüde pocht und den nämlichen Aufsatz, worin er solche Proben davon giebt, mit den Worten beschließt: „Je ne me piquerai plus du tout de prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'être — dieser Mann muß gewichtigere Garanten seiner Urtheile haben als Barbiergesellen oder vielleicht einen Journalisten, der nicht besser urtheilt als jene. Von einem solchen ist die Welt berechtigt, mehr zu fordern. Und sollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poétereau et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, so muß ich die Ehre haben, ihm zu sagen: daß noch eine einzige solche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich ist, seine Sendung zum Apostolat der Wahrheit in Europa sehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müssen wir nicht vergessen, daß der Schriftsteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annalist des achtzehnten Jahrhunderts ist, der dem Dictionnaire Encyclopédique sein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infiniment

dangereuse, si elle n'était ridicule qualificirt; der die ganze Akademie der Wissenschaften zu Berlin wegen einer Preisaufgabe, die er nicht versteht oder nicht verstehen will, wie einen Haufen blödsinniger Knaben, die nicht wissen, was sie wollen — die Fürsten Germaniens wie ebenso viel kleine Junker — und einen der größten Menschen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs gespielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundertundachtzehn Hausknechten ihrer Fünfe auf einmal aus dem Felde schlug, behandelt. Einem Scribenten von diesem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten lassen; oder woher sollte sonst die Geduld kommen, womit man alle seine Incartaden, gegen ganze Nationen wie gegen einzelne Personen, und sein politisches Radotage über Welthändel, von denen seine Unwissenheit ihm alles Recht, seine Meinung zu sagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique so wenig Achtung zeigt, ist freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen deutschen Gelehrten anständig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinschrieb, blos darum zu thun, dem Herrn d'Alembert einen Streich zu versetzen. Daß es sich nun just fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mit getroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem französischen Bel-Esprit ungefähr verhält wie die alten Caraiben zu den Spaniern, ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne.

Bei Allem dem wünschen wir zur Ehre der Druckerei, die Herr Linguet in dem Brunnen der Wahrheit angelegt hat, daß er sein Ouvrage consacré à la Vérité künftig von dergleichen Flecken rein halten möge. Denn es ziemt Demjenigen, der bei jeder Gelegenheit seinen encyklopädistischen Gegnern vorwirft, daß ihre Freiheit — freche Ausgelassenheit sei, noch weniger als irgend einem Andern die Freiheit, die man seiner eignen Feder zuläßt, mit so weniger Bescheidenheit zu gebrauchen.

Friedel, Maydieu und Baron v. St****,
Gentilhomme Allemand.

Eine literarische Neuigkeit.[1])

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Horat.[2])

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, IV. S. 65–88. – A. d. H.
[2]) Epist., I. 2. 14. – A. d. H.

Verschiedene Uebersetzungen der Werke von Haller, Geßner, Klopstock, Wieland u. A. m. sollen (wenn man dem ungenannten Verfasser der Recension von Herrn Engel's „Edelknaben" in No. 244 des Journal de Paris von diesem Jahre glauben darf) der neuesten allemannischen Literatur in Frankreich eine große Reputation gegeben haben. Mit dem Theater der Deutschen aber, sagt eben dieser Ungenannte, verhalte sich's anders. Man habe zwar einige Dramen, einige Lustspiele übersetzt, aber keines dieser Stücke habe einen merklichen Succeß gehabt — ohne daß man zur Zeit noch wissen könne, ob der Fehler an den deutschen Autoren, die sich in diesem Fache geübet, oder ob er daran liege, daß die Uebersetzer sich in der Wahl der Stücke vergriffen und unglücklicherweise gerade über die schlechtesten gerathen seien.*)

Das Erste behauptete, wie es scheint, ein gewisser Herr Abbé Maydieu in der Vorrede zu dem von ihm übersetzten oder vielmehr verbesserten und verschönerten deutschen Trauerspiel „Eduard Montrose". Des Letztern bezüchtigt eben diesen Herrn Maydieu ein gewisser Herr Friedel, Professor (der deutschen Sprache vermuthlich) bei den Pagen des königlichen Marstalles zu Versailles, in einem Briefe an die Herausgeber des Journals von Paris vom 28. August d. J.

Herr Friedel nimmt es sehr übel, daß man von dem Theater einer Nation nach einem einzigen Stück urtheilen wolle, und noch übler, daß man, um der französischen ein Probestück dessen, was die deutsche in diesem Fache geleistet hätte, zu geben, gerade ein schlechtes gewählt habe. „Eduard Montrose",

*) Es ist auch noch ein Drittes möglich, nämlich daß die Uebersetzer — entweder weil sie beide Sprachen nicht genug verstanden, oder aus Mangel an Urtheil, Geschmack und Talent der unternommenen Arbeit nicht gewachsen gewesen — schlecht übersetzt haben könnten — welches wol bei den meisten deutschen Werken, die das Unglück gehabt haben, ins Französische travestirt zu werden, der Fall gewesen sein dürfte.

sagt er, „ist in Deutschland sehr schlecht aufgenommen worden; es findet sich, seitdem es ans Licht getreten (d. i. seit 1776), in keinem Verzeichniß der Stücke, die in den ansehnlichsten deutschen Städten gespielt werden; die Journale (z. B. die Allgemeine deutsche Bibliothek im 29. Bande S. 503) urtheilen nichts weniger als vortheilhaft davon; und mit einem solchen Stücke will man den Franzosen zeigen, wie weit die Deutschen noch in der Literatur zurück sind? Aber zu allem Glücke*) giebt es in Frankreich eine Menge Gens de Lettres, welchen die guten dramatischen Dichter Deutschlands, Lessing, Engel, Goethe, Gotter, Brandes, Weiße, Wezel und verschiedene andre, wohl bekannt sind."**) „Die Deutschen", setzt Herr Friedel hinzu, „wiewol sie an Schauspielen nicht so reich sind als die Franzosen, haben derer gleichwol sehr vortreffliche, wovon ich mir vorgesetzt habe, mit Ehestem eine Uebersetzung in 10 Bänden (Hinc illae lacrymae![1])) herauszugeben."

Nach diesem vorbereitenden Schritte trat Herr Friedel bald darauf, nämlich den 14. des Herbstmonds, im nämlichen Journal mit einem Prospectus seines Nouveau***) Théâtre Allemand, ou Recueil des Pièces modernes qui ont paru avec Succès sur les Théâtres des Capitales de l'Allemagne, hervor, worin er mit vielem Vertrauen auf seine gute Sache versicherte: „dieser Zweig der deutschen Literatur, so wenig bekannt er auch den Ausländern sei, sei um so viel kostbarer und verdiene um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil man erst alsdann,

*) Dieses heureusement bezieht sich doch wol mehr auf das Vorhaben des Herrn Friedel's, ein Nouveau Théâtre Allemand auf Subscription herauszugeben, als auf das Glück unsrer guten Schriftsteller; indem nicht wohl abzusehen ist, was diesen dadurch an ihrem Werth oder Wohlbefinden ab- oder zugehen sollte, wenn man sich zu Paris richtige oder unrichtige Vorstellungen von ihnen macht.

**) Dem Namen nach nämlich; und das ist auch schon hinlänglich, um einem deutschen Schriftsteller bei Gelegenheit die schönsten Complimente von der Welt von einem französischen zuzuziehen, wiewol der letzte keine Zeile von den Werken des ersten gelesen hat, noch aus Mangel der Sprache lesen kann, noch vielleicht, wenn er sie lesen könnte, nach seinem Geschmack finden würde.

***) Er nennt es den Neuen deutschen Schauplatz, weil schon vor 10 Jahren ein Théâtre Allemand herauskam, an dessen Spitze — Gottsched's „Cato" figurirte. Was es Deutschland für Ehre gemacht, kann man sich leicht vorstellen. Daß doch die Raben zu schweigen wüßten und ihren Fraß in der Stille verzehrten! sagt Horaz. [Epist., I. 17. 50. — A. d. H.]

[1]) Ter., Andr., I. 1. 99. — A. d. H.

wenn man das Theater einer Nation kenne, im Stande sei, von ihren Sitten und von ihrem Charakter richtig zu urtheilen." Da sehen nun unsre Herren Theaterdichter, was sie gethan haben, und was für schöne Händel sie in Kurzem der Nation zugezogen haben werden! Von ihren Stücken wird man also auf unsre Sitten, auf unsern Nationalcharakter Schlüsse machen. Nach dem Maße von Genie, Erziehung, Talente, Gefühl und Urtheilskraft, Menschenkenntniß, Weltkenntniß, Sprachkenntniß, Lebensart u. s. w., womit unsre Herren Dürk, Bock, Schink, Klein, Schletter, Babo, Brandes, Klinger, Großmann, Stephani, Krauseneck, Rautenstrauch rc. rc. rc. mehr oder weniger versehen sind, wird die Nation gemessen werden, und jeden Fehler gegen Grammatik, Logik, Psychologie, Moral, Geschmack, guten Ton u. s. w., den sie (wie wir — Menschen sind) etwa begangen haben möchten, wird die Nation auf ihrem Rücken tragen müssen! Aber da sehe auch das Publicum in jeder deutschen Hauptstadt, was es riskirt, wenn es so bereitwillig ist, bei einem Eduard Montrose (nach der Versicherung eines gewissen Herrn Baron von St.****) gleich ganze Ströme von Thränen zu vergießen, oder bei — andern, wo eine Person von Geschmack fast immer die Achseln zucken muß, sich haldtodt zu lachen. Immerhin möchte unsre deutsche Gutmüthigkeit mit Allem fürlieb nehmen, was uns vorgesetzt wird, und eben den Beifall, den wir heute einem Lessing zugeklatscht haben, morgen der unzeitigen Geburt eines von Eigendünkel platzenden Witzlings oder dem armseligen Tagwerk irgend eines hungrigen mechanischen Stümpers zuklatschen; wenn keine Uebersetzer wären, hätte das nichts zu sagen. Aber da ist leider ein Herr Friedel, der uns ins Französische transferiren wird! Es wird uns nicht länger erlaubt sein, unsern Kopf wie der Strauß ins Gras zu stecken und uns einzubilden, daß uns Niemand sehe. Wir werden ans offne helle Tageslicht hervorgezogen und vor den Areopagus aller Richter des Schönen und Guten in ganz Europa gestellt werden. Die Stücke, bei welchen das Publicum in Wien, Prag, München, Mannheim, Dresden, Berlin, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg u. s. w. geweint oder gelacht hat, werden, der Wirkung wegen, die sie gethan haben, als Stücke, welche die Nation mit ihrem Beifall gestempelt hat, übersetzt — und nach diesen Stücken, Ihr Deutschen, wird Euer Geschmack, werden Eure Sitten, wird die Stufe von Cultur, auf der Ihr steht, beurtheilt werden!

Mir wird ganz schwül, wenn ich mir diese Folgen der 10 Bände des Nouveau Théâtre Allemand in einiger Klarheit denke. Herrn Friedeln ist so wenig bange davor, daß er, eh er noch den ersten seiner 10 Bände gegeben hat, schon von mehr spricht. „Deutschland", sagt er, „siehet in diesem Augenblick eine Menge *Gens de Lettres**) von einem seltnen und vorzüglichen Verdienste blühen, und wir haben gute Hoffnung, künftig die Anzahl dieser Bände noch vermehren zu können, die wir vor der Hand nur auf 10 setzen wollen." Nun, viel Glücks zum Vorhaben! An Muth fehlt es, wie wir sehen, dem Unternehmer nicht, und an Bänden werden's ihm unsre rüstigen Theaterdichter auch nicht fehlen lassen.

Wie viel oder wenig die Franzosen nach dem, was sie von unsrer Literatur und besonders von dem dramatischen Hauptzweig derselben bereits wissen können, sich von dieser Unternehmung des Herrn Friedel versprechen möchten, können wir nicht sagen. Wenigstens mußte die Aufmerksamkeit rege werden, da man, unmittelbar nachdem der Abt Maydieu ein so ungünstiges Zeugniß von unserm Fortgang in diesem Fache abgelegt hatte, einen Deutschen mitten in Paris aufstehen sah, um eine deutsche Schaubühne in 10 und mehr Bänden anzukündigen; und die Anklage, die er gegen den Herrn Maydieu beim Publicum anhängig machte, war doch nicht so unerheblich, daß man nicht hätte erwarten sollen, Beklagter werde sich darauf vernehmen lassen. Allein der Herr Abt Maydieu gab sich die Miene, dem Herrn Friedel blos durch stillschweigende Verachtung zu antworten.

Diese Art zu antworten, welche in manchen Fällen eine ganz unzweideutige Wirkung unsrer Gewißheit sein kann, daß eine Antwort oder Rechtfertigung überflüssig sei, konnte in

*) Ich weiß nicht, ob es Ehre oder Schande für unsre Sprache ist, daß wir kein gleichbedeutendes Wort für Homme de Lettres, Gens de Lettres haben. Die Franzosen begreifen unter diesem Worte alle die Gelehrten und Ungelehrten, die von Wohlredenheit, Poesie, Geschichte, Philosophie, Philologie, Kritik, Romanenschreiben, Broschürenschreiben, Journalisiren und dergl. Profession machen; und sie gebrauchen es als eine ehrenhafte Benennung, welche Allen zukommt, die in einem oder mehreren dieser Fächer, es sei mit Recht oder Unrecht, Ansprüche machen. Daher ist das Wort Gelehrte zu weit und das ohnehin undeutsche Belletristen zu enge für Gens de Lettres; überdies führt auch das Letzte sowie das kürzlich am Rheine in Schwang gekommne Schöngeist bei uns eine verächtliche Nebenbedeutung mit sich, und mit dem letztern wird es nun wol bald so weit kommen, daß ein Ehrenmann es mit einer Ohrfeige zu erwidern verbunden sein wird.

diesem Falle leicht so aufgenommen werden, als ob Herr Maydieu stillschweigend anerkenne, daß er nichts Befriedigendes zu antworten im Stande sei. So legte es auch ohne Zweifel Herr Friedel aus. Die Sache des Herrn Maydieu wurde, wie leicht zu erachten, nicht besser dadurch, und Herr Friedel konnte, da sein Gegner nicht mehr zum Vorschein kam, als Meister des Kampfsplatzes sich mit einem leicht erworbnen Siege schmeicheln.

Wer hätte bei dieser Lage der Sache denken sollen, daß nach Verfluß einiger Wochen auf einmal ein Gentilhomme Allemand gleich einem Deus ex Machina aus den Wolken fallen, die Sache des Herrn Maydieu nicht nur zur seinigen, sondern sogar zur Sache der ganzen deutschen Nation machen und in der Absicht, die letztere gegen allen eiteln Eigendünkel desto kräftiger zu verwahren, das Trauerspiel Eduard Montrose, ein Stück, das in Deutschland keine Sensation gemacht hat und von einem Verfasser herrührt, dessen Namen unter die unbekanntesten gehört, zu einem der besten, welche unsre Schaubühne aufzuweisen habe, erheben würde?

Und das war gleichwol, was geschah. Denn am 25. des letztverflossenen Herbstmonds erschien in No. 268 des Journal de Paris ein Schreiben eines Gentilhomme Allemand an die Herausgeber, und dieses Schreiben macht seinem ganzen Inhalt nach (zumal wenn es wirklich einen Deutschen zum Verfasser haben sollte) eine so merkwürdige Beilage zu den Annalen der deutschen Literatur von 1780 und 1781 aus, daß wir unsern Lesern das Vergnügen nicht vorenthalten können, es ihnen mitzutheilen. Es lautet, so getreu als möglich übersetzt und mit bloßer Weglassung einiger nicht zur Hauptsache gehörigen Stellen, folgendermaßen.

„Meine Herren!

„Wenn der Brief, welchen Herr Friedel, deutscher Sprachmeister zu Versailles, in Ihr Journal vom 27. vergangenen August hat einrücken lassen, sonst Niemand beleidigte als den Herrn Maydieu, so würde ich's nicht auf mich genommen haben, darauf zu antworten. Aber wiewol ich das Stillschweigen lobe, welches der hochachtungswürdige Uebersetzer des Eduard Montrose*) über diesen unedeln Brief, ohne Zweifel aus gerechter

*) Herr Maydieu nämlich.

Verachtung, beobachtet hat, so muß ich doch meine Landsleute vor den schädlichen Vorurtheilen, die er in meinem Vaterlande autorisiren*) könnte, zu verwahren suchen.

„Sie kennen ohne Zweifel, meine Herren, das Werk, welches der König von Preußen im Jahre 1780 zu Berlin drucken lassen,**) und worin dieser unter den Gelehrten ebenso sehr als unter den Monarchen hervorglänzende Fürst,***) nachdem er die Mängel in den verschiedenen Zweigen der Deutschen Literatur gerüget, von den Schauspielen besonders zu behaupten kein Bedenken trägt: „daß die Deutschen kein einziges Stück hätten, dessen Vorstellung ein Mann von Geschmack aushalten könnte, viel weniger eines, das sich lesen ließe". Sie haben mit dem ganzen erleuchteten Publico den Mitteln, die er den Deutschen giebt, wie sie die Keime von Genie, womit die Natur sie beschenkt hat, entwickeln und zur Vollkommenheit bringen könnten, Ihren Beifall zugeklatscht und zweifeln nicht, sie werden einen so weisen Rath mit dem größten Eifer zu benutzen suchen.

„Wie groß mußte also, um das Gelindeste zu sagen, Ihr Erstaunen sein, als Sie die lächerliche Mühe sahen, die ein Deutscher, ein Unterthan des Königs von Preußen (denn Herr Friedel ist ein Preuße von Geburt) sich gab, alle diese Vorschläge zu vereiteln und seine Landsleute gegen die Denkart seines Herrn, zu überreden, daß sie in der schönen Literatur sehr große Schritte gethan und besonders ihr Theater eine solche Menge dramatischer Meisterstücke aufzuweisen habe, daß er, Herr Friedel, sich im Stande sehe, uns eine Sammlung in vielen Bänden davon zu liefern.

„Gott bewahre mich, daß ich ihm die schmeichelhafte Hoffnung, die er auf eine so wohl ausgedachte Speculation gründen mag, zu Wasser machen wollte! Mag ihm doch seine Unternehmung auf Kosten Aller, die Lust haben, aufs Beste von Statten gehen! Ich habe nichts dagegen. Man muß leben und leben lassen. Nur hätte er, um sich bei den Käufern in Credit zu setzen, nicht sagen sollen: der Uebersetzer des Eduard Montrose habe von dem deutschen Theater nach dem allerschlechtesten Stücke geurtheilt. Denn man kann Herrn Friedel kühnlich

*) Man hat dieses im Original gebrauchte Wort seines Nachdrucks wegen mit Fleiß beibehalten.

**) *Sur la Littérature Allemande etc.*

***) Im Original: Le Prince, aussi *distingué* parmi les Savans qu' *illustre* parmi les Souverains, welches sich nicht wohl wörtlich verdeutschen läßt.

herausfordern, den Franzosen eines zu liefern, das in der Uebersetzung stärker rühren und mit mehr Vergnügen gelesen werden wird als jenes des Herrn Maydieu. Er hätte nicht sagen sollen: man finde dieses Trauerspiel in keinem Theaterverzeichniß irgend einer beträchtlichen Stadt Deutschlands. Denn (nichts von einer Menge andrer Städte zu sagen) wenn sich Herr Friedel nur die Mühe genommen hätte, das Verzeichniß der Stadt München zu Rathe zu ziehn, so würde er gesehn haben, daß das Trauerspiel Eduard Montrose im vorigen Jahre zu verschiednen Malen in dieser Stadt, die eine der beträchtlichsten in Deutschland ist, gespielt worden sei. Er hätte nicht sagen sollen, es habe keinen Beifall gefunden; denn man könnte dem Herrn Friedel eine unzählige Menge Zuschauer nennen, die es nicht anhören können, ohne durch ihre Thränen den unzweideutigsten Beweis des lebhaften Eindrucks, welchen es auf ihre Herzen gemacht, abzulegen.

„Wie dem aber auch sein mag, so lob' ich den Herrn Maydieu sehr, daß er diesen unartigen Brief des Herrn Friedel keiner Aufmerksamkeit gewürdiget hat, und ich hoffe, er wird sich dadurch nicht in seinem Eifer stören lassen, uns in fernern Proben zu zeigen, wie wir es angreifen müssen, um uns die Vorschläge des großen Friedrich's zu Vervollkommung unsrer Literatur recht zu Nutze zu machen.

„Eins der besten Mittel, unsre Nacheifrung zu erwecken, war ohne Zweifel, durch den edelsten und reinsten Stil einer mit dem feinsten Gefühl des Schicklichen ausgearbeiteten Uebersetzung uns alle Schönheiten zu zeigen, die wir unsern Producten zu geben fähig wären, und alle Fehler, die wir zu vermeiden haben, um den Glanz jener Schönheiten nicht durch eigne Schuld wieder zu beflecken.

„Dies hat Herr Maydieu durch seine Uebersetzung des Eduard Montrose geleistet, die ich mit ebenso viel Rührung als Vergnügen gelesen habe; und ich versichre ihn aufrichtig, daß ihm Niemand für die Mühe und Arbeit, die sie ihm gekostet haben mag, mehr Dank wissen kann als ich.

„Ich habe die Ehre zu sein

Der Baron von St****."

Das lass' mir einen Gentilhomme Allemand sein, der der

Nation Ehre macht! Minder eifersüchtig für ihren Ruhm als für ihre wahren Vortheile, erzittert er vor der Gefahr, womit er sein Vaterland bedrohet glaubt durch die irrige Meinung, die ein unbekannter Sprachlehrer zu Versailles von unserm Fortgang in der dramatischen Kunst gefaßt, zu einer ebenso irrigen Selbstzufriedenheit verleitet zu werden; und er hat also nichts Dringenders zu thun, als den schädlichen Vorurtheilen eilends vorzubauen, die dieser Sprachmeister (wie er ihn aus Verachtung nennt) in seinem Vaterlande autorisiren könnte. Natürlicherweise sollte man denken, wenn es dem patriotischen Edelmann blos um diese wohlthätige Absicht zu thun gewesen wäre, so hätte er sein Gegengift in Wien oder Berlin oder München oder irgend einer andern ansehnlichen deutschen Stadt, und nicht in Paris austheilen sollen. Aber keinesweges! In der Einbildung, das Journal de Paris werde in Deutschland ebenso allgemein gelesen als die Hamburger Zeitung, debitirt er sein Verwahrungsmittel gegen die schädlichen Vorurtheile, welche Herr Friedel in dem lieben deutschen Vaterlande autorisiren möchte, mitten in Paris — und um die Autorität des Sprachmeisters mit einem Streich zu pulverisiren, setzt er ihm gar das Ansehen des großen Königs entgegen, welcher ohne Bedenken versichert habe, die Deutschen hätten nicht ein einziges Stück,*) wovon ein Mann von Geschmack die Vorstellung aushalten könnte, geschweige eines, das sich lesen ließe.

Man muß gestehen, das Präservativ des Herrn Baron von St**** ist etwas stark; aber vermuthlich hält er auch die Gefahr für größer, als sie wol sein mag. Es ist mit der Vaterlandsliebe wie mit den andern zärtlichen Leidenschaften. In einem heftigen Anstoß von Patriotismus hat man ebenso wenig als in einem Paroxysmus von Liebe Besonnenheit genug, immer recht zu wissen, was man thut. Man verwundet oft, wo man liebkosen wollte. Kurz, aus gerechter Furcht, die Freude der deutschen Nation über das Nouveau Théâtre Allemand en X. Volumes möchte uns dahin bringen, binnen Jahr und Tagen dem Herrn Friedel noch mit 10 andern Volumes unsre Dankbarkeit zu bezeugen, wußte sich der gute Mann in der Angst nicht anders zu helfen, als — daß er die Schande seines Vaterlandes auf einmal aufdeckt und uns Deutsche vor der ganzen Welt als arme Unmündige darstellt, in welchen zwar einige

*) Den Postzug des Herrn von Ayrenhofer ausgenommen.

Keime von Genie verborgen liegen, deren Entwicklung aber bisher noch nicht möglich war, weil es uns bis zum Jahre 1780 an den ersten und allgemeinsten Kenntnissen mangelte und wir noch nicht wußten, wie und wozu wir unsre Organe brauchen sollten; von denen sich aber gleichwol Vieles hoffen läßt, wenn wir uns nur die neuerlich dargebotnen Mittel, unsre Keime zu entwickeln, und besonders die Großmuth zu Nutze machen wollen, womit der Herr Abbé Maydieu uns in seiner Uebersetzung des Eduard Montrose gezeigt hat, was für Schönheiten wir unsern Werken zu geben fähig wären, und was für Fehler wir zu vermeiden haben.

Es ist freilich in dieser sublunarischen Welt schwer zu sagen, was unmöglich ist, und man sieht alle Tage Dinge begegnen, bei welchen sogar dem ausschweifendsten Poeten, wenn er sie in einem bürlesken Werke zu dichten gewagt hätte, vor dem Vorwurf der Tollheit bange gewesen wäre. Wer wollte sich also unterstehen, schlechterdings zu leugnen, daß es in allen zehn Kreisen des so weitläufigen Deutschen Reiches nicht irgend einen Gentilhomme geben könnte, der (with a vengeance!) einen Brief wie dieser geschrieben zu haben fähig wäre? Und in der That, die Franzosen sind entweder sehr unverschämt, oder, wenn der *Prince Wourstberg* und sein *Grand-Chambellan* und die Prinzessin *Gudule* und der Herr Baron *Schloff* und andre deutsche Personnagen dieses Schlags, mit denen sie sich auf ihren Théâtres de Société lustig machen, nicht aus der Luft gegriffne Undinge sind, von deren Erfindung sie mehr Schande haben als wir, so muß es doch wol hier und da Originale in Allemannien geben, welche verdienten, daß irgend ein französischer Experückenmacher oder verunglückter Bel-Esprit mit ihnen in der Welt herumzöge und sie für Geld sehen ließe.

Indessen müssen wir doch gestehen, daß uns dieser Brief seinem ganzen Inhalt nach verdächtig vorkommt; und Alles zusammengenommen, können wir fast nicht umhin, zu glauben, der Herr Baron von St****, Gentilhomme Allemand, der sich so demüthig vor der französischen Literatur und — dem Herrn Abt Maydieu prosternirt und zu gleicher Zeit auf eine so sonderbare Art gegen seine eigne Nation den Hofmeister macht, sei am Ende kein andrer Mensch als der Herr Abt Maydieu selbst. Denn, in ganzem Ernst, für einen Kammerherrn des Prince Wourstberg oder Wourtsberg hat der Verfasser des Briefes zu viel Analogum Rationis, schreibt auch ungleich besser

Französisch, als es irgend ein deutscher Edelmann in den *Proverbes Dramatiques* spricht; er hat einen *Jargon* und eine Miene, comme qui dirait d'un Homme d'Esprit, aber eine Miene und einen Jargon, woran wir unmöglich einen unsrer Landsleute erkennen mögen. Kurz — der Mann ist zu gut — und zu schlecht, um das zu sein, wofür er sich ausgiebt.

Ein deutscher Edelmann zum Exempel würde doch wol nicht so gar abschätzig von seinen Compatrioten gedacht haben, um sich einzubilden, daß es eines Präservativs bedürfe, sie gegen die schädlichen Vorurtheile zu verwahren, welche die Meinung eines einzelnen Particuliers, wie Herr Friedel ist, in Deutschland autorisiren könnte.

Ein deutscher Edelmann könnte auch vermuthlich so niedrig und unverständig nicht sein, in Sachen der Wissenschaften, der Sprache, des Geschmacks — wo doch wol Jedermann weiß, daß es nicht auf Autorität, sondern auf Kenntniß der Sache ankommt, wo also der erste aller Könige nicht mehr als eine Stimme und diese Stimme (wie die Stimme des geringsten Privatmanns) nicht mehr Gewicht hat, als sie von der Wahrheit und Gründlichkeit des Gesagten erhält — sich auf die Autorität eines Königs zu berufen.

Ein Deutscher (Gentilhomme oder nicht) würde bei Erörterung einer die Literatur seiner Nation betreffenden Frage der Schrift Sur la Littérature Allemande entweder aus Ehrerbietung gar nicht erwähnt oder, wofern er ja geglaubt hätte, sich dessen nicht entbrechen zu können, mit anständiger Freiheit die Ursachen berührt haben, warum Ausländer sich daraus keinen ganz richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur machen können. Von dem Franzosen Maydieu hingegen, der wenigstens ohne Nachtheil sich so anstellen kann, als ob er von Dingen, welche ganz Deutschland weiß, nichts wisse, läßt sich sehr wahrscheinlich präsumiren, daß er sich mit größtem Vergnügen einer so glänzenden Autorität prävalirt haben könnte, um den armen Sprachmeister, seinen Gegner, damit wie mit einem Blitze zu Boden zu schmettern.

Noch viel weniger würde ein edler deutscher Mann fähig sein, Herrn Friedeln ein Verbrechen daraus zu machen, daß er in Literatursachen anders denke als sein Herr, „es *étonnant* pour ne rien dire plus (also wol gar ein Majestätsverbrechen?) zu finden, daß ein Deutscher, ein Unterthan, *contre la Façon de penser de son Maître*, seine Compatrioten bereden

wolle, sie hätten einen sehr großen Fortgang in der Literatur gethan. Nein, wahrlich, so weit ist es mit dem Verfall der Deutschen noch nicht gekommen, und so tief sind wir noch nicht unter unsre Väter herabgesunken, daß ein deutscher Unterthan eines solchen Sclavensinnes oder ein deutscher Fürst einer so Neronischen Anmaßung über den Verstand seiner Unterthanen fähig sein sollte. Und wahrlich, keiner von allen hat stärkere Proben davon gegeben, wie weit er davon entfernt ist, das königliche Vorrecht bis über die Denkart seiner Unterthanen ausdehnen zu wollen, als der große Fürst, dem der angebliche Baron von St**** durch diesen Zug, der eines römischen Delators aus Domitian's Zeiten würdiger ist als eines deutschen Edelmanns, auf eine so ungeschickte als niederträchtige Weise Cour zu machen vermeint hat. Ein solcher Zug konnte nur aus der Feder eines Menschen kommen, dem Sclavengesinnungen gegen seinen Herrn angeboren und mit der Ammenmilch eingeflößt sind. So kann nur eine sehr kleine Seele allenfalls unter einer Nation denken und reden, wo die Ehrfurcht gegen den Souverän so weit getrieben wird, daß nach den eignen Worten eines ganz neuen gepriesenen französischen Schriftstellers „sogar seine Wiege schon der Thron seiner Kindheit ist; wo sich schon vor dem Kinde, das dereinst die Nation beherrschen soll, Alles zur Erde beugt, Jeder mit Ehrfurcht anhört und aufschnappt, was es stammelt, zittert, wenn es sich erzürnt, und wenn es weint oder schreit, sich nicht anders geberdet, als ob die Ordnung der Schöpfung unterbrochen worden sei."*) Unter einer solchen Nation mag es vielleicht ein Verbrechen sein, contre la Façon de penser de son Maître schlechte Schriftsteller für gut oder gute für schlecht zu halten! In Deutschland verträgt sich weder der Nationalcharakter noch die Verfassung noch die Denkart der Fürsten mit einer solchen Abwürdigung der Menschheit.

Was es indessen mit dem Verfasser dieses Schreibens für eine Bewandniß haben mag, so können wir uns doch darauf verlassen, daß es in Paris nicht ohne Wirkung bleiben wird. Die wünschenswürdigste, aber gerade die einzige, die es nicht thun wird, wäre, wenn es den Herrn Friedel abschreckte, sein Nouveau Théâtre Allemand en X. Volumes herauszugeben —

*) S. L'Éloge du Duc de Montausieur, Gouverneur du Dauphin Fils de Louis XIV. par Mr. *la Cretelle*, eine Schrift, die das Accessit von der Académie Française im Jahre 1781 erhalten hat.

eine Unternehmung, die aus vielen Ursachen schwerlich zu unsrer Ehre ausfallen könnte, wenn wir auch wirklich auf jedes halbe Schock elender oder mittelmäßiger Stücke, die seit Gottsched's Zeiten bis auf diesen Tag für unsre Schaubühne geschrieben worden sind, ein vortreffliches aufzuweisen hätten; die aber, so wie die Sachen wirklich stehen, zu nichts dienen wird, als unsre Blöße aufzudecken und schiefe Urtheile bei den Ausländern zu veranlassen, welche der wahren Beschaffenheit unsrer Literatur und der Ursachen, warum wir bei Allem dem, was schon geschehen ist, in einigen Fächern und vielleicht im Ganzen selbst noch so weit unter uns selbst zurücke sind, nicht anders als durch eine gründliche, wohlgeschriebne und ganz unparteiische Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von ihren ältesten Zeiten an verständiget werden können; ein Werk, wozu wir vor dem neunzehnten Jahrhundert wenigstens uns schwerlich Hoffnung machen dürfen.

Ueberhaupt möchte ich wol wissen, wozu die Franzosen oder wir selbst nöthig hätten, daß unsre guten Stücke (denn daß wir einige haben, die sich neben dem Postzug sehen lassen dürfen, gebe ich gerne zu) ins Französische übersetzt werden. Sollten die Franzosen, welche mit einem Corneille, Racine, Crébillon, Voltaire, Molière, Regnard, Destouches prangen können und eine so unendliche Menge guter und schlechter Dramen, kleiner Stücke, Komödien mit Arietten, komischer Opern, Boulevardsstücke, dramatischer Sprichwörter, Paraden, und wie die kleinen Ungeheuer weiter heißen, besitzen, daß sie die ganze Welt damit versehen können — sollten sie unsrer guten Schauspiele oder wir ihres Beifalls bedürfen? Und was nennen wir unsre guten Schauspiele? Einige unsrer besten (deren sehr wenige sind) weichen so sehr von der französischen Form, Art und Kunst, fast in allen Stücken, ab, daß sie zu Paris unmöglich gefallen können. Viele, bei deren Vorstellung eine unzählige Menge Menschen (wie der Herr Baron von St**** sagt) zu München und in andern ansehnlichen Städten Deutschlands die hellen Thränen geweint haben sollen, sind dessen ungeachtet so beschaffen, daß wir uns ihrer entweder jetzt schon schämen oder doch gewiß in zehn Jahren schämen werden. Viele andre könnten vielleicht vor den Franzosen als Nachahmungen der Modelle, welche sie selbst uns gegeben, Gnade finden; aber was soll uns die Ehre, die wir davon haben könnten, wenn es auch einer von

unsern Tragödien- oder Dramenmachern so weit brächte, daß man ihm in irgend einem Café zu Paris eingestünde: er habe seine Sachen für einen Deutschen so ziemlich hübsch gemacht?

Man könnte zwar als einen Grund, warum die Einfuhr unsrer dramatischen Landesproducte in Frankreich jetziger Zeit weniger als ehmals überflüssig sei, anführen, daß die französische Schauspielmanufactur nach den wiederholtesten Versicherungen ihrer eignen Schriftsteller und Kunstrichter neuerlich in großen Abfall gekommen sein soll. Allein wenn dies auch wäre, was für eine Pflicht haben wir Deutsche, ihrem Mangel auf unsre eignen Kosten zu Hilfe zu kommen? Sollte es einmal einem französischen Dyck und Mylius einfallen, so gut Deutsch zu lernen, als diese Herren das Französische verstehen, und dann à leur tour unsre deutschen Schauspiele in französische umzuschmelzen — mögen sie doch! wir werden's ihnen nicht wehren können. Aber warum sollten wir ihnen ohne Noth zuvorkommen und, wie das Sprichwort sagt, unsre Haut selbst zum Kürschner tragen? Doch Herr Friedel hat schon zu viel Schritte vorwärts gemacht, um wieder zurückgehen oder, wie die Franzosen in ihrer eleganten Sprache*) sagen, rückarschen (*reculiren*) zu können. Auch hat er nicht für gut befunden, sich mit dem angeblichen Gentilhomme Allemand einzulassen. Er hat sich begnügt, unmittelbar nach dem Anfall, den dieser auf ihn gethan, in No. 269 des Journal de Paris anzuzeigen: daß er zu Paris wohne und kein Maître de Langue Allemande à Versailles, sondern Professeur en Survivance des Pages de la grande Écurie du Roi sei, und daß er den Brief des Gentilhomme Allemand nicht anders als mit dem ersten Theil des Nouveau Théâtre Allemand beantworten werde, auf dessen Erscheinung mit dem 1. Jänner 1782 man sicher rechnen könne.

Was bei diesem Allem nicht am Wenigsten merkwürdig ist, ist dies, daß zu eben der Zeit, da Herr Friedel das Amt auf sich nimmt, die deutsche Melpomene und Thalia in die Pariser Welt einzuführen, und zu einer Probe, was man von seinen Dichtern und von ihm selbst als ihrem Uebersetzer zu erwarten

*) Schon Voltaire hat ihnen unter andern Unanständigkeiten die Culs, die in ihrer Sprache so häufig am unrechten Ort paradiren, mit einer Bitterkeit vorgeworfen, die sie nur ihrem ersten Schriftsteller verzeihen konnten. Aber dies ist doch, däucht uns, nicht zu leugnen, daß eine Sprache, worin man rückarschen statt zurückweichen, Lampenarsch statt Buchdruckerverzierung, Artischockenarsch statt Kern der Artischocke u. s. w. sagt, keine Ursache hat, mit ihrer Verfeinerung gegen irgend eine andre groß zu thun.

habe — Engel's Edelknaben vorangeschickt hat, auch noch ein Andrer, der sich durch die Buchstaben J. H. E. andeutet, aufgetreten ist, der ebenfalls eine Auswahl der besten deutschen Stücke übersetzen will und ebenfalls mit Engel's Edelknaben den Anfang gemacht hat. Nach der Recension der beiden Edelknaben im Journal de Paris zu urtheilen, scheint Herr Friedel mehr von dem, was man die Uebersetzersklugheit nennen möchte, zu besitzen als sein Nebenbuhler, welcher (sagt man) nicht so gut wie Jener „verschiedene Ausdrücke und Tours de Phrases zu vermeiden gewußt hat, die im Deutschen vielleicht erträglich sein mögen, aber im Französischen eine *Sorte de trivialité* haben". So sagt z. B. der Fürst zum ältern Bruder des Edelknaben: Tenez, Monsieur le Lieutenant, voici Madame votre Mère, une très-respectable Femme, et votre Frère, un très-aimable Garçon. So trivial spricht in Frankreich kein Prinz. Auch hat Herr Friedel die ganze Stelle von dem französischen Windbeutel, dessen der Fürst gegen den Herrn Director seines Gymnasiums erwähnt, weislich weggelassen; denn dans la maison du Pendu il ne faut pas parler de potence. Man kann sich also von Herrn Friedel versprechen, daß er unsre deutschen Corneillen, Racinen, Molièren, La Chausséen, Diderote u. s. w. wenigstens mit Discretion übersetzen werde; und dies ist bei einer Unternehmung, wobei der Ruhm der allemannischen Musen so große Gefahr läuft, doch immer noch einiger Trost.[1])

---

[1]) Im Jahrgange 1782 des Teutschen Merkur (III. S. 292—294) zeigte Wieland den Anfang von Friedel's Uebersetzung mit folgenden Worten an: „Unsre Leser erinnern sich, daß wir von der Unternehmung des Herrn Prof. Friedel's zu Paris, die Stücke, die auf den Schauplätzen der deutschen Hauptstädte mit gutem Erfolg gespielt worden, ins Französische zu übersetzen und unter obigem Titel in einer Sammlung von zehn Bänden fürs Erste herauszugeben, bereits im October des letztverwichenen Jahres unsre Meinung mit aller Aufrichtigkeit gesagt haben, die ein Vorhaben zu fordern schien, wobei die Ehre der deutschen Nation und ihrer Literatur so nahe betroffen ist. Herr Friedel hat sich natürlicherweise dadurch nicht irre machen lassen. Jedermann hat sein Urtheil für sich; zudem war es auch mit seinem Werke schon zu weit gekommen, als daß er mit Anständigkeit wieder hätte zurückgehen können; und wenn ihm auch dabei einige Skrupel aufgestoßen wären, so würde ihn doch der Eifer, womit er in Deutschland selbst zur Ausführung eines so patriotischen Vorhabens aufgemuntert wurde, gar bald wieder beruhigt haben. Die Zeit, die schon so viel gelehrt hat, wird also auch hier lehren, ob die Aufmunterer oder die Abschrecker die Sache aus dem richtigen Augenpunkt gesehen haben. Inzwischen geht dieses Nouveau Théâtre Allemand, hauptsächlich in Deutsch-

land von Deutschen unterstützt, seinen Gang munter fort, und wir haben bereits den dritten Band davon erhalten. Dem ersten ist eine Histoire abrégée du Théâtre Allemand vorausgesetzt, die der Verfasser selbst für unvollkommen giebt, die aber doch das Verdienst hat, die leidliche Seite des Gegenstands den Ausländern in einem so günstigen Lichte zu zeigen, als man an der Spitze eines solchen Werkes billig erwarten kann. Jeder Theil liefert zwei oder drei übersetzte Stücke: im ersten ist die Wahl auf Lessing's „Emilia Galotti" und den „Clavigo", im zweiten auf „Julius von Tarent" und „den Grafen von Olsbach", im dritten auf Weißens „Atreus und Thyest", ein Lustspiel von Wezel und Goethe's „Stella" gefallen. Im Ganzen genommen, scheint uns Herr Friedel geleistet zu haben, was man von einem Uebersetzer aus dem Deutschen ins Französische verlangen kann. Freilich geht im Detail öfters gerade das verloren, was im Original die Schönheit einer Stelle macht; aber die eigensinnige Decenz der französischen Sprache, die sich auf die äußerste Verfeinerung der französischen Sitten gründet, erlaubt auch nicht Alles, was einem deutschen Schriftsteller erlaubt ist und so lange erlaubt bleiben wird, bis auch bei uns conventionelle Formen und Phraseologien alle Freiheit des Genies und der Laune erstickt und unsre Dichter genöthigt haben werden, ihren Helden und Heldinnen keinen Ausdruck zu erlauben, der nicht in den Vorzimmern aller unsrer Höfe decent gefunden wird. Als ein Beispiel hievon führen wir nur die Stelle aus der siebenten Scene des fünften Acts von „Emilia Galotti" an, wo aus dem Deutschen: „so Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll" im Französischen eine *victime de la séduction* worden ist. Man setze im Deutschen statt „so Einer" ein Opfer der Verführung, so ist die Stelle ruinirt und Lessing würde ebenso lieb sein ganzes Stück ins Feuer geworfen haben. Aber Herr Friedel mußte so übersetzen, weil „so Eine" im Französischen platt und unausstehlich gewesen wäre. Indessen hat sich doch gezeigt, daß Herr Friedel in den ersten Theilen noch immer zu getreu war. Die Freiheiten, die er sich mit seinen Originalen nehmen muß, um sie zu Paris präsentabel zu machen, werden immer größer; und wenn sie verhältnißmäßig mit jedem Theile, wie bisher, zunehmen sollten, dürfte zuletzt von dem Beifall, den Herr Friedel dadurch verdienen mag, wenig auf die Rechnung der ersten Verfasser kommen." — A. d. H.

Kleinere Aufsätze und Anzeigen.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.[1])

Indem ich zufälligerweise im achten Buche der alten deutschen Uebersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beim ersten Anblick in die angenehme Ueberraschung setzte, womit man in einer Wildniß mitten unter Disteln und Unkraut eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewol sehr entstellte Uebersetzung der 42. und 43. Stanze im ersten Gesang des Orlando Furioso sei, welche bekanntlich selbst eine freie und verschönerte Uebersetzung des Catullischen „Ut flos in septis“ [2]) ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte deutsche Uebersetzer des Amadis angefangen, um diese zwei Stanzen, die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zweihundert Jahren war, zu transferiren.*) Hier ist zuvörderst das Original:[3])

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina

*) Das Wort übersetzen muß damals noch nicht üblich gewesen sein; denn der Uebersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferiren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

[1]) Nach der Fassung im sechsten Bande der Supplemente von Wieland's Werken; ursprünglich im Teutschen Merkur 1775, I. S. 164—170 unter den „Miscellaneen". — A. d. H.

[2]) Catull., 62. 39. — A. d. H.

[3]) Im Merkur folgte hier noch: „wovon Diejenigen, die es nicht verstehen, eine wenigstens erträgliche Uebersetzung in ottave rime im 6. Bande des T. Merkur's finden können." Wir theilen dieselbe hier mit:

„Die junge Schöne gleicht der Morgenrose,
Des Himmels Lust, der frohen Erde Zier;
Noch blüht sie einsam auf in Florens Schooße,
Aurora lacht, die Weste schmeicheln ihr;

Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor se li avvicina;
L'aura soave e l'alba rugiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina,
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de'.
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine bloße Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieser literarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des spanischen Amadis, zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesange des Orlando Furioso und also auf die vier Stanzen 41 bis 44 erstreckt, als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen oder vermeinten Verschönerungen dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariost's Sakripant (dem er alle Worte nachspricht) auf sich selbst zu schmählen, daß er sich um eine Schöne „plage und peinige, die sich einem Andern schon ergeben und

---

Die Sonne brennt, daß sie ihr liebekose,
Der Schäfer und die Hirtin weiden hier:
Die Hirtin wünscht, die Brust damit zu schmücken,
Der Schäfer eilt, sie zärtlich hinzudrücken.

„Kaum wird dem mütterlichen Strauch entzogen
Die Rose von des Hirten gier'ger Hand,
So ist auch jeder Reiz von ihr geflogen,
Den erst an ihr noch Erd' und Himmel fand:
Ein Jüngling hat den Honig kaum gesogen
Der Blume, die noch mehr als Diamant
Die Schöne zu bewahren hat, so wandern
Auch ihre Reize schon von jedem andern."

A. d. H.

zugeeignet und durch solche Mittel das Beste, so in ihr gewesen, verloren habe". Und nun fährt er fort: „Denn recht zu sagen, ein Tochter und schamhafte Jungfrawe vergleichet sich einer Rosen, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungestümme der Zeit empfahe und die Morgenröte voller Thawes zu irem Gunst sich neiget, und umb solcher Vrsachen willen begeren jhr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, jhre Häupter damit zu zieren vnd jhre kleine Brüstlein oder runde Oepfelein damit zu bestecken, auff jhren zarten vnd eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so baldt von jhrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beyde vom Himmel und Menschen begehren möcht, verleurt: gleichfals auch die Frauw oder Jungfraw, so jhr ein andern die Blumen der Jungfrauwschaft nemmen läßet, welche sie doch höher und wehrter denn ihr Gut und eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bey allen, so jhren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte."

Man sieht, daß Ariost nicht viel dabei gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche ebenso weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreizehnten Jahrhunderts als von unsrer heutigen und wie unendlich weit erst von der Schönheit und Grazie des Florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwol war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferirte Amadis ein Lieblingsbuch der damaligen schönen Welt und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bei aller Gelegenheit dagegen zu eifern.[1])

[1]) Früher hieß es: „Man sieht, daß Ariost durch eine Uebersetzung in diesem Geschmacke nicht viel gewinnen würde. Seine Stanzen mußten schon sehr viel verlieren, indem man versuchte, sie in die französische und aus dieser in die deutsche Sprache überzutragen, welche beide damals noch sehr weit davon entfernt waren, so verfeinert zu sein als die italienische; zumal, was die deutsche betrifft, in Oberdeutschland, wo der Uebersetzer gebürtig war, wie aus den häufigen Idiotismen erhellet, z. B. daß er, wie das Volk in Schwaben noch jetzt thut, ihren statt ihr, ihnen statt ihn, Topen statt Tatzen sagt u. s. w. Dies war schon Nachtheils genug; wie groß mußte der Verlust erst sein, da sie nun gerade in die Hände eines Menschen ohne Geschmack fielen. Denn man muß gestehen, die Translation unsers Ungenannten hat durchaus alle Eigenschaften einer elenden Uebersetzung, die wir noch heutiges Tages so häufig zu sehen Gelegenheit

Vielleicht könnte Jemand denken, ob es nicht ebenso möglich sei, daß Ariost das Selbstgespräch seines Sakripant's dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariost's ist, was diesen Punkt betrifft, außer allem Zweifel; denn die erste Ausgabe seines Orlando Furioso ist vom Jahre 1515, und Johann Diaz stellte seinen achten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahre 1525 ans Licht. Die französische Uebersetzung, welche der deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahre 1543, und die deutsche folgte ihr im Jahre 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius sein.

Indem ich fortfahre, dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Uebersetzung der 49. und 50. Stanze im achten Gesange des Orlando ist. Ich vermuthe und hab' es auch zum Theil wirklich so gefunden, daß die meisten Abenteuer aus Ariost's Rittergedichten auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet und von dergleichen Diebstählen gänzlich frei. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also, wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid und was ihnen in die Hände fiel. Endlich, da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, blos mit veränderten Namen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

---

haben. Sie ist schleppend, ängstlich, wörtlich, ohne darum getreuer zu sein, und gerade da am Schlimmsten, wo der gute Mann verschönern will. Indessen muß man zu seiner billigen Entschuldigung nicht vergessen, daß er in Allem diesem blos dem französischen Uebersetzer Schritt vor Schritt nachgegangen und vermuthlich nicht den geringsten Argwohn gehabt, daß die ganze Rede des Sultan Zair aus dem Ariost entwendet sei; und wenn man bedenkt, daß diese Stelle durch die Hände drei verschiedener Uebersetzer und durch drei nicht minder verschiedene und damals noch wenig polirte Sprachen gegangen, so wird man sich eher verwundern, daß sie nicht noch schlechter gerathen ist." — A. d. H.

Zur neuesten Uebersetzung des Gil Blas von Lesage.

Was Tarpa für ein Ding ist. [1]

Im zehnten Capitel des elften Buchs vom Gil Blas de Santillane sagt der Poet Fabricio Nuñez von einem gewissen Haushofmeister, der seiner Unwissenheit ungeachtet den Kunstrichter machte: Quoiqu'il ait un babil imposant, ce n'est point un connaisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un Tarpa. Der neueste Uebersetzer des Gil Blas giebt dies: „Ein mächtiger Schwadronör ist er, aber nicht Kenner. Demungeachtet macht er den Schnittler", und setzt in einer Note unterm Text hinzu: „Im Original steht Tarpa. Ich bekenne öffentlich, nicht zu wissen, was dies eigentlich sei; weder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das mindeste Licht verschafft. Wie mein englischer Vorgänger sich's bequem zu machen und zu sagen: He sets up for a Tarpa, fand ich nicht rathsam" (der Engländer hatte seine guten Ursachen!). „Hin und her über das Tarpa sinnend, fiel mir das italienische tarpare (verschneiden, abstümpfen) ein, wovon sich jenes Wort füglich herleiten ließe u. s. w. Tarpa bedeutet alsdann einen Kunstrichter gewöhnlichen Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks des Witzes so lange verschneidet und verstümpft, bis sie seinem Stumpfsinn gänzlich angemessen sind" u. s. w. Und nun fährt der Uebersetzer in seiner Note fort, ganz diensame Sachen über die Bedeutung der Worte Schnittler und Krittler zu sagen — um derentwillen aber freilich seine Ableitung des Worts

[1] Teutscher Merkur 1780, III. S. 43—45. — A. d. H.

Tarpa von dem italienischen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls solchen wackern Leuten eine deutsche Uebersetzung eines französischen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa Jemand das Räthsel schon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa sei, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verschaffen; aber ein gewisser alter lateinischer Autor, Namens Horatius, hätt' es können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze dran setzen, daß Lesage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anspielungen ist und seinen Schulsack immer auf der Schulter trug) unter diesem Tarpa keinen andern Menschen meinte noch meinen konnte als den nämlichen Tarpa, dessen Horaz in der zehnten des ersten Buchs seiner Satiren in folgenden Versen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona dumque
Diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo.
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu besserm Verständniß dieser Verse merkt der alte Scholiast an, daß damals die Dichter zu Rom (die dramatischen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Musen fünf dazu von Polizei wegen bestellten Kunstrichtern vorlesen und den Beifall derselben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh sie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieser Kunstrichter, und man hat nicht die mindeste Ursache zu vermuthen, daß er seinem Amte nicht mit Ehren vorgestanden. Lesage, der (ohne deswegen weniger Bel-Esprit zu sein) dies so gut wußte als sein Schulmeister, wollte also durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot, sondern einen Kunstrichter vom ersten Rang, oder was man sonst einen Aristarch zu nennen pflegt, andeuten. Sapienti pauca!

Mademoiselle de Lussan. [1])

Mademoiselle de Lussan, die Verfasserin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwig's XIV., dem goldnen Alter der französischen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren und lebte bis ins Jahr 1758. Da sie sich ihrer Mutter, die unter dem Namen La Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, so war es immer sehr glücklich für sie, daß ihr das Publicum in der Ungewißheit den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV. weder eine geistliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, Niemand zutraute, daß er sich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von Andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Dasein nahm, daß Mademoiselle de Lussan mit diesem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geistesgaben entwickelte und den Grund zu den sittlichen Eigenschaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundschaft edler Menschen, selbst unter Personen vom höchsten Range verschafften; eine Freundschaft, die man um so sichrer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs schreiben kann, weil die Natur mit andern persönlichen

[1]) Vorrede zu: „Thessalische Zauber- und Geistermärchen" aus dem Französischen der Mademoiselle de Lussan, übersetzt von J. S. G. S(chorcht). Zittau und Leipzig 1800. — A. d. H.

Reizen äußerst karg gegen sie gewesen war. In ihrem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Bischof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieser Prälat, der sich durch seine Abhandlung über den Ursprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieser Art von Werken der Phantasie und des Geschmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent seiner jungen Freundin ausfindig; und er soll es gewesen sein, der sie aufgemuntert, sich dieser Art von Composition zu widmen, worin die berühmte Gräfin Lafayette eine neue Bahn eröffnet und in Zaïde und der Prinzessin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgestellt hatte. Der erste Versuch unserer Dichterin, Die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieser interessante und wohlgeschriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umstande, daß sie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte sie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken sind die Anecdotes de la Cour de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum ersten Mal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten, und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten und die noch jetzt (da so viele vortreffliche französische und engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen die ältern nach und nach verdrängt haben) sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmärchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von Lafayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenède und der Scudéry geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucian's und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine ebenso vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen,

als der Einfall, einige liebenswürdige thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschaffte, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben, immer kann ihm das Verdienst einer reichen Einbildungskraft, sinnreicher Erfindung und verständiger Behandlung der Süjets, einer lebhaften, wiewol etwas zu weitläufigen und zu viel dramatisirten Erzählung, interessanter Situationen, angenehmer Gemälde und, was in meinen Augen nicht wenig ist, einer reinen und in den gemeinsten Verhältnissen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgesprochen werden. Wer die Verfasserin kannte, stimmt darin überein, daß sie eine schöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menschlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmsten Freundschaft und der edelsten Handlungen fähig war, besessen habe. Dieses Herz, diese Seele hat sich auch ihren Werken mitgetheilt und athmet vorzüglich in diesen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und sehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Uebersetzung als eine angenehm unterhaltende, unschuldige und lehrreiche Lectüre, besonders für junge Personen des schönen Geschlechtes um so zuversichtlicher empfehlen kann, da es bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittödtenden Romanen noch immer so sehr an solchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

Ueber eine Aeußerung Rousseau's in den Lettres écrites de la Montagne in Bezug auf Wunder.[1])

Zu der Stelle eines Aufsatzes, Rousseau's Lehre von den Wundern von einem Anonymus (Teutscher Merkur 1787, III. 169—174):

„Gesetzt aber, daß ich selbst ein Mirakel gesehen zu haben glaubte? Auf diesen Fall erwidert Rousseau: Au lieu, de me rendre crédule, j'aurais grand peur qu'il ne me rendit que fou. Diese Aeußerung hat man ihm sehr übel genommen. Ich glaube, mit Unrecht. Mich dünkt, Rousseau wollte nur sagen: Eine mir unmerkliche Täuschung meiner Sinne oder meiner Einbildungskraft zu vermuthen, wäre in diesem Falle noch immer natürlicher, folglich vernünftiger, als eine Ausnahme von bekannten beständigen Naturgesetzen anzunehmen,"

bemerkt Wieland in einer Anmerkung:

„Ich denke nicht, daß dies der Sinn der angezogenen Worte Rousseau's sei. Ich übersetze sie so: „Wenn ich in den Fall käme, etwas zu sehen, das ich für ein Mirakel halten müßte, so besorge ich sehr, es würde mich, anstatt gläubig, närrisch machen, oder ich würde den Verstand darüber verlieren." Er will vermuthlich damit sagen: ein einziger Fall, wo das Zeugniß seiner Sinne mit dem, was vermöge des ordentlichen Laufes der Natur geschehen müßte, im Widerspruch wäre,

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. S. 173. — A. d. H.

würde ihn in die Alternative setzen, entweder seinen eigenen Sinnen oder seiner Vernunft nicht mehr trauen zu dürfen; und der violente und unnatürliche Zustand, in welchen er sich dadurch versetzt fände, wäre hinlänglich, ihn um den Verstand zu bringen. Mich dünkt, Rousseau habe hiemit eine große Wahrheit gesagt. Es giebt Fälle, wo nur Diejenigen den Verstand nicht verlieren, die keinen haben, oder, was sehr oft auf das Nämliche hinausläuft, die sich die unglückliche Gewohnheit zugezogen haben, bei gewissen Gelegenheiten keinen Gebrauch von ihrem Verstande zu machen."

Voltaire's Candide, ins Deutsche übersetzt.[1])

Man sage nicht: „Wozu einen Candide übersetzen, den doch Jedermann lieber im Original lesen wird?" Es ist allemal Gewinnst für die Literatur, wenn ein ausländisch Originalwerk wie Candide, ein Lieblingsbuch aller Leute von Verstand, gut übersetzt wird. Dies Verdienst kann dem neuen Uebersetzer nicht abgesprochen werden. Er hat sich des Geistes seines Autors bemächtigt, und man fühlt durchaus, daß er mit innerlichem Beruf, Lust und Liebe gearbeitet. Sein Ausdruck hat alle Tugenden eines guten Colorits; er hat den komischen Stil sehr in seiner Gewalt; sein Ton ist meistens gut und soutenirt, wenigstens begegnet's ihm nicht oft, daß er um ein Tantillum höher oder tiefer stimmt, als Tonart und Harmonie erlauben. Das haarscharf treffende Gefühl fürs Zuviel und Zuwenig ist freilich das Non plus ultra aller menschlichen Kunst; dazu gehört viel Studium und Uebung, und zu beiden viel Fleiß und Länge der Zeit, ohne welche nichts reif wird. Genie macht's nicht aus; denn die Natur allein macht keine Künstler, und Künstler muß Der doch sein, der ein Kunstwerk hervorbringen will? Die zuweilen vorkommenden niedrigen Redensarten nehmen wir dem Uebersetzer nicht ohne Unterschied übel. Manche niedrige Redensart (z. B. die O Jemineesgestalt S. 19) fällt uns nur auf, wenn sie der Autor braucht, wo er in eigner Person spricht; im Munde einer Person aus dem Pöbel würde sie nicht anstößig sein. Diesen Unterschied vergessen

[1]) Diese Anzeige von „Candide oder die beste Welt, aufs Neue verteutscht. Mit 5 Kupfern von Chodowiecky, Berlin 1778", stand im Teutschen Merkur 1778, I. S. 297—299. — A. d. H.

heutiges Tages Autoren und Leser gleich oft. Hingegen wünschten wir Sprachunrichtigkeiten, offenbare Fehler wider die Grammatik, besonders auch die so sehr zur Mode werdende Auslassung der Hilfs- und Verbindungswörter an Orten, wo sich's gar nicht schickt, von Jedem, der gut schreiben kann, eben so sorgfältig vermieden, als ein wohlerzogner Mensch sich hütet, mit Löchern in den Strümpfen in gute Gesellschaft zu gehen oder das Hemd aus dem Hosenlatz hervorgucken zu lassen. Gute Schriftsteller müssen sich vor solchen Licenzen um so mehr hüten, weil es jetzt eine Epidemie unter dem papierbekleckenden Völklein ist, eine Sprache zu schreiben, die gar keine Regeln hat. Die Freiheit, die sich der Uebersetzer mit seinem Original genommen hat, hier und da einen kleinen Zug einzuweben, der dem Ganzen mehr die Miene eines deutschen Products geben soll, ist am Ende nur Ausübung des Vergeltungsrechts; die Franzosen machen's Engländern und Deutschen schon lange so und nicht immer mit so viel Discretion als unser Uebersetzer. Aber wie er sich hat dazu gebrauchen lassen können, auch den sogenannten zweiten Theil des Candide, der doch weltkündiger-, auch handgreiflichermaßen nicht von Voltaire ist, frischweg, als ob es Voltairens Werk wäre, zu übersetzen; wie er nicht gewußt, nicht gemerkt hat, daß diese Fortsetzung eines vollendeten Werks — von einem After-Voltaire und des ächten Candide gar nicht würdig sei, oder wenn er's gewußt, warum er seine Leser nichts davon merken lassen — begreifen wir nicht. Doch wollen wir bei dieser Gelegenheit unsern angehenden Schriftstellern einige Bekanntschaft mit der Literaturgeschichte, wenigstens unsers Jahrhunderts, als etwas nicht ganz Unnöthiges empfohlen haben. Die jungen Herren scheinen sich eine Ehre aus der Unwissenheit aller philologischen Kenntnisse zu machen, und wollen fast alle da anfangen, wo Sokrates aufhörte. Das ist nicht wohlgethan, wiewol's für sie sehr bequem sein mag.

Zur Probe einer Uebersetzung der Pucelle d'Orléans.[1])

Der Name des Verfassers gegenwärtiger Probe einer freien Uebersetzung der Voltairischen Pucelle d'Orléans, über welche er das Urtheil der Liebhaber zu vernehmen wünscht, ist der gelehrten Welt durch eine so musterhafte Dolmetschung der römischen Geschichte des Dion Cassius bekannt, daß seine in deutsches Gewand umgekleidete Jeanne d'Arc außerordentlich reizend sein müßte, wenn sie die Freunde der Geschichtskunde und alten Literatur dafür entschädigen sollte, daß Herr Penzel die darauf verwandte Zeit nicht lieber der Fortsetzung und Vollendung jener verdienstlichern Arbeit gewidmet hat. Vermuthlich hat er durch dieses Spiel der komischen Muse vielmehr eine diätetische Regel, welche allen mit anstrengenden Arbeiten beschäftigten Gelehrten nicht genug empfohlen werden kann, befolgen, als sich (was vielleicht noch schwerer gewesen wäre, als die Manen des Dion Cassius zu befriedigen) um die Ehre beeifern wollen, von Voltairen ein Zweiglein aus seinem Lorbeerkranze zum Lohne zu erhalten, wenn ich dem Herrn von Nikolay diesen Ausdruck aus einem seiner Ariostischen Gedichte abborgen darf. Ich gestehe, daß das Mädchen von Orléans, wiewol ihm von Kennern und Liebhabern die Oberstelle unter den Voltairischen Dichterwerken zuerkannt wird, eben keines von denen ist, womit ich unsre Literatur vor andern bereichert zu sehen wünsche. Wenn es aber ja übersetzt werden

[1]) Teutscher Merkur 1797, I. S. 330—333. Die Uebersetzung (S. 333—354) war von A. J. Penzel. — A. d. H.

soll, so kann man, denke ich, mit Recht verlangen, daß die Nachbildung dem Urbilde an Leichtigkeit und Grazie, Witz, Laune, Geist und Salz so nahe komme, als dem talentvollsten Dichter in unsrer Sprache nur immer möglich wäre. Dies ist nicht mehr, als was der Schöpfer eines von den Grazien vorzüglich begünstigten poetischen Werkes von seinem Uebersetzer fordern kann, und hierin tritt nach dessen Tode unstreitig das Publicum in seine Rechte ein. Ob Herr Penzel dieser Forderung eine Genüge gethan habe, und (da ihm wol selbst die seinem Versuch anklebenden Mängel nicht verborgen sein können) ob eine sorgfältige Ueberarbeitung und Auspolirung hinreichen werde, sie zu befriedigen, überlassen wir dem Urtheil der Leser. Ich hoffe demselben nicht vorzugreifen, wenn ich sage, daß ich Herrn Penzel's Arbeit weder getreu genug finde, um eine Copie der Voltairischen Pucelle, noch frei genug, um ein schönes Original zu sein. Was mir das Allernöthigste scheint, ist, daß ein Uebersetzer dieses komischen Heldengedichts sich vor allen Dingen eine bestimmte Idee von Voltaire's Manier mache und sich dann zur Ausführung eine eigene Sprache bilde, welche, — so wie die Sprache und Diction in Voltaire's Pucelle zwischen dem sogenannten Stile de Marot und dem modernen Tone, der pikanten Drolligkeit und der gutlaunigen Persiflage des Grafen Anton Hamilton das Mittel hält — gleichergestalt eine Art von Mezzotinto zwischen dem Stil unsers Hans Sachs und dem der komischen Epopöen von Zachariä oder dem des Dichters der Wilhelmine ausmache; eine Mischung, die mir das einzige Mittel scheint, sich wenigstens eines sehr wesentlichen Theils des flüchtigen Salzes und der eleganten, durch ihre Unbefangenheit unschuldig scheinenden Leichtfertigkeit des Originals zu bemächtigen. Daß hiezu sehr viel Talent, Geschmack und Gewandtheit des Geistes gehöre, ist nicht zu leugnen; ich besorge sogar, daß dadurch aus dem, was nach Herrn Penzel's Absicht ein bloßes Spiel zur Erholung sein sollte, eine sehr ernsthafte mühsame Arbeit werden dürfte, wobei vielleicht das Schwerste wäre, dem Leser die Mühe, die es dem Dichter gekostet hätte, um so leicht zu scheinen, gänzlich unmerkbar zu machen; aber um einen wohlfeilern Preis können wir das Lorbeerzweiglein, das hier zu gewinnen ist, nicht geben. Es bedarf übrigens kaum der beiläufigen Bemerkung, daß eine zierliche, leicht und harmonisch dahin fließende Versification (zu deren Anmuth der Gebrauch der rimes re-

doublées in Voltaire's Pucelle so viel beiträgt) und eine gänzliche Freiheit von allen tadelhaften Nachlässigkeiten, als da sind Flickwörter, harte Verse, Auswüchse und Einschiebsel, wodurch blos dem Reime fortgeholfen wird u. s. w., Bedingungen sind, wovon wir einem Dichter, der uns gefallen will, nicht das Geringste erlassen können. Nirgend ist die Proprietät des Abdrucks, die von den ältern französischen Kritikern so sehr urgierte expression unique nothwendiger als in einem scherzhaften Gedichte dieser Art. Endlich versteht sich auch von selbst, daß es Pflicht für jeden Uebersetzer der Pucelle sein wird, nicht nur die asotischen Stellen und Episoden des Originals, welche ihr Urheber selbst aus Achtung für die öffentliche Ehrbarkeit zu verleugnen sich genöthigt sah, gänzlich wegzulassen, sondern auch über manche andre den Schleier der Grazien zu werfen, die nur ein Schriftsteller wie der ehmalige (sogenannte) Philosoph von Ferney sich für erlaubt halten konnte.

Anzeige einer deutſchen Ueberſetzung des nachgelaſſenen Werkes von Helvetius De l'homme.[1])

Der Buchhändler Johann Ernſt Meyer in Breslau hat uns unlängſt den erſten Theil einer deutſchen Ueberſetzung des merkwürdigen Nachlaſſes des berühmten Helvetius an die denkende Welt, nämlich von deſſen Werke über den Menſchen, deſſen Geiſteskräfte und deſſen Erziehung, d. i. über den Menſchen, wie ihn die Natur macht, und wie ihn die Kunſt ausbilden und vollenden könnte, geliefert. Von dem Buche ſelbſt läßt ſich mit gleich viel Wahrheit ſehr viel Böſes und ſehr viel Gutes ſagen. Es enthält viele, mehr oder weniger nahrhafte, zum Theil ziemlich leichte, zum Theil ziemlich unverdauliche Seelenſpeiſe für philoſophiſche Köpfe; aber Vieles, was ein geſunder denkender Kopf wohl verdauen kann, iſt Gift für ſchwache oder leichtſinnige oder nicht genug unterrichtete Leſer. Um ſo mehr hätte der Ueberſetzer eines ſolchen Buches daſſelbe nicht ohne das nöthige Gegengift, nicht ohne eine gründliche Beurtheilung und ohne prüfende oder zurechtweiſende Anmerkungen in die Welt ſchicken ſollen. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Ließ ihm der Verleger nicht Zeit dazu? Im zweiten Falle hätte der Ueberſetzer, im erſten und dritten der Verleger ſehr Unrecht. Werke von dieſem Schlage müſſen entweder gar nicht oder von Männern überſetzt werden, welche Genie, Gelehrſamkeit, guten Willen und Muße genug haben, ſie durch gehörige Scheidung des Guten und Böſen unſchädlich und gemeinnützig zu machen.

---

[1]) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation, herausgegeben vom Fürſten Galyzin (London 1772). Die Ueberſetzung war von Wichmann. — Unſere Anzeige brachte der Teutſche Merkur 1774, II. S. 361 f. — A. d. H.

Ueber den Anti-Macchiavel Friedrich's des Großen.[1]

Ueber den Werth des Anti-Macchiavell's zu urtheilen, oder die Frage, ob der große König dieses Buch zwanzig Jahre später wol auch geschrieben oder nicht wenigstens in vielen Stücken besser gemacht hätte, zu beantworten, maße ich mich hier nicht an. Wenn der erhabene Verfasser des Anti-Macchiavell's sich gleich darin geirrt hat, daß er den guten Macchiavell, der in seinem Leben und in seinen übrigen Schriften sich als einen der eifrigsten Freunde der Freiheit und republikanischen Verfassung zeigt, mit dem Verfasser des ersten, im Jahr 1586 herausgekommenen Anti-Macchiavell's (dem französischen Advocaten Gentillet) für ein Ungeheuer, das die Menschheit ausrotten will, erklärt, so verdienen darum die Grundsätze, Reflexionen und Sentimens, die er dem Principe des Florentiners entgegensetzte, nicht weniger Beifall; wie denn unfehlbar Derjenige, der für Gerechtigkeit und Güte gegen Gewalt, Betrug und Tyrannei declamirt, allemal Recht behalten wird. Ob es aber billig sei, einen so großen Geist, wie Macchiavell war, wegen seiner meisterhaften Darstellung dessen, was die meisten und berühmtesten Fürsten gewesen sind, für ein Ungeheuer auszuschreien und als einen angeblichen Vergifter junger Fürstenseelen und Feind des menschlichen Geschlechts dem Abscheu und den Verwünschungen der Nachwelt von einem Jahrhunderte zum andern zu übergeben, ist eine andere Frage. Gesetzt auch, daß es ein nicht vollkommen aufzulösendes Problem wäre: ob Macchiavell in seinem Fürsten eine verdeckte Satire gegen die Borgias und Medicis und gegen alle gekrönten

[1]) Teutscher Merkur 1786, III. S. 244—247; Zusatz zu dem Aufsatz „Friedrich der Große", T. M. 1786, III. S. 195—243. — A. d. H.

und nach Kronen strebenden Bösewichter, oder ob er ein Modell für die Fürsten habe schreiben wollen, so ist doch eine unter den Gelehrten ziemlich ausgemachte Sache, daß das Erste viel wahrscheinlicher als das Letzte ist; und das Gewicht Derjenigen, die sich für die erste Meinung erklärt haben, wiegt das Verdammungsurtheil eines Menschen wie der Jesuit Possevin*) und der längst vergessene Advocat Gentillet und die nachhallenden Stimmen aller der wackern Leute, die gerne Bücher über Lieux-communs schreiben, wo sie um der längst ausgemachten Güte der Sache willen bei der ganzen Welt schon zum Voraus Recht haben, so sehr zu Boden, daß man ganz neue, mir wenigstens unbekannte Gründe müßte anführen können, wenn man es lieber mit den Possevin, Noze, Ribadeneira, La Popelinière und ihresgleichen über diesen Punkt halten will, als mit einem Baco von Verulam, der in seinem unsterblichen Werke De Augmentis Scientiarum sagt: „Macchiavell und seinesgleichen Schriftsteller verdienten unsern Dank dafür, daß sie offenherzig und auf eine angenehm unterhaltende Art zu Tage legten, was die Menschen zu thun pflegen, nicht, was sie thun sollten." „Es ist zu verwundern," sagt Bayle in seinen Nouvelles de la République des Lettres. Janv. 1687, „daß noch so viele Personen in der Meinung stehen, Macchiavell lehre die Fürsten eine gefährliche Politik; es ist just umgekehrt, die Fürsten haben den Macchiavell gelehrt, was er geschrieben hat. Man verbrenne sein Buch, widerleg' es, übersetz' es und commentir' es, so lang und oft man will, in Absicht der Staatsverwaltung wird Alles in der Welt bleiben, wie es war. Eine unglückselige Nothwendigkeit will nun einmal, daß die Politik sich immer über die Moral wegsetzt; sie gesteht es nicht ein, aber sie macht es doch nicht besser als Achilles beim Horaz: jura negat sibi nata."[1]) Wie dem auch sein mag, Preis und Ehre und Unsterblichkeit und Statuen und Tempel dem Könige, der Weisheit, Güte — und

*) Dieser Jesuit war es hauptsächlich, der dem Macchiavell in seinem auf Befehl Papst's Innocentius IX. abgefaßten und 1592 publicirten Verdammungsurtheil über vier der berühmtesten damaligen Schriftsteller, La Noue, Bodin, du Plessis-Mornay und Macchiavell, einen so bösen Ruf gemacht hat; wiewol der berühmte Conring in der Vorrede seiner trefflichen Ausgabe von Macchiavell's Princeps augenscheinlich beweiset, daß der Jesuit das Buch, das er verdammt, nicht einmal gelesen hatte, sondern es nur aus Widerlegungen kannte.

[1]) Hor., A. P., 122. — A. d. H.

Glück genug hätte, seine ganze Regierung durch dem Grundsatz des königlichen Anti-Macchiavell's unverbrüchlich getreu zu bleiben und gleichwol, wie Friedrich der Große, seinem Nachfolger seine Staaten um die Hälfte größer, mächtiger, bevölkerter und reicher zu hinterlassen, als er sie empfangen hätte! Und so viel zu Versöhnung des gekränkten Schattens des weiland Nicolaus Macchiavell's, der bei seinen Lebzeiten schon zu viel von Fürsten leiden müssen, um noch zweihundert Jahre nach seinem Tode in Gestalt eines Ungeheuers hinter dem literarischen Siegeswagen eines jungen Königssohnes nachgeschleppt zu werden.

Ueber Galiani's Dialogues sur le commerce des blés.[1])

Es war mir eine sehr angenehme Erscheinung, als ich bei Eröffnung eines Briefes von einer mir unbekannten Hand die folgende Uebersetzung des achten der Dialogen des Abt Galiani über den Getreidehandel (die vor mehr als dreißig Jahren von allen Personen von Geschmack und Geist in ganz Europa mit so vielem Vergnügen gelesen wurden) erblickte und mich zugleich von dem Verfasser dieser Uebersetzung ersucht fand, sie, wenn ich seine Unternehmung, das ganze Werk in unsre Sprache überzutragen, billigte und mit dieser Probe nicht unzufrieden wäre, in meinen Merkur einzurücken und ihr dadurch vielleicht eine größere Anzahl von Lesern zu verschaffen, als durch Einrückung in die Schlesischen Provinzialblätter hätte geschehen können. Schon vor vielen Jahren pries ich diese Dialogues sur le commerce des blés*) in einer meiner Schriften**) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung Aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowol wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den classischen Werken, welche als solche allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptgegenstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren

*) Wovon im Jahre 1795 zu Berlin eine neue Ausgabe herausgekommen ist.
**) Geschichte des weisen Danischmend, Cap. 15.

[1]) Teutscher Merkur 1800, III. S. 243—246. Aus der Einleitung zu einer Uebersetzung des achten Gesprächs. — A. d. H.

Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickeltsten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Amönität der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einem Stoff, der zu einer Conversation unter solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt und, indem er blos zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Composition dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's in diesem Fache an die Seite zu setzen. Es scheint also keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß es eine sehr verdienstliche Unternehmung wäre, unsre Literatur mit einer guten Uebersetzung dieser Galianischen Dialogen zu bereichern, und ich kann daher nicht umhin, den geschickten Verfasser der folgenden Probe zu Vollendung seiner (wie er mir meldet) schon weit vorgerückten Arbeit aufzumuntern, indem ich ihm zugleich das Festina lente um so mehr empfehle, da es hier nicht blos um den Stoff, sondern ebenso viel um die schöne Form zu thun ist und der deutsche Leser die Hälfte des Vergnügens, welches er aus diesen Dialogen schöpfen würde, verlöre, wofern er in der Uebersetzung die Leichtigkeit und Zierlichkeit des schönsten Conversationstons und überhaupt das Vollendete des Originals nicht so vollständig, als nur immer möglich ist, wiederfände. Ich ersuche ihn, in dieser Rücksicht einige kleine Abänderungen, die ich (auf seine Erlaubniß) hier und da in seiner Uebersetzung gewagt habe, als Winke für den Verständigen anzusehen, die er vielleicht dazu benutzen könnte, sie einer Vollkommenheit, wodurch sie selbst den Werth eines Originals bekäme, desto näher zu bringen.

Ueber des Grafen Lamberg Mémorial d'un Mondain.[1])

Wir erwähnen dieses Buches, wiewol es französisch geschrieben ist und diese Recensionen sich gewöhnlich nur auf deutsche Producte einschränken, weil es im Grunde wirklich ein deutsches Product ist und unter die Merkwürdigkeiten unsrer Zeit gehört. Denn der Urheber ist ein deutscher Cavalier, der die Leser seiner Rhapsodie durch eine Belesenheit und einen Reichthum von Kenntnissen, die man, Niemand zu Leide gesprochen, von einem Weltmann seinesgleichen gar nicht vermuthet, ebenso angenehm unterhält als in Erstaunung setzt. Das Buch ist freilich, wie er selbst sagt, nicht sowol ein Buch, als farrago libelli, ein Haufen untereinandergeworfene Materialien, woraus man ein Buch oder (wenn man nur Lusthäuschen bauen wollte) etliche Dutzend artiger Büchelchen machen könnte. Es ist eine wahre Silva, eine bis zur Ueppigkeit fruchtbare Wildniß von allerlei Bemerkungen, Betrachtungen, Einfällen, Reverien, Cruditäten, Witz, Verstand, Sentiment, Anekdoten von einer Menge bekannter und merkwürdiger Personen, Collectaneen in alle mögliche Gefache, Fragmenten von Dialogen und Briefen, Beiträgen zur Natur-, Kunst- und Menschenkenntniß, kurz, von Allem, was der Verfasser in Corsica, in Italien und anderswo gesehen, gehört, gelesen, gedacht und excerpiret hat; wo freilich nicht Alles von gleichem Werth ist,

[1]) Le Mémorial d'un Mondain par Mr. le Comte Max. Lamberg, Chambellan de Leurs Majestés Imperiales. Italiam, Italiam. — Au Cap Corse. Wieland's Anzeige steht im Teutschen Merkur 1774, IV. S. 245—247. — A. d. H.

nicht Alles die Probe aushält und Manches mit unterläuft, wie es bei solchen Reisememorialen und Collectaneen zu gehen pflegt, was der Verfasser vermuthlich selbst für nichts mehr giebt, als — was es ist. Aber dafür wird man durch eine Menge interessanter Sachen und vortrefflicher, eines freien und edeln Mannes würdiger und zum Theil überraschender Gedanken reichlich entschädigt; und man kann sich nicht enthalten, den Wunsch zu thun, daß recht viele deutsche Edelleute (zumal in gewissen Gegenden, wo man noch durch Belesenheit, Kenntnisse und Geschmack zu derogiren glaubt) ihre Köpfe so möbliren und über manche Dinge so denken möchten wie Graf Max von Lamberg. Dem Verfasser zuzumuthen, daß er diese anmuthige Wildniß ein Wenig aushauen, ausputzen und aufräumen sollte, um eine schöne, gemächliche Promenade daraus zu machen, möchte wol zu indiscret sein. Aber wenigstens nur eine neue Ausgabe des Buchs, wie es ist! Denn jetzt ist es in einem so abominabeln Geschmacke gedruckt, daß man durch das Lesen desselben beinahe einen Märtyrerkranz verdient. Die Entschuldigung in der Vorrede ist witzig, aber entschuldigt nichts. Etwas mehr Correction in der Sprache möchte auch eine Vollkommenheit mehr sein; denn Popens qu'importe dans quelle langue on écrive, womit sich der Herr Graf als mit einem Schilde bedecken zu wollen scheint, geht vermuthlich nicht auf Sprachnachlässigkeiten, so sehr sie auch jetzt unter uns Mode werden. Wer viel gelesen hat, wird zuweilen von seinem Gedächtniß betrogen. Dies begegnet auch zuweilen unserm Verfasser. Z. B. Seite 132, wo ihn eine Anekdote von Graf Alexis Orlow an einen ähnlichen Zug von verwegenem Heldenmuth des Julius Cäsar erinnert, den er aber, aus dem Gedächtniß, unrichtig erzählt. Der junge Cäsar, da er Seeräubern in die Klauen gefallen war, ließ als ihr Gefangner keinen von ihnen hängen — wie hätt' er das auch machen sollen? — er drohte ihnen nur zum Scherz damit. Aber da er sich wieder losgekauft hatte, jagte er ihnen nach, holte sie ein und machte nun aus dem Scherz Ernst, indem er sie alle hängen ließ — sagt Plutarch.

Ueber die beabsichtigte neue deutsche Bearbeitung des Bayle'schen Dictionnaire.[1])

Wenn ich der hier angekündigten Unternehmung und den Regeln, welche der (mir persönlich unbekannte) Gelehrte, der sich derselben unterziehen will, dabei zu beobachten verspricht, sowol als der beigefügten Probe meinen Beifall gebe, so darf ich, aus Gründen, deren Auseinandersetzung überflüssig wäre, hoffen, hierin von einer großen Mehrheit aller Derer, die in dem literarischen Gemeinwesen Sitz und Stimme haben, unterstützt zu werden. Ueber Bayle und sein berühmtes Wörterbuch hat Herder im ersten Heft der Adrastea, S. 101ff.,[2]) hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte, worin Bayle als Dialektiker und Zweifler erscheint, so scharfsinnig und richtig geurtheilt, daß ich mich begnügen kann, den Leser auf jenen Artikel einer Zeitschrift, die in Jedermanns Händen ist oder zu sein verdient, zu erinnern oder zu verweisen. Wenn dieses Urtheil eine vollständige neue Auflage des ganzen Bayle'schen Wörterbuchs nicht sehr zu begünstigen und ebenso entbehrlich für das Publicum als mißlich für den Unternehmer zu erklären scheint, so dünkt mir hingegen der von Herder geäußerte Wunsch, „daß man es unsrer Zeit gemäß einrichten möchte, so daß das Nützliche, das Gedankenweckende, Baylens Geist, allein da stände", gerade das zu sein, was unser Ungenannter beabsichtigt und unter Modificationen, die ich gehörig und zweckmäßig finde, auszuführen gesonnen ist. Denn ein Esprit de Bayle ohne das Historische, d. i. ohne den Leib, in dem er uns sichtbar wird, und wodurch er sich uns mittheilt, kann hier nicht gemeint sein.

---

[1]) Zusatz zu der vorläufigen Ankündigung und Probe einer solchen; Teutscher Merkur 1803, III. S. 514--516. — A. d. H.

[2]) Herder's Werke, Th. XIV. S. 64—68. — A. d. H.

Rüge einer in Nr. 198 des Moniteur Universel publicirten ungeheuren Unwahrheit.[1])

Mit Erstaunen lese ich in dem Blatte des Moniteur vom 16. Julius d. J. unter dem Dato Mainz, den 4. Julius, folgenden Artikel:

„*) Die allerschärfsten Strafen sind allen Denen aufbehalten, die ihre Meinung über die französischen Angelegenheiten bekannt machen. In ganz Deutschland, ohne selbst die freien Reichsstädte auszunehmen, wo die Fürsten des Reichs einigen Einfluß haben, sieht man überall nichts als Inquisitionskammern, wo sogar die Worte als Verbrechen verurtheilt werden. Wer nur irgend die Verwegenheit hat, anzuerkennen, daß die Nationen **Rechte** haben, und von den **Pflichten**, die ihren Oberhäuptern obliegen, zu sprechen, wird als ein Ungeheuer angesehen, das aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen werden muß."

Wir wissen nicht, was für eine besondere Bewegursache oder Veranlassung der Herausgeber des Moniteur gehabt haben kann,

*) Les châtimens les plus rigoureux sont reservés à tous ceux qui manifestent *leur opinion sur les affaires de France. Toute l'Allemagne,* sans en excepter les villes libres, où *les Princes de l'Empire* ont quelque influence, ne présente plus que des *chambres inquisitoriales*, où l'on condamne *jusqu'aux paroles.* On regarde comme *un monstre qu'il faut chasser de la société* tout homme assez hardi, pour reconnaître que les *Nations* ont des *droits*, et parler des devoirs, qui sont imposés à leurs Chefs.

[1]) Teutscher Merkur 1792, II. S. 437—439. — A. d. H.

einen für die deutschen Fürsten und für die ganze deutsche Nation so injuriösen Artikel gerade von Mainz aus zu datiren; aber dies glauben wir in die Seele aller Deutschen, in denen nur ein Funken von Gefühl für die Ehre des deutschen Namens glimmt, sagen zu können, daß Keiner von ihnen eine so monstrose Verleumdung unsrer Fürsten und unsrer Nation (denn auf diese fällt sie am Ende doch mit ihrer ganzen Last zurück) ohne den lebendigsten Unwillen entweder schon gelesen hat oder hier lesen wird. Diesen Unwillen im Namen aller patriotisch gesinnten Deutschen öffentlich zu zeigen, ist Pflicht; die Verleumdung widerlegen zu wollen, wäre beinahe ebenso beleidigend als sie selbst.

Englische Literatur.

Die Bunkliade,

oder

Quintessenz aus Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen.[1]

---

[1]) Nach der Fassung im fünften Bande der Supplemente zu Wieland's Werken. Ursprünglich erschienen unter dem Titel: „Zergliederung des Buchs, genannt: Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkel's, mit hinzugefügten Bemerkungen und Meinungen und sechzehn Kupferstichen von Chodowiecki. Berlin, bei Friedrich Nicolai, 1778", im Teutschen Merkur 1778, III. S. 75—90, 165—172; IV. S. 55—75, 158—173, 248—260. Daselbst 1777, III. S. 94—96 war ein Auszug aus der Ankündigung des Werkes gebracht, wobei Wieland bemerkte: „Nach dem Begriffe, den uns der gelehrte Herr Verleger davon giebt, ist es allerdings unbegreiflich, wie ein so sonderbares und interessantes Werk unsern auf alle ausländische, besonders engländische literarische Erscheinungen so aufmerksamen Deutschen, zumal der so gierig nach Neuigkeiten schnappenden Uebersetzerzunft hat entgehen können, da es doch schon vor geraumer Zeit erschienen ist und fünf bis sechs Ausgaben davon in England gemacht worden sind." — A. d. H.

[1]) Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein in Prosa oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mißtrauen setzten, zum Vorschein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eisen und Longueil unterstützt wurde. Bei uns ist jetzt Chodowiecki der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein deutscher Verleger durch ihn macht, den des französischen so weit überträfe, als Chodowiecki über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für $3\frac{1}{2}$ Thaler Conventionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecki von den besten Abdrücken und nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch enthalten mag, noch vier baare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen.

[2]) Ob dies auch bei Herrn Johann Bunkel's Leben und Meinungen der Fall sei, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiß zu sein, daß der Herausgeber nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werthe des Buches selbst von so glaubwürdigen Männern als die Monthly Reviewers beigebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren

---

[1]) Ursprünglich ging der Spruch voran: *Fraclica est multiplex.* — A. d. H.

[2]) Die beiden folgenden Absätze sind ganz verändert. Ursprünglich stand hier unter Anderm der Satz: „Bei tausend andern Büchern, die ohne Ankündigung mit Trompeten und Pauken, auf ihre eigene Gefahr in die Welt treten, würde eine Zergliederung ganz überflüssig sein, und neunhunderten wenigstens unter tausend würde dadurch zu viel Ehre geschehen." Zeige sich, daß die Erwartung getäuscht worden, heißt es zum Schlusse, so werde dadurch die alte Wahrheit bestätigt, „daß kein Buch so elend ist, aus dem sich nicht wenigstens eine Moral ziehen ließe, womit ein Mann, wenn er sie beim rechten Ende nimmt, auf die eine oder andre Art so viel gewinnen kann, als das Buch werth ist." — A. d. H.

als zu unterstützen gedachte. Denn wahrlich, „die Biographie seines eignen Lebens, von einem funfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurücksieht — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgiltigen Zeugniß der monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art ebenso original als Shakespeare und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt" — ein solches Buch von einem solchen Verfasser macht sein Glück durch sich selbst und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798, gänzlich versichert bin) der deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte, und wenn wir Andern auf seine und der Reviewers Garantie hin auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein werde.

[1]) Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen literarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beinahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daß der Verfasser der Bunkliade[2]) sich bewogen fand und im eigentlichsten Verstande des Wortes ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der literarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten, und da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben auszuziehen und die große Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnten, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das, was sie dadurch verloren hätten, einigermaßen zu entschädigen. Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

---

[1]) Der folgende Absatz ist ganz neu hinzugekommen. — A. d. H.

[2]) Wieland nannte schon 1778 (unten S. 205 sowie in den Ueberschriften der Fortsetzungen im Teutschen Merkur, IV. S. 55 und 158) den Aufsatz „Johann-Bunkliade", desgleichen im Briefe an Merck vom October 1778 (Briefe an Merck, I. S. 146 f.) und 1779 (unten S. 247). — A. d. H.

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe", sagt er (Th. 1. S. 288), „wenig Recht, auf außerordentliche Erkenntniß Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bei der niedrigern Art von Gelehrten antrifft." Damit man aber gleichwol begreifen könne, woher so viel philologische, metaphysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische u. s. w. Schul- und Collectaneengelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sei, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleißig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht." Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daß wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben, und so können wir uns billig verwundern, wie die mehrbesagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammenstellen und sagen konnten: „Wenn jene Vortrefflichkeit aus angebornem, uncultivirtem Genie[1]) hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkel's erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu sein, die durch romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer, und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker sein, und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicherweise findet sich aber von dem Allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwei neue Bemerkungen von einiger

[1]) Früher stand hier die Anmerkung: „Clarissa das Werk eines uncultivirten Genies? — O Ihr Reviewers!" — A. d. H.

Erheblichkeit; nicht einmal die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmal wird uns das nämliche wässerige, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm äußerst verhaßte Artikel der althergebrachten christlichen Dogmatik bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und so heftige und unermüdliche Gegner des Athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läßt, sind (denn offenbar ist das ganze Buch blos dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der englischen Kirche Luft zu machen), so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht wer weiß wie oft von Seinesgleichen und Bessern, als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ist's, wenn man die Versicherung, die er uns Th. 1. S. 7. giebt, „daß er auf der Schule mit besonderem Fleiße Locke's Buch über den menschlichen Verstand studirt und nichts Anders vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreimal durchlesen und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe" — ich sage, noch lustiger ist's, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studiren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die größte Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sei", mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleien, die der Uebersetzer oder Commentator (der zwar auch ein Rationalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist) beinahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Raisonniren[1]) aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beispiele, daß Dem, den die Natur am Ver-

[1]) Früher stand „Y—aaanen". — A. d. H.

stande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bacon, weder Locke noch Leibniz Verstand eintrichtern können!

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben“, sagt er, „sei ihm das Loos nur kümmerlich gefallen, aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln“. Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wol in jedem Betracht ein armer Schlucker sein mag) hier in einem unfreiwilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergißt, daß er und Johann Bunkel ex hypothesi nur eine Person sein soll. Denn daß Bunkel unverschämt genug sein könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen, er, der achtmal das große Lotterieloos des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato idealisiren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan, als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleien und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß Alles dessen, was sich der wollüstige Jünger eines Saint Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht u. s. w. — daß er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendende Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Name in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des 1. Theils seinem eigenen moralischen Charakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: „Zeige mir Deinen Charakter aus Deinen Werken!“ Er bekennt, „sein Leben sei nicht von großen Vergehungen frei geblieben. Allein bei dem Allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden und, um Andern Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus

einem dunkeln und wolkichten Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube", spricht er, „erheitert meine Tage bei allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buchs bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens Alles, was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham u. s. w. herumklettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus und wenigstens eine so große Virtuosin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehenden Fußes mit ihr in ein weitläufiges dogmatico-polemisches Colloquium gegen die Athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. einläßt, hernach sich zu einer sybaritischen Tafel hinsetzt und etliche Tage wie jedes andre Weltkind mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt, dann wieder klettert, und, krack! wieder eine romantische Einsiedelei und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Phryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus, und wieder auf den Athanasius und die englische Kirche losgedrescht, und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von Neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederholt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterei, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammengeheirathetes Vermögen [1]) in einer Nacht verspielt

[1]) Hier stand früher noch: „(das zwar eigentlich seinen Kindern gehört, von denen aber, als einem ganz unerheblichen Gegenstande, nie die Rede ist)". — A. d. H.

und, um wieder zu Casse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Copulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine Andere freiet, sie aber ebenso bald wieder verliert, dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Stanville wiederfindet und (weil der Herr Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegentliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes ganz zum reinen christlichen Deismus bekehrt anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt, zur See zu gehen und, wiewol er vom Seewesen nichts versteht, als Capitän seines eigenen Schiffes in der Welt herumzustreichen; endlich im funfzigsten Jahre seines Alters zurückkommt, ein Landgut kauft und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt um auf ein so wohlgelebtes Leben mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurückzusehen und aus dieser schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinenteste Buch zusammenzuflicken, das je aus dem Gehirn eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden,[1]) mißgeschaffnen Dritteldings von Deisterei, Pietisterei und Epikurismus hervorgegangen ist! Das laß mir, als Beispiel betrachtet, das Leben eines Christen oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung sein!

Wahr ist's, wir werden zwischen den Acten dieser feinen Komödie mit allerlei unerwarteten, lehrreichen, erbaulich-lustigen Zwischenspielen regalirt, als da sind: die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmerrepublik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein

[1]) Nach Juvenal, II. 3. — A. d. H.

Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bei den Philosophen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweikampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflectirendes Teleskop beobachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dergl. m. Aber unglücklicherweise ist der Autor von dem antiathanasischen Teufel so schrecklich besessen, daß er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich raisonnirten antitrinitarischen Deduction oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er aus Ursachen für gut, sich niemals einzulassen. Wenn er zwei oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läßt, so ist's doch immer nur eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

Insofern muß man allerdings diesem theuren Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden und zu zweckmäßigen Mitteln, sein System von christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen, dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als einmal bemerkt, zu bedauern, daß Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner großen Diana, dem Rationalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sich's versieht, gegen seine notorischen Grundsätze wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel als ein Mann, der seinen Locke dreimal durchstudirt hat, sehr oft die Sachen, von denen er schwatzt, nur in einem Nebel sehe, d. i., es deutsch herauszusagen, nicht immer so eigentlich wisse, was er wolle — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weswegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannichfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie, zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie, in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses oder die schönen Engel, die so nach und nach unter Garantie des Franciscanermönchs Vater Fleming die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowol aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicherweise unmittelbar vor dem Beilager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Cajüte, worin sie beinahe ertrunken wäre, ins Trockne herauszutragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowiecki'schen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Statia Henley, seine zweite Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreiblättrigen Steineiche sich befand", neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede, daß Herr Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinübersetzt und, „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt",[1]) die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt und im nämlichen Athemzug eine wohlgedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt, die sich hier mit ihrer schönen Base Agnesia Vane in einer gar romantischen Einsiedelei allein befindet und nichts Dringenderes hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres großen Vermögens zu

[1]) Früher mit der Anmerkung: „Das heißt man doch Homerische Manier im Erzählen!" — A. d. H.

machen. Sein Liebesverständniß mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar auf eine sehr alltägliche Weise beim Gesundbrunnen zu Harrogate an; allein da Miß Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citiren wußte, so biß sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung giebt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bei der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens" Gelegenheit, nämlich durch studirte Betrügerei zwei hübsche Mädchen zu entführen oder, wie er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sclaverei bei ihrem geizigen Vormunde zu befreien — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut sein, daß nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bei seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen, aber von einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daß sie ganz original ist und, wiewol sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden, und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes Karl Turner bekannt wird.*) Er war nach seiner löblichen Gewohnheit im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrä zurückzukehren, als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man als auf einer Treppe herabsteigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein andrer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oeffnung in eine andre Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu sein schien. Bunkel, wie er immer ein großer Waghals ist, entschließt sich, herabzuklettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen". Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein

*) S. 78f. im 2. Theile.

hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit[1]) beschäftigt vor der Thüre saß, während nicht weit davon eine andre Zaubrerin stand und Fische angelte. Zwei hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch 6 Ruthen, um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber weil der junge Herr „vor Ungeduld, die zwei Zaubrerinnen kennen zu lernen", nicht mehr wußte, wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuß aus und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art" herunter. „Es war eben Mittag," fährt er fort, „als ich bei den Frauenzimmern anlangte, und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daß sie die Farbe veränderten und die Eine laut zu schreien anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daß ich ihr gehorsamster Diener sei" u. s. w. Man muß gestehen, daß dies wirklich eine drollige und affenteuerliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist, und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserm Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamsten Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden.[2]) Aber freilich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnak oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals oder eines schönen jungen Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mit unterliefe, wo sollte Einer die Geduld hernehmen, sich durch den dumm-ernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht eine der andern gleich

[1]) Ursprünglich „mit einiger Art von Nadelarbeit", mit der Anmerkung: „Welche Präcision im Stil! — mit einiger Art von *rc.* anstatt schlechtweg mit Nadelarbeit! Herr Bunkel ist ein Muster in dieser Art von Präcision." — A. d. H.

[2]) Im Merkur wird dies als Aeußerung Nicolai's bezeichnet. — A. d. H.

sein. Herr Bunkel hingegen richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nämliche Todesart hin. Miß Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe," überall schändlich zugerichtet[1]), wurde das „garstigste und unerträglichste Schauspiel!" O Bunkel! Bunkel! Seine liebe Charlotte stirbt zwar nach einem entzückenden Zeitlauf von zwei Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber; aber Statia, die ihm wenige Tage darauf sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt". Wohl ihm, daß es noch mehr hübsche Mädchen gab! daß es eine schöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;" aber nach zwei Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die Nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie Nr. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, seiner fünften (respective sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichen ist; denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saßen, durchgingen. Unglücklicherweise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt (aber freilich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!) spielt seine Phantasie noch wunderlicher; die wird gar zweimal todt gemacht, einmal blos zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser an keiner Krankheit, das zweite Mal aber im vollen Ernst an den leidigen Blattern, nachdem der liebe Mann vorher seine Interimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen ließ, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwei am hitzigen Fieber und vier an den Blattern! In Summa acht Weiber

---

[1]) Hier stand die Parenthese: „(überall? Herr Bunkel muß sehr vorwitzig gewesen sein)". — A. d. H.

in zehn Jahren! Chaucer's berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freilich einen Unterschied.

---

[1]) Man kann die Johann-Bunkliade als ein dreileibichtes Ungeheuer unter dreierlei verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman, als theologisches Lehrbuch und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Composition ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatico-polemischen Seite werth sei, ergiebt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudirt hat, um denken zu lernen",[2]) meisterlich, obwol, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich, als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen[3]), ließe sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem

---

[1]) Der zweite Artikel begann ursprünglich hier mit folgender Einleitung: „Und haben wir denn unsern Lesern wirklich eine solche Fortsetzung versprochen? Das war unbarmherzig gegen uns selbst! Aber weil's nun einmal versprochen ist, so muß es auch gehalten sein, so schwer es uns ankommt, uns dem Ekel, den dieses angenehmst-seltsamste aller Bücher aus allen Blättern duftet, noch einmal auszusetzen". — A. d. H.

[2]) Im Merkur mit der Anmerkung: „Es ist ungefähr, als wenn Jemand Hacquet's Buch von der Digestion studiren wollte, um verdauen zu lernen." — A. d. H.

[3]) Hier stand früher das freilich sehr verletzende „ist einer von den schlausten Kniffen unsers Sosius", und darauf war davon die Rede, daß diese Portion „3½ Thlr. Leipziger Courant" koste. — A. d. H.

ehrwürdigen John Bunkel auch als Beispiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten.

Es ist nicht zu leugnen, bei aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört. Ein Christ ist nach seiner Theorie ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daß er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt," daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverleugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung u. s. w. Christo ähnlich ist; ja, daß er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen*) vollkommen zu sein wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist" u. s. w. — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzähligemal durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört und gewohnt ist, die Leute nach dem, was sie schwatzen, zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgiebt, ein mit denselben übereinstimmendes Leben zu erwarten, und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiednen Verhältnissen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch[1]) wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwatzen nicht —, sondern, als ob er einer wäre; lebt aber immer, wie alle Zöllner und Sünder auch leben, bringt seine Zeit mit gut Essen und Trinken, Scherzen, Spielen, Tanzen, Herumschwärmen und Müssiggehen zu — verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern, heirathet eine nach der andern, begräbt eine nach der andern,

*) Diese moralische Clausula salvatoria steht hier nicht für die Langeweile da. Denn wenn Meister Bunkel, wie am Tage liegt, ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das Schlimmste ist nur, daß jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.

[1]) Früher stand hier noch: „(so dumm und langweilig es übrigens nach dem einstimmigen Zeugniß der meisten Pränumeranten ist)". — A. d. H.

liegt schon wieder bei einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist, und rechtfertigt sich deswegen[1]) — mit seinem Temperament! — verspielt sein ganzes Vermögen in einer Nacht — entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling und Libertiner — und hat die Unverschämtheit, — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne Alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — blos aus dem zweiten Theile, der mir just zunächst liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Philosophen zu Ulubrä) setzten sich mit mir bei verschiedenen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier fand sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war Alles aufs Zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel[2]) und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg." Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bei Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miß Henriette Eusebia,[3]) als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41) an einer vortrefflich besetzten und mit einem großen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Freilich bezahlt Herr Johann beim Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreieinigkeit. Bald darauf purzelt er auf die neulich beschriebene Art zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — reizende Prinzessinnen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern", sagt er, „brachte ich drei Tage

---

[1]) Hier sind die Worte „der garstige Bock!" wegggefallen. — A. d. H.

[2]) Früher mit der Anmerkung: „Schade für den edeln alten Wein, den so ein Schuft getrunken hätte — wenn's wahr wäre! Aber das Beste ist, daß der Mensch allem Ansehen nach nur in seiner Imagination trinkt und schwelgt." — A. d. H.

[3]) Früher mit der Anmerkung: „Von welcher nebst den übrigen merkwürdigen Frauenzimmern ein andermal." — A. d. H.

zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt" u. s. w. Indessen mußt' es zuletzt doch geschieden sein! Aber auf unsern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisirt (d. i. Wasser ins Meer gießt), und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt, daß es jetzt zehn Uhr sei und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner großen Freude verschiedene Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück hereinbringen. Bunkelchen wird eingeladen und bringt abermals etliche Tage auf Kosten andrer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemal ein herrliches Mittag- und Abendessen. Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel als Einer, dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beiwort noch nicht genug gewesen wäre! Da Bunkel nächst gutem Essen und Trinken nichts in der Welt lieber hat als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miß Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daß sie eine ganz abscheuliche Fuchsjägerin war und immer bei den Hunden sein mußte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick", sagt Meister Bunkel, „erwartete ich, daß sie sich den Hals, den lilienweißen Hals brechen würde. Sonst wurde ich von Allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter*) gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen" u. s. w. „Doch", setzt er hinzu, „wenn Ehre ruft und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurückbleiben?" Diese loyale, altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweiten

*) Eine feine Qualität an einem Evangelisten und Reformator!

Tage einen erschrecklichen Fall, wobei er doch leider mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davonkam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewol es gottlob ohne Schaden ablief und blos zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen Beiden Anlaß gab, auch bald darauf bei einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edeln Weins Alles wieder vergessen wurde; worauf bei einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom großen Verfall des Christenthums sei", und über die Aechtheit der heiligen Schrift eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag auch die ganz neue Entdeckung machen, daß Gott — Gott sei. Die Unterredung schließt sich auf seine erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen sein, den Aposteln gehorchen und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daß, wenn Jesus Christus einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren" u. s. w. Und in Gemäßheit dieser guten Entschließung begiebt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg und springt über Graben, Stock und Stein wieder zu den Philosophen von Ulubrä zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beispiele häufen wollten, mit welcher thierisch-sinnlichen, schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt wiederkäut. Das Buch ist bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers voll davon. Uebrigens wird ihm Niemand übel nehmen, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur, daß er so viel Aufhebens davon macht und dieser und andern sinnlichen Vergnügungen durch die Art, wie er davon spricht, einen so großen Werth beilegt. Und auch dies nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem

mehr als Epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, mag ungetadelt seinem Gaumen gütlich thun und in guter, fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen u. s. w., weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse*) — einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Dutzend Herren und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren, als die wohlerzogensten Leute sein können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen**) — und wenn er von Allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ist's, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen — und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!

Ich sehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen Freund bei mir habe, der mir auf gut Tristramisch durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel-Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein Wenig in aller Ehrbarkeit den Vorhang weg und sehen, wie sich der Mann mit seinen

*) III. Th. S. 109 f.
**) II. Th. S. 347 f.

schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverleugnung übt. Wir werden finden, daß der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel ist.

[1]) Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohlgelehrten Miß Noel in freundlicher Antwort auf ihre philologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache „ein halb Dutzend Küsse von ihren balsamischen Lippen raubt",*) wollen wir als einen ungezogenen Jünglingsstreich um so eher übersehen, da Miß Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar", sagt er, „fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein da ich sie um Vergebung bat und ihr vorstellte, daß keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen**) und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen haben, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten. Mit Freuden, antwortete ich, und sogleich wurde ein Spiel hereingebracht. Wir setzten uns nieder zu Cribbage" u. s. w. Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus seiner Rocktasche hervorguckte. „Sir", sagte sie, „Sie spielen wol auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen."[2]) Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor,

*) I. Th. S. 75. Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuiren wollen, daß es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Kathederreden über die erste Sprache zu halten, und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein Halbdutzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst.

**) Bunkel ist wol der Erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte als er. Das sibi convenientia fingere ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zu Trotz, gar keinen Begriff zu haben scheint.

---

[1]) Hier fing im Merkur mit einem in den Werken ausgelassenen Uebergang die zweite Fortsetzung an. — A. d. H.

[2]) Hiezu im T. Merkur die Anmerkung: „Eigentlich im Grundtext: „Sie werden mich verbinden, wenn Sie belieben wollen, mir ein Stück darauf vorzuspielen." Diese schändliche Art von wortreicher Höflichkeit beobachtet der Duns durch sein ganzes Buch und amplificirt es in diesem Geschmack, zum herzlichen Ekel der Leser, um viele Bogen. Das muß man ihm lassen: in Complimenten à la Menantes und in Tautologien sucht er seinesgleichen." — A. d. H.

die er ihr vorliest, und sagt: daß er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli" (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) „fing ich an, auf das Lieblichste — wie ich konnte, zu blasen." Aber auch dabei ließ er's nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazukommen und sogleich vermuthen, daß Meister Bunkel ohne Zweifel ebenso gut singe als spiele. „Mit Beidem will ich aufwarten, so gut ich kann", antwortet der junge Pennal; und stracks fängt er an, sein Lied zu singen (vermuthlich eine Arie des Lulli), das dem alten Herrn „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts" (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut und nach Verlauf von zwei Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miß Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzähltermaßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten". Im Vorbeigehen gesagt, romanhaft denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseau's Neuer Heloise am Bette seiner an ebenso scheußlichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkel's! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freilich unmöglich gewesen sein, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachtbecken voll scheußlichster Beiwörter herabzuschütten — aber einem Kerl von Bunkel's Temperament ist's allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daß ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miß Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Dutzend so ex abrupto geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe

ganz leidlich ehrbar auf. Bei Miß Charlotte Melmoth, seiner zweiten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daß er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt, ungeachtet diese Miß außerordentlich schön war und Bunkel drei ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu): so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, daß sie zwei geistige Sosiasse oder Copeien Eines von des Andern Seele waren."*) „Auf den Leib", sagt er, „ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus." Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sich's für einen feinen, empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt! Aber freilich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwol hier selbst, daß auch bei den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die Möglichkeit einer so Platonischen Liebe bei einem Temperament wie das seinige, bei einem dreiwochigen stäten Beisammensein in einem Wirthshause und zu einer so außerordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Phänomen selbst nicht wohl anders als durch die Macht, welche das Bild der schönen Miß Noel noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenn's länger als drei Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser Platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann wurde, sobald er einmal von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läßt sich für nichts stehen. Indessen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie auf ihrer Seite alles Mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend

*) Th. I. S. 101.

bis um Mitternacht allein beisammen; aber — „anstatt von der Venus und irgend Einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen Academicis und De Finibus u. s. w., mit der Frage: ob Oedipus oder Elektra die beste Tragödie des Sophokles sei, und in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten". Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristophanes und von griechischen und römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sanctius und Hickes' Nordischem Thesaurus,*) — und da konnt' ihnen der Asmodeus freilich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den großen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nämlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäusern beisammensitzen, insofern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben und von nichts Anderm zu reden als von Cicero De Finibus, Hickes' Thesaurus und Sanctii Minerva." Gewiß ein unfehlbares Arcanum, auf dessen Erfolg Jedermann, auch ohne es probirt zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23sten Jahre, als er diese Probe von Platonischem Heldenthum und stoischer Kälte ablegte; und wir finden unmittelbar nach seinem Abschied von Miß Melmoth während seines Aufenthalts bei der frommen Frau Martha Price und so fort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miß Melmoth eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den, seinem Geständnisse nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeisterin der herrlichen Frauenzimmerrepublik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug und „mit ihren wohlgestalteten Füßchen, die sich bei ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidenen Schuhen und den feinsten weißen Strümpfen sehen ließen", auf ihn machte; welches ihm jedoch als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu

*) Th. I. Seite 102 f.

verzeihen ist — zumal da das Aergerniß, wofern hier eines statthatte, offenbar ein gegebnes war; denn wer hieß eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweijährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25. Jahr in Orton's Einsiedelei (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Fleming's Fleiß zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Philologin Charlotte Melmoth lebt, so möchten wir wol sehen, was denn Herr Bunkel als Einer, der in Selbstverleugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu sein, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels und scheint sich viel damit zu wissen, „daß er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) Alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion und die damit übereinstimmende Natur es erfordert". Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte sein müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das Alles nur kahle gemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — nichts sagt; und es scheint doch wol keine übertriebne Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas Mehreres erwarten als ein Dasein, in wollüstiger Ruhe und an einer stäten Kette sinnlicher Ergetzungen hingeschlendert. „Ganze Tage brachten wir zu," sagt er, „daß wir fischten und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses speisten.*) Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem großen stehenden Wasser zu fischen u. s. w.

*) Bunkel glaubte vermuthlich durch dergleichen eingemischte Bilderchen seine platte Lebensbeschreibung interessanter zu machen. Aber was geht das uns an, wenn er sich's unter einem alten Baum oder in einer kühlen Grotte wohl schmecken ließ? Gut für ihn und Prosit die Mahlzeit! uns braucht er nicht zu Zuschauern dabei zu machen. Solche Züge werden nur interessant, wenn uns die Personen, wovon die Rede ist, sehr lieb geworden sind. Aber wer könnte Herrn Johann Bunkel und seine aus der Luft gegriffenen Weiber lieb gewinnen?

In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schießjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib über Alles und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses Vogelwerk niederschoß, bis wir des Abends spät über die felsichten Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten und bei unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Großen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir entweder bei einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobei Charlotte ihre göttliche Stimme hören ließ. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahrszeit, jede Stunde ergeßte uns und machte uns Freude." Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bei. „Es war unmöglich," sagt Bunkel, „in seiner Gesellschaft mißvergnügt zu sein. Seine Gemüthsart und sein Singen bei einer Punschschale waren schon zureichend, den Milzsüchtigsten aufzumuntern und den Verdrießlichsten zum Lächeln zu bringen." All gut, Herr Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie Ihr Euch gute faule Tage gemacht, und was Ihr genossen, nicht, wie Ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht, was Ihr gethan. Essen und trinken und müssig gehen und sich erlustigen und Andre für sich arbeiten lassen, ist, wenn Ihr wollt, eine gute Art von Sardanapalischem, sybaritischem, schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biographie würdig ist es wahrlich nicht! Das heißt weder leben wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu sein, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das ebenso gut, und ohne daß er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein Andrer zu sein.

Indessen stirbt Madame Bunkel nach zwei so glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweise werden auch Freund Thomas Fleming und ein Bedienter nebst zwei Mägden von der nämlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bei dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig; denn er beträgt sich dabei weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als

ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. „Wie untröstbar mußte ihr Gatte sein!" ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin und stellt eine Gemeinplatzbetrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemals ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Classe als ein Schulexercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antithesen zusammengeflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „Der Tod ist es, der den Eroberer sich seines Namens schämen läßt u. s. w., der Tod ist es, der den Stolzen und Uebermüthigen sagt, daß sie Niederträchtige sind u. s. w., der Tod ist es, der den Reichen zur Rechenschaft fordert und ihm beweiset, daß er ein Bettler, ein nackter Bettler ist u. s. w., der Tod ist es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält und sie darin eine Scheußlichkeit erblicken läßt u. s. w. — Welchen Keiner belehren konnte, den hast Du, o Tod, überzeugt; was Keiner sich unterstehen durfte, das hast Du gethan u. s. w. Doch, mächtiger Tod, Du vermagst noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Tage des Gerichts u. s. w. Du, o Tod, sei daher Morgens und Abends der Gegenstand unsrer Betrachtung. Lehre uns, daß alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns, daß wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen Wesen in der Absicht gemacht worden, daß wir alle unsre Gedanken und Zeit in Sinnlichkeit und Vergnügungen, Essen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daß wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft" u. s. w. Wir haben von je her große Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt und sind dato noch im Ueberfluß damit versehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eselei, der dazu gehört, um solche muffige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herabzuschneiden und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann als Betrachtungen in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beispiel. O Bunkel! Bunkel! Du lehrreichster, Du originalster, Du launigster, Du angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adam's und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun gewesen

wäre, war nun keine Entschließung natürlicher, als in Orton's Einsiedelei zu bleiben oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hineinzuarbeiten, um den Rest seines Lebens als ein ächter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist, so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedelei hervorzugehen und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läßt sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläßt zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blos, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildniß fortzuleben". Denn seine Philosophie und Religion verläßt ihn allemal just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daß ihn das Schicksal wol einst wieder dahin zurückführen könnte. Denn, sagt er, „es ließ sich ja gedenken, daß herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge[1]) durch den Zufall können bewirkt werden." Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sei, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmal wieder lustig und „macht sich auf, nicht", sagt er, „wie Don Quixote in Hoffnung, ein Königreich zu erobern oder eine schöne Prinzessin zu heirathen, sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen und ein Wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn", setzt er mit einer unbegreiflich stupiden Naivität hinzu, „diese beiden Dinge zusammengenommen waren allein vermögend, mich wirklich glücklich zu machen." Sein Diener, O-Finn, muß also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bei dem Skelett von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem

[1]) Ausgefallen ist die Parenthese: „(als ob es dazu ein Wunder gebraucht hätte!)" — A. d. H.

Pergament Anders geschrieben stehen als wieder ein Stück Leichenpredigt? Aber freilich ein schönes Stück und über einen Text, über den sich schon was — extemporisiren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: „Nimm dies daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher!" u. s. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläßt Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelett nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes sein werde, rückt er weiter vor, bis er bei dem alten silberhaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beinahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte große schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. „Ihre Schönheit", sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, „entzündete mein Herz sogleich und flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte." Bunkel macht sein Compliment, wird so gut aufgenommen, als er sich's nur wünschen kann, und in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder,[1]) Bunkel muß seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet großes Belieben daran, daß sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen eine falsche Religion[2]) erklärt. „Morgen früh um 8 Uhr beim Frühstück[3]) sollen Sie erfahren," sagte er, „was ich für Sie thun will; wir wollen jetzt das Uebrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen, und dann zu Bette!"

Morgens früh beim Frühstück erklärt der alte Großpapa, daß er entschlossen sei, Bunkel's antitrinitarische Standhaftigkeit

[1]) Hier stand ursprünglich: „wobei sie sich niederließen", mit der Anmerkung: „Diese scheußliche Schreibart und Manier zu erzählen herrscht durchs ganze Buch!" — A. d. H.

[2]) Weggefallen ist die Anmerkung: „Nicht zu vergessen, daß hierunter die Religion der griechischen und lateinischen, römisch-katholischen und sämmtlichen protestantischen Kirchen gemeint ist!" — A. d. H.

[3]) Im T. Merkur mit der Parenthese: „(wir hätten sonst denken können, morgen Abends um 8 Uhr beim Frühstück)." — A. d. H.

durch seine Enkelin Statia mit den großen schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen und einem großen funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. Nur setzt er die unwillkommne Clausel hinzu, daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 22ste Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen große Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie man's in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sei ihm zwar viel Ehre, aber er besitze nicht Eitelkeit genug, zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daß sie dazu gezwungen werden sollte — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilholz aufhalten und „der Miß Henley die Versicherung geben, daß er ihr gehorsamer Diener sei" u. s. w. Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da und wird in dieser Zeit von Jungfer Statia sehr bezaubert. Soll auch Niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Müssiggänger zugebracht! Denn „Vormittags saß er gemeiniglich in der Bibliothek und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern, und Nachmittags spielt' er mit Miß Henley Karten". Zu Anfang des März starb der alte Großpapa, und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sei weiter nichts zu thun, als zu heirathen. „Ich wollte", sagt er, „schon nach dem Franciscaner Fleming schicken" (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — pro forma — sanctificiren läßt). Aber Fräulein Statia, „wie sie sah, daß sie nun ihre eigene Gebieterin war und ein großes Vermögen baar Geld und ein Gut hatte, so — hatte dies Alles (wer hätte sich's träumen lassen sollen?) einen Einfluß auf ihre Denkungsart und machte eine Verändrung." Kurz, die junge Dame gab unserm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstieße, und wenn er zehnmal so viel für den christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen fest, und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freilich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäußert hatte. Er demonstrirte ihr, einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren

— der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einsetzung sei, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sei und als eine solche die Taufe für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müsse." Es ist Schade, daß wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Deduction voranalysiren können, um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, daß Jungfer Statia sich von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen mußte. Diese Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein und ist die angenehmst-seltsamste Art, sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder deutsch herauszusagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menschlichen Hirnkasten herausgeschüttelt worden. Nur etwas Weniges davon zur Probe! „Betrachten Sie, vortreffliche Statia," sagt der theure Mann, der von Locke so gut raisonniren gelernt hat, „wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will Dein Gott sein und Deines Samens nach Dir u. s. w., — bedenken Sie, sage ich, daß diese unschätzbaren Segnungen u. s. w. nicht allein mit der größten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden! Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmal u. s. w., und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird aus diesem großen Vorrechte, wenn christliche Frauenzimmer u. s. w. sich zu einem einzelnen Leben entschließen und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten, an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu Christi Theil zu nehmen u. s. w.? Sein Sie daher vorsichtig, vortreffliche Statia! — Es ist ein großes Verbrechen, die regelmäßige*) Fortpflanzung von

*) Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene regelmäßige; denn sein Beweis gilt ebenso viel von der unregelmäßigen. Der Franciscaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache.

Menschen zu verhindern; lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehlichen Sie Sich, ruhmwürdige Statia, verehlichen Sie Sich und lassen Sie den Segen Abraham's über die Heiden kommen! Setzen Sie Sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheißung: Ich will meinen Geist auf Deinen Samen gießen u. s. w. Dies fordert ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, daß es in dem Herzen der Menschen Bosheit sein müsse, welche bei der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu setzen. — Preiswürdige Statia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie Sich zum Ehestande entschließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie ist Euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung, denkt Ihr, daß eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel[1]) vorgetragen, auf die preiswürdige Statia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emeticus, vermuthet Ihr? Unfehlbar, wenn Miß Statia etwas Bessres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre, ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als er's zu seinem Zweck vonnöthen hatte. Aber so lief es freilich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicherweise zu vermuthen war. „Unter dieser meiner frommen Vorstellung", sagt er, „verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Statia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Christin. In meinem Herzen ist keine Bosheit. Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben."" „Bezauberndes Wort!" ruft der Mann in seinem

---

[1]) Ursprünglich: „mit all dem dummen Ernst, dessen so ein Brutum wie dieser Bunkel fähig ist". — A. d. H.

Drang, den Himmel zu bevölkern, aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwei Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen", ohne daß er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abraham's über die Heiden gebracht habe". Ein hübsches Geschichtchen in jeder Betrachtung!

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen den nächsten fünf oder sechs Jahren noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so muß sich Frau Statia nach Verfluß der zwei Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht diesmal nicht so viel Ceremonien als bei seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drei Tagen die Augen nicht aufgeschlagen —" drei ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freilich eine sehr denkwürdige That; es war aber auch Alles, was Fleisch und Blut bei einem Manne wie der unsrige fähig war. Am vierten Morgen ließ er sich sein Pferd satteln und zog — wieder auf die Freite. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in großer Abgeschiedenheit von der Welt, nach einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der christlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bei dieser Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Christenthums bei den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkel's absetzt, kann man sich leicht vorstellen. „Uebrigens", sagt er am Schluß einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut, „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beifall; es ist ein göttliches Leben." Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Statia aufgefordert hatte — und ein solches Leben war nun einmal seine Sache nicht.

Er reitet also fürder und geräth wie gewöhnlich in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von 18 Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine vater- und mutterlose

Waise, zuweilen aufhielt;*) ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf die erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler giebt, wird der Gedanke in ihm rege: „Das wär' ein Mädel für Dich!" und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Statia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bei ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein Horror vacui ganz außerordentlich. Er präsentirte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich gebildet war, als — ein Frauenzimmer sein kann,"[1]) und — „was mußte in mir vorgehen", ruft er aus, „als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam!" Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daß Ihr Euch deutlicher erklärt. Gut für Euch, daß das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte", so gierig war, nach Euch zu schnappen! Denn, da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn, beim Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen ließ sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bei ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinirten und soupirten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbeigerufen wurde, die neue Winkelehe, so gut er konnte, zu vidimiren. Nun ging's wieder ans Genießen! „Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung," sagt der gottselige Bunkel, „und das, was menschliche Glückseligkeit heißt, genossen wir in vollem Maße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwei Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beisammen."

Das Beste war indessen, daß es auch nicht länger als zwei Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern und hinterließ den armen Mann „untröstlich" — so untröstlich, daß, nachdem

*) Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Collectaneen zusammenhäuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre!

[1]) Hier ist die Parenthese weggelassen: „(d. i. sie hatte alle 33 Schönheiten)". — A. d. H.

er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Statia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht und nach dem Gesundbrunnen zu Harrogate reiset, um sich — die vierte Frau zu holen. Das Schnödeste dabei ist, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöße seines böckischen alten Adam's dienen muß. Denn wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verließ er Ortons-Lodge blos, um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ist's, wo den seltsamen Menschen endlich einmal eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er bei seinen verschiedenen Ehen das Mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber giebt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für allemal eine allgemeine Antwort gebe", sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe, „so halte ich es schon für zureichend, anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind und auch, so viel ich gehört habe, niemals etwas Merkwürdigers verrichtet haben, als aufstehen und frühstücken, lesen und herumlaufen, essen und trinken, so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich sein, sich bei der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten." So? Und was Merkwürdigers verrichtet denn Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bei jeder Berührung aufzittern und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendlichmal merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind als alle Ungeziefer seiner Philosophen zu Ulubrä — elender Mensch! (wiederhol' ich zum zweiten und dritten Mal) der Vater ist und von Kindern, von seinen Kindern in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für allemal sprechen kann! Deine Einsicht reicht freilich nicht weit, wenn

Du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst als die schalen Märchen, die Du uns von Deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen hast! — Doch warum uns ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich sein? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden oder nichts Interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freilich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit, an seine Progenitur zu denken. Er muß über Hals über Kopf nach Harrogate, um sich seine vierte Frau zu holen.[1]) Und wo, denken wir wol, daß er[2]) seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? Die Dame nannte sich Miß Spence und war eine Art von Composition, wie man diesseits des großen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen und die Gestalt der Mediceischen Venus.[3]) Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daß er sie nicht auch noch, als eine zweite Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Vollkommenheiten der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes wie er nicht auch noch die Leyer Homer's, den Meißel des Phidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? Bei solcher Bewandniß kann ihm denn freilich Niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äußerst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun". Miß Spence war „nicht grausam", aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er sie darüber sagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in sei-

[1]) Der Uebergang ist hier verändert. Der Teutsche Merkur begann hiermit eine Fortsetzung. — A. d. H.

[2]) Ursprünglich „unser Heiliger". — A. d. H.

[3]) Weggefallen ist hier: „Das heißt nun allerdings mit drei Zügen eine Halbgöttin darstellen, vor der sich sogar Lucian's Panthea beugen muß, und". — A. d. H.

ner eignen steif-lächerlichen und dumm-ernsthaften Manier dafür zurückgiebt. Indessen läßt sie ihm doch Hoffnung und bescheidet ihn bei ihrer Abreise zu sich auf ihr Gut zu Cleanor.[1]) Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einigemal auf dem Wege, und jedesmal aus weisen — Autorabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche wie alle übrigen, aus deren ungefährem Beisammensein das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht da sein können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715 als Knabe in Irland[2]), seinem Vaterlande, manchen Contretanz getanzt, auch Komödie gespielt hatte, wo sie seine Imoinda und er ihr Valentin gewesen war. In dem Augenblick, da sie sich erkennen, „faßt er sie in seine Arme und erstickt sie beinahe mit Küssen"; und so glücklich ist Valentin Bunkel bei den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt, darüber ungehalten zu sein, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht". Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann geht's zu einem auserlesenen Mittagsmahl, wobei sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzusetzt) ihrer Zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Contretänze getanzt, und die reizende Imoinda war seine Beitänzerin. „In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu", ruft unser neuer Apostel aus,[3]) erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Cleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg." Natürlicherweise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Göt-

[1]) Hier stand ursprünglich noch: „Bunkel hatte im Grunde zwar zu Harrogate nichts weiter zu suchen und hätte also gleich mitreisen können. Aber weil das Buch auf diese Weise bälder zu Ende gewesen wäre, als es seine Rechnung mit seinem Verleger erforderte, so läßt er die christliche Venus mit dem Aristoteleskopf voranreisen und". — A. d. H.

[2]) Ausgefallen ist hier die Parenthese: „(denn Bunkel ist ein geborner Irländer)". — A. d. H.

[3]) Hier stand früher noch: „und komm' uns Einer von den zwölf Alten, der so was von sich sagen kann!" und es hieß dann: „Bunkel nimmt endlich von Miß Wolf Abschied, des ernsten Vorsatzes, nun spornstreichs zu Miß Spence zu reiten". — A. d. H.

ter nicht nur so für die Langeweile ins Spiel. Aber es geschieht blos, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Wincup zusammenzubringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, daß Bunkel „mehr trinkt, als er Willens war", und sich sodann leicht bewegen läßt, mit Jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken", sagt er, „tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beitänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miß Veyssiere von Cumberland, das theure Geschöpf!" Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein ebenso starker Tänzer als toller Reiter gewesen sei. „Der berühmte Paddy Murphy", sagt er, „gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas' Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist, dieser Herr und Langban, ein Müller, welche alle Nacht bei des berühmten Stretche's Puppenspiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden Beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert, jedoch übertraf ich sie weit; aber gegen Miß Veyssiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und sie wußte solche mit einer solchen Behendigkeit zu machen, daß sie ein in der Luft tanzender Engel schien. Wir tanzten acht Nächte zusammen, und die ganze Gesellschaft sagte, daß wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Aristotelischen Venuschristin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Wincup mir nicht gesagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, sie einem alten Manne, der ihr Großvater sein könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern" u. s. w.

Man weiß nicht, ob man über den Pinsel lachen oder unwillig werden soll, der mit solcher Spinnstubenwaschhaftigkeit seine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt und bei jeder Gelegenheit, wo ihn sein eigner Charakter überrascht, denjenigen, den er angenommen hat, so gänzlich vergißt wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da sie eine Maus erblickte. Man muß gestehen, dergleichen Stellen, wo

man nolens volens lachen muß, giebt's hier und da in diesem Wunderbuche; aber freilich nicht über die Laune des Verfassers, sondern über seine Dummheit, die so ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulschellen geben möchte.

Am 1. Junius 1731 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Wincup Abschied, um nun in ganzem Ernst zu Miß Spence nach Cleanor zu wallen. Aber das Schicksal spielt schon wieder Blinde Kuh mit dem lieben Manne. Er verliert seinen Weg abermals und kommt „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er zu seiner großen Freude Landeskraft, nämlich den Irländer Tommy Clancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen[1]) — welches aus Forellen, schönem Bier und einer Schale Punsch bestand" — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweier Dorfprinzessinnen bekannt, die sich bei ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Namens Cock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fielding's und Smollet's Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daß sogar Der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein irländischer Dorfschenke erzählt und ein irländischer Bel-Esprit wie Herr Johann Bunkel zuhört, so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweier reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie sie ordentlicherweise je und allezeit gewesen sind und sein werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Acten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen wie Salomo nichts als Eitelkeit sieht und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt — hat sich in den Kopf gesetzt, daß ein Paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts Bessers thun können, als sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren

[1]) Hier stand noch die Parenthese: „(ei, so friß!)". — A. d. H.

zu lassen. Man sieht, was aus so stark contrastirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen sehen den alten runzlichten Vormund für einen Popanz und sich selbst für ein Paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut, sie zu befreien, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheiten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? Gut! aber einem Bunkel ist Alles zu verzeihen — oder nichts.[1]) Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daß er auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen wie Thomas Clancy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen Entschluß faßt, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i. auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher sein als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. Wahrlich, es giebt keine Uebelthat, die sich unter gewissen Umständen nicht vermittelst der nämlichen Trugschlüsse rechtfertigen ließe. Stehlen, ehebrechen, falsch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmischerei, das Aergste mit einem Wort ist nach Bunkel's Art zu raisonniren erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert oder einem bösen Menschen sein Concept verrückt werden könne. Um die an dem alten Cock verübte Büberei vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowol von seiner äußerlichen Gestalt als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel — angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sei nun aus welchem Beweggrunde) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt,*) der mit seiner Schande prahlt und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden

*) S. II. Th. S. 357–360.

[1]) Hier ist ausgelassen: „denn er ist Bunkel, d. i. ein Narr und ein Schuft unter einem Hut, der je und allezeit in dem einen oder andern Charakter handelt und ziemlich oft in beiden zugleich". — A. d. H.

alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit übertölpelt zu haben.[1])

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, 60 englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren. Zu Hause," setzt er hinzu, „spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte —" u. s. w. — Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm, und da die Mädchen munter und lebhaft und in Ansehung ihrer jungen Jahre im Geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben, viel länger da zu bleiben." Aber das wollte sich freilich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mußte doch endlich sein der Miß Spence gegebenes Wort halten. „Ja," sagt er, „wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miß Tolston oder die noch schönere Miß Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle Beide? um den Segen Abraham's über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können. Aber freilich," setzt er gleich wieder weislich hinzu, „wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt." Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären, er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. Und wo, meinen wir, daß er sie nun hinbrachte? Wohin anders als in seine Einsiedelei Ortons-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren,

[1]) Hier ist die Stelle ausgefallen: „Bunkel würde übel dabei bestehen, wenn wir Zeit und Lust hätten, ihm in seiner Erzählung Schritt vor Schritt zu folgen. Aber wir besorgen, bereits mehr Zeit an ihn verschwendet zu haben, als er werth ist; und es sind noch so viel Bunklische Thaten übrig, die wir wenigstens berühren müssen, da uns nun einmal der fast allgemeine Wunsch der Pränumeranten, die das Buch selbst unmöglich lesen können und doch für ihre viertehalb Thaler einigen Genuß davon haben möchten, zu Verlängerung dieses Artikels verleitet hat. Man erlaube uns also, nur noch so lange bei der saubern Entführungshistorie zu verweilen, bis wir die Mädchen wenigstens sicher unter Dach gebracht sehen." — A. d. H.

daß die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sähen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süßen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweiten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufschloß und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen und verschiedne Getränke hervorbrachte". Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bei ihren schönen Gesichtern und Personen", setzt er gleich hinzu, „waren sie sinnreich, munter und einnehmend und versüßten mir jeden Augenblick.[1]) Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Spence eingelassen, so wäre ich gewiß bei diesen zwei jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Ortons-Lodge ein Eden gewesen sein.[2]) Sie waren Beide reizende Frauenzimmer. Miß Landsoy war ein recht göttliches Mädchen."

Bei Allem dem mußt' er der Miß Spence Wort halten. Er setzt sich also den 1. Julius auf seine Rosinante und reitet wieder auf Harrogate zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsichter Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paß durch die Felsen, auf dem es so finster war als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern" hinter den Bergen sich befinde. Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läßt, geht er ihm nach und watschelt beinah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad wie alle unlustige

[1]) Hier stand noch in Parenthese: „(Wer sollte das gedacht haben?)". — A. d. H.

[2]) Ausgelassen ist hier die Parenthese: „(Ei, gar ein doppeltes Eden, Adam Bunkel! denn der erste Adam hatte nur ein Evchen)". — A. d. H.

Pfade unsers Abenteurers in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefähr 20 Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft und gar wohl angelegte, mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, Alles an einem gar schönen See gelegen und mit gar schön hervorragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer Entfernung dem Hause gegenüber gar schöne Wasserfälle in den See stürzen. „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen", sagt der lügenhafte Prahler, „als die meisten Menschen; ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so Schönes und Rührendes, als dies Ganze war, gesehen!" Aber freilich wäre dies Ganze weder so schön noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster* guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musicalisches Buch in der Hand hatte und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat, und auf einmal besann er sich, daß er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drei Tage sein. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speiste den 5. Julius bei dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmondshire, ritt von da nach einem Karthäuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreien Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fischen, gutem Brod, Wein (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen), vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den 8. Julius reiste er weiter und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrow, gegen Nordwest von Thielwall-Castle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle und von da zu der Hütte einer beinah ebenso wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden. Er hieß

Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war und sich nach diesen Elyseischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen". Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalznen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nößel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabei als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straße; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese, wer mag und kann, das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäsche und Schulexercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Potpourri der schon zehnmal aufgewärmten Socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreieinheit, Erlösungswerk u. s. w. Man schläft freilich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrogate zurück und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraße zu nehmen. Dieser Brief setzt ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele," sagt er, „ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!" Er steigt also Morgens um 4 Uhr zu Pferde und trifft Abends um 6 Uhr zu Cleanor ein — „nachdem ich", sagt er, „des Tags 75 Meilen zurückgelegt, nämlich:

von Harrogate nach Knaresborough . . .	8	Meilen
von da nach Cataric	22	"
von Cataric nach Gretabridge	15	"
von Gretabridge nach Bows	6	"
von Bows nach Brugh in Westmoreland .	12	"
von da nach Kirkby-Steven bei Whartonhall	6	"
von Kirkby-Steven nach Cleanor	6	"
und also zusammengerechnet	75	Meilen."

Hat man je gehört, daß ein Biograph seines eignen Lebens die Welt umsonst und um nichts sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regalirt hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzuheften. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu sein schien" — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet — als „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung der Fluxionen" u. s. w., vor Allem aber von ihrer Stärke im christlichen Deismus, als dem großen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen Alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: daß Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer und ihren zwei Bedienten, nämlich ihrem Lakai und ihrer Kammerjungfer, den 31. Julius von Eleanor abreiste, den 10. August sehr wohl mit ihnen zu London ankam und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehlichet zu werden."

Und nun, liebe Leser, schaut auf und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! „Der Mensch handelt weise," sagt er, „der sich sowol auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Miß Spence ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor und entschloß mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen." Nun sehe man einmal, — wie klüglich der Mann daran gethan hatte! denn sie starb, noch ehe ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, dessen Geschichte nebst der Art, wie solches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäßig darthut: daß, wenn die Herren bei der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaß geschritten und ihr anstatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conserva lujulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd.

in aqua hordei gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hilfe glücklich curirt worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel ließ, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich", setzt der lästerliche Mensch hinzu, „den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja, ich will!" Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern und noch einmal sein Glück zu versuchen".

Diesmal geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Namens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute und über Chymie, Alchymie, Spießglas, Wismuth, Zink, Arsenicum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: „Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt Ihr Euch verbessern?") beschließt". Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von 40 Jahren, Namens Monkton, stößt, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus und giebt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein paar Flaschen," sagt Bunkel, „redeten von tausend Sachen (das mag ein schönes Salmigondy gewesen sein!) und begaben uns darauf zur Ruhe." Die beiden Herren nahmen einander so gut an, daß Bunkel sechs Tage da blieb und Herrn Monkton etliche Dutzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünfundzwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat große Mühe, sie endlich vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sacrament der Ehe mit ihm zu begeben; „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, daß die christliche Vollkommenheit in einem

jungfräulichen Leben bestehe." Indessen ging es drei ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen",*) und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten sein — als es sich begab, daß er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen mußte. Leider sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, mußt' er wieder umkehren und machte sich sogleich einen großen Spaß aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süßem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein", fährt der liebe Mann[1]) fort, „ging leise nach meiner Stube, faßte das Schloß sanft an und wollte, wenn meine Zaubrerin schlummerte, diesem Abgott meines Herzens einen Kuß geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich" — Nun, Leser und Leserinnen, was meinen Sie, daß der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setze Alles daran, was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delicate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte. — Das war nun freilich eine Vision, die sogar einen Bunkel mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiß, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äußerste Bestürzung — aber nicht in Wuth", sagt Herr Cornifiz; „ich sagte blos: „Ist das Louise, die ich sehe?" und schmiß die Thüre zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter und denselbigen Weg wieder hinaus, den ich hereingekommen war — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemals wieder gesehen."[2])

*) Wir können unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkel's Vortrag und Stil zu studiren. Neologisch ist er gewiß nicht, das wird ihm Niemand nachsagen!

---

[1]) Hier stand „Hahnrei". — A. d. H.

[2]) Im Merkur folgte noch als Schluß dieses Abschnittes: „Eine gar feine Historia — in ein Lesebuch für Handwerksbursche und Waschnymphen! O Bunkel!

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden) „mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein", in sein Leben

Bunkel! — Und o! was sollen wir von Dir sagen, preiswürdiger, hochverdienter Herausgeber und Verleger eines so angenehmst=seltsamsten, so erhaben=sonderbaren, so erbaulichst=lehrreichen Originalwerkes? — Und was von Dir, treufleißiger Ladenjunge, der Du durch eine so würdige Uebersetzung eines solchen Operis der Welt schon in Deiner zarten Jugend gezeigt hast, was sie von einem Ganskopf und drei Schreibfingern wie die Deinigen dereinst noch zu erwarten hat!"

Der „Beschluß der Auszüge aus Johann Bunkel's Leben" begann statt des folgenden Absatzes folgendermaßen: „Wie? viermal aufgewärmten Bunkel? das ist zu arg! — hören wir unsre Leser rufen. Es ist freilich arg genug. Wenn sie aber gleichwol bedenken, daß sie eigentlich ein Werk von 1662 Octavseiten hätten lesen sollen, und daß wir ihnen den Extract davon in vier bis fünf Bogen geben, und sie also für 3 Gr. 8 Pf. bekommen, was die Herren und Damen, die in Herrn Nicolai's Netz eingegangen sind, baare vierthalb Thaler gekostet hat, so werden sie hoffentlich desto geneigter sein, uns zu gut zu halten, daß wir aus Gefälligkeit gegen diese Letztern (die doch eine Anzahl von mehr als 700 Köpfen ausmachen) einen so kleinen Theil unsers Journals dazu anwenden, sie für den Einkauf dieser theuern Maculatur in etwas zu entschädigen. Wem diese Rücksicht noch nicht hinlänglich scheint, den bitten wir in Betracht zu ziehen, daß die Rede von einem Buche ist, das man uns mit dem größten Prunk angekündigt und im entscheidendsten Ton als eines der herrlichsten Producte des menschlichen Verstandes, als ein unendlich angenehmes, lehrreiches und erbauliches Buch empfohlen hat — und das so viele ehrliche Leute lediglich auf Treu und Glauben des wohlberühmten Namens, der sich für die Zuverlässigkeit dieser Anpreisung öffentlich zum Bürgen machte, für das, wofür man's ihnen gab, gekauft haben. Daß nun alle Käufer ohne Ausnahme (wie man wenigstens mit der höchsten Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann) so unglücklich sind, dieses nämliche Buch, von dem sie sich bona fide so viel Unterhaltung, Vergnügen und Nutzen versprochen hatten, so langweilig, abgeschmackt, platt, impertinent, ärgerlich, mit einem Wort, so detestabel, daß es gar nicht zu genießen ist, zu finden, das ist freilich — ein Unglück von einer so seltsamen Art, daß man seit Erfindung der edlen Buchdruckerkunst nichts Aehnliches gesehen hat; aber eben dadurch wird Bunkel in gewissem Sinn eines der merkwürdigsten Bücher aller Zeiten; und so verlohnt es sich am Ende doch der Mühe, eine Erscheinung, die in ihrer Art einzig ist, etwas näher zu betrachten. Uebrigens versichert der Verfasser dieses Artikels, daß er, wenn er blos auf sich selbst hätte sehen wollen, auf die Belustigung, die damit verbunden sein mag, gerne Verzicht gethan hätte, und daß er gar wohl fühlt, was es auf sich hat, sich der Ungnade eines Mannes auszusetzen, der die Allgemeine Teutsche Bibliothek und den Kleinen Almanach herausgiebt. Aber was thut man nicht aus Liebe zum gemeinen Besten? — so wenig Gedächtniß auch das liebe Publicum für das, was man zu seinem Nutzen oder Vergnügen thut, haben soll!

„Wir sind immer noch daran, uns an dem wohlgelebten Leben des theuern Johann Bunkel zu erbauen. Durch was für eine Zauberbrille muß der Mann geguckt haben, um (wie sein berühmter Lobredner sagt) mit gutem Gewissen und mit dem völligen Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, auf dies sein Leben zurücksehn zu können? Und doch ist Alles, was wir bisher von ihm gehört haben, nur Vorspiel zu den großen Scenen, die er noch spielen wird." — A. d. H.

zurücksehen kann, muß doch wol werth sein, daß wir diesen Auszug aus seinen Confessions — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biographie für Alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege, sich die fünfte Frau zu holen, und sein moralischer Charakter zeigt sich bei jeder neuen Freierei und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Miß Turner, zu welcher unser Held (im II. Theil, S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herabgetaumelt kam. Diese — ist das Erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und, „wenn's möglich ist", sagt er, „etwas hübscher" geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase. Genug, es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigener Herr geworden und im Begriff war, nach London zu gehen und sich dort in der großen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an und meint, sie würden „in irgend einem stillen, angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwei junge Sterbliche es hier auf Erden sein könnten". „Was sagen Sie hiezu, Miß Turner?" fragt er sie — und zu einer Probe, wie es in Miß Cäsia Turner's Kopf aussah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber da ich einmal auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wol für das Rathsamste, bei meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflößen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch da ich die Sache noch einmal überlege, entschließe ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit,

Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bei dem Spiele zubringen!" — Ei, Du holdes, wackelichtes Schwindelköpfchen! — „Aber ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten," sagt Bunkel, „sah ich schon, daß die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saß vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemälde in der Galerie der Venus (wo mag das wol sein, Herr Bunkel?!), gedankenvoll, warm von Verlangen und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur, meinen Freund, den Pater Fleming, bei der Hand zu haben, um den eingepflanzten Antrieb rechtmäßig zu machen" u. s. w. O-Finn mußte sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freidenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat, und so setzten sie sich noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir, daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein Wenig unartig finden, daß er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir, daß er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer und Dummköpfe. „Ich antworte ihnen kurz," sagt er, „eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehstand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freien, als Brunst leiden oder —" u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freilich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemals ein morgenländischer Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Bescheidenheit anrechnen, daß er sich an sieben genügen ließ.

Es gefiel dem neuen Ehepaar so wohl in dem einsamen Wirthshause, daß sie sechs Wochen dort verblieben; „und es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken," sagt der große Sponsirer der Frauen, „welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen." Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. O des glücklichen, dreimal glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau loszuwerden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von

der Sache spricht, wie pressirt er ist, sich wieder an eine andre machen zu können. „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beinahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederholte:

Nil prosunt lacrimae, nec possunt fata moveri,
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,
Moeror Atimeti conjugis *ille* mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn, so groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus seinem Vorgeben nach war, so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen“. Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde und ritt dann, so geschwind er konnte, nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause und regalirt uns bei dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin, einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blos ein Wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zwei irländischen Gentlemen, Jemmy King und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen und da all sein Hab und Gut bei einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wußte zwar,“ sagt der unbegreifliche Pinsel, „daß diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daß sie keine Religionsbegriffe hatten, daß sie sich den Lüsten ergaben, jeden gesunden Gedanken und jede Besorgniß durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten“ — allein, wiewol er das Alles wußte, macht' er doch ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht Kameradschaft mit ihnen, weil er als ein großer Logicus glaubte, daß „sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten“. Was für ein Begriff mag das wol sein, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können?

Oder, wenn dies der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muß Der sein, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt als in die Großmuth eines Wucherers oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn wiewol er wußte, daß sie gewissenlose Bösewichter waren, so wußte er doch nicht, daß sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ sich also bereden, mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo, ihrem Vorgeben nach, von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen zu wagen brauchte und vielleicht hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daß Johann Bunkel außer einem hübschen Mädchen nichts lieber hat als klingende Münze. Wie hätt' er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bei seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein großer Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs Wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte und gewann in zwei bis drei Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit, aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen großen Haufen Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund „auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft und das Geld bei einem Banquier niedergelegt hatte". Die beiden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen einer nach dem andern weg, „und mich", sagt der liebe Mann, „überließen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände".

Nun, es ist freilich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinnigerweise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete große Vermögen, und, was wohl zu merken ist (wiewol Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Skrupel macht), ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwol — man hat Beispiele, daß die größten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben und noch tiefer

gefallen sind als Bunkel. Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer sein? Erwarten sollte man's wenigstens — von jedem Andern — nur nicht von Johann Bunkel. Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! „Ich war ganz außer mir", sagt er, und wir wollen's ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beim Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab' ich mich niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bei dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit lang, und darauf sprang ich auf, war wild und rasend." Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserei vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm Alles, und Curl that ihm bei einem Glase Wein im Kaffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Namens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah, zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curl, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte Derjenige sein, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel mußt' er sein! weiter nichts! Dem steigt bei so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn, „wenn Jungfer Dunk's Vater stirbt, so hat sie jährlich 1000 Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen Andern vermachen sollte" — und Bunkel, der Alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit Allem, was er zu Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk's Landhaus, übergiebt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl, thut ihr seinen Antrag, spricht von seiner schönen Einsiedlerei Ortons-Lodge, verspricht, ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt Alles dies (wie ihm denn

das Christenthum bei jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muß) durch die Vorstellung, „daß ein Christ sich nicht dieser Welt gleichstellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse"; woraus (setzt er hinzu) „richtig folge, daß eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sei". Miß Agnesia Dunk, als eine Person, „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bei der schönsten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauisch auf ihre Einsicht war", bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daß sein Herz so gesund sei als sein Verstand".[1]) Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl brauchte ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkel's gutes Herz einzusetzen. Seine Ohren hätt' er freilich nicht verpfänden können; denn die waren zu London am Pranger angenagelt. Bunkel geht sogleich wieder mit Curl's Pfandbriefe ab, übergiebt dem Alten, der das Bette hüten muß, Parlamentsacten, trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung, die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang unter mancherlei Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung; und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beim ersten Anblick blos sich selbst copirt zu haben. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daß er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Cock's entführte, handelte er blos als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos Don Quixote; hier ist er Schurke.

[1]) „Arme Agnesia! wo war Dein eigner?" hatte Wieland hinzugefügt. — A. d. H.

Es ist also klar, daß er hier mehr Bunkel ist als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miß Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davonzulaufen. Das Raisonnement, womit er uns dies weismachen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunkel'schen Logik. „Leidender Gehorsam", sagt er, „ist in einer Privatfamilie ebenso viel Unverstand als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muß wie der König ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt sein, und so lange er dies ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber wenn der Vater wie der Fürst Tyrann wird, seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freiheit nimmt, ihr kein vergnügtes Leben gestattet, sondern sie in Banden und Elend hält, dann giebt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bei einem ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freiheit und Friede haben kann, so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davongeht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen sie." Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Proceß mit den Vätern und den Königen. Giebt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen, ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freiheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben, so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, daß die Redensarten vernünftig und leutselig sein und natürliche Freiheit und vergnügtes Leben bloße schale Wörter sind, wobei Unterthanen und Kinder denken können, was sie wollen? Sieht er nicht, daß ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freiheiten und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater sein würden, und daß es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweises gegeben, daß der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sei. Alles beruht auf der bloßen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwol nichts weiter sagt, als: „Dunk schränke seine

Tochter sehr ein und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um." Wer sieht nicht, daß dies in einer Geschichte, sie mag nun wirlich geschehen oder erdichtet sein, nichts gesagt ist? Man muß uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt, und was er für Ursachen dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder wir wissen nichts Bestimmtes von der Sache und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für baare Verleumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.[1])

Doch es ist Zeit, aufzuhören! Nach dieser letzten Probe der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unsers Helden könnten wir nichts so Schlechtes und Ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte, und in der That das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, daß ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber wie ein solches Buch unter Briten und Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespeare, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dies wird wol, so lange es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.[2])

---

[1]) Ursprünglich stand hier noch der Schluß der Regel: „donec contrarium probetur". — A. d. H.

[2]) An der Stelle der beiden letzten Absätze stand früher: „Hier, liebe Leser, spüre ich, daß der Ekel, einem so elenden Menschen länger in dem, was er sein Leben und seine Meinungen nennt, zu folgen, unausstehlich zu werden anfängt. Allem Vermuthen nach ist's Euch ebenso. Im ganzen Ernst, es ist so arg, daß ich, um zu begreifen, wie ein Mensch in diesem Grade verwirrt denken, verkehrt handeln und elend schreiben könne, keinen andern Weg sehe, als vorauszusetzen, daß es in seinem Kopfe nicht richtig gewesen. Wäre seine Narrheit noch von der belustigenden Art, und hätte man uns den Narren für das, was er ist, gegeben — so möcht' es noch hingehen; aber das Buch eines miserabeln Menschen, der in einer Art von Verrückung schreibt, und an dem menschlich und christlich gehandelt worden wäre, wenn man ihn in einem Spital versorgt hätte — so ein Buch für die Blüthe und Quintessenz eines Geistes, der mit Shakespearn, Richardson und Sterne im Reihen geht, auszugeben — in der That, das hieß das berühmte Phlegma der deutschen Nation auf eine Probe setzen, der sogar das lappländische hätte unterliegen müssen." — A. d. H.

Abgenöthigter Nachtrag
zur
Johann-Bunkliade.[1])

Als ich beim Beschluß meiner Auszüge aus „Johann Bunkel's Leben und Meinungen" im Vorbeigehen sagte: „ich wisse wohl, was es sei, sich der Ungnade des Buchhändlers Nicolai auszusetzen", konnte mir zwar von der Broschüre, die er vor einigen Wochen wider mich herausgegeben,*) noch nichts bekannt sein; ich konnte aber leicht voraussehen, daß ein Mann wie er die Freimüthigkeit, womit ich über seinen Bunkel und nebenher auch über die Art und Weise, wie er solchen dem deutschen Publico aufzuhängen gewußt hat, in öffentlichem Druck gesagt, was Tausende in Zimmern, Buchläden und überall, wo zwei Pränumeranten zusammentrafen, einander mündlich

*) Sie besteht aus zwei Bogen in 8°, betitelt: „**Ein paar Worte**, betreffend Johann Bunkel und Christoh (soll ohne Zweifel Christoph heißen) Martin Wieland, von Friedrich Nicolai", Berlin und Stettin 1779. Ich würde dieses seine Geistesproduct des Herrn Friedrich Nicolai, um es zu seiner verdienten Ehre möglichst bekannt machen zu helfen, mit Vergnügen im „Teutschen Merkur" haben abdrucken lassen, wenn Herr Nicolai nicht bereits rühmlichst dafür gesorgt hätte, daß es alle nur mögliche Publicität erhalte. Denn er versichert uns auf der andern Seite des Titelblatts, daß dieser Aufsatz auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", Anhang zum XXV. bis XXXVI. Bande, in der ersten Abtheilung zu finden sei, wohin ich also Diejenigen hiermit verwiesen haben will, welche besagten merkwürdigen Aufsatz etwa nicht als Broschüre habhaft worden sind; wiewol es Herr Nicolai, wie leicht zu erachten, an einer starken Auflage nicht wird haben fehlen lassen.

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 154–172. Obgleich Wieland diesen „Nachtrag" bei seiner „Bunkliade" später wegließ, so ist er doch in mancher Beziehung zu bedeutend, als daß wir denselben übergehen dürften. In einem Anhange lassen wir noch Nicolai's Vertheidigung folgen, durch welche gegenwärtiger Abgenöthigte Nachtrag veranlaßt wurde, da dieselbe zum Verständniß des Nachtrags erforderlich ist. — A. d. H.

gesagt hatten — daß er, sage ich, diese Freimüthigkeit als eine schwere Beleidigung aufnehmen und aufs Empfindlichste zu rächen suchen würde.

Was ich vorhersah, ist nun erfolgt. Herr Nicolai hat seine Rache genommen, und (was bei einer so unheilbaren Sache wie die seinige ebenso leicht vorauszusehen war) die Rache eines Verzweifelten. Denn was hat er gethan, als den ganzen Streitstand über Johann Bunkeln (wenn anders über den Werth oder Unwerth eines solchen Buchs ein Streit unter gescheiten Leuten möglich ist) zu verändern und, da er alle Hoffnung, seinen Bunkeln retten zu können, verloren geben muß, den Spieß nun gegen mich zu drehen, mir schlechte Leidenschaften und Absichten Schuld zu geben und durch gehässige Gegenbeschuldigungen die Verachtung des Publicums wo möglich von sich ab und auf mich zu wälzen?

Was Herr Nicolai gegen meine Zergliederung und Auszüge an sich selbst vorbringt, ist so, daß es keiner Antwort bedarf. Er fühlt selbst zu wohl, daß dies seine schwache Seite ist, und begnügt sich also, hinter dem Schilde der Monthly Reviewers hervor, so leise als möglich, ich weiß nicht was zu Vertheidigung des elenden Buches zu sagen, blos damit er etwas gesagt zu haben scheine. Er leugnet, daß er es für ein vortreffliches Werk gegeben habe, und will uns weismachen, die Gutherzigkeit, die in allen Blättern seines Bunkel's athme, habe ihn (den gutherzigen Nicolai — scilicet!) so eingenommen, daß er auf seine Fehler nicht geachtet habe. Er stellt sich, als ob ihm das allgemeine Mißvergnügen der Pränumeranten verborgen wäre, als ob ich der Einzige sei, dem sein Bunkel nicht gefallen habe, und als ob das ein Wunder sei, das sich unmöglich erklären lasse, wenn man nicht voraussetze, daß Zorn und Rachgier gegen ihn (den Pflegvater des mißgeschaffnen Mondkalbs) mir nicht gestattet hätten, den Verdiensten desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Glaub' ihm das, wer Lust hat! Aber wer wird's ihm glauben? Bunkel ist ja, Dank sei den vorsichtigen Maßregeln, welche Herr Nicolai genommen! in mehr als siebenhundert Häusern anzutreffen, der Teutsche Merkur auch. Es sind also Leute genug da, die mit ihren eignen Augen sehen können, oder vielmehr, die bereits gesehen haben, was zu sehen war. Die Art, wie meine Auszüge aufgenommen worden, ist mir Bürge da-

für, das Publicum sei überzeugt, daß ich Bunkeln kein Unrecht gethan. Keinem Menschen (außer Herrn Nicolai) ist's zweifelhaft vorgekommen, ob ich in guter oder böser Laune gewesen, da ich die Anti-Bunkels (wie ich sie jetzt Kürze halber nennen will) geschrieben. Im Gegentheil, die gute Laune, worin sie geschrieben sind, hat sich auch den Lesern mitgetheilt; und beinahe hätte man um der Auszüge willen dem Herrn Nicolai das unausstehliche Buch vergeben, das sie veranlaßte. Wer wird nun gegen das Zeugniß seines eignen Bewußtseins und Gefühls einem Menschen, der so offenbar alles Recht in Sachen Johann Bunkel's und Consorten (die so sehr seine eigne ist) zu stimmen und zu urtheln verloren hat, auf sein Wort glauben: daß meine Behandlung seines Bunkel's „eine plumpe Verunstaltung sei" — daß ich mit diesem trefflichen Werke umgegangen sei „wie ein Schlachter mit einem Schlachtvieh", kurz, daß ich von Eigensinn, Zorn, übler Laune und Rachgier besessen gewesen, da ich über Bunkeln geschrieben u. s. w.

Aber Herr Nicolai führt ja einen **Beweis** dieser letztern Beschuldigung? Ein feiner Beweis! Ein Beweis aus lauter Vermuthungen gewebt, und aus so schlecht ersonnenen Vermuthungen, daß man Mitleiden mit dem Manne haben möchte, der zu solchen Behelfen seine Zuflucht nehmen muß. Aber freilich, wenn Einer nun keine bessere hat? Und dann ist ja auch gegen einen so boshaften, so verächtlichen Menschen, wie ich die Ehre habe in den Augen des Herrn Friedrich Nicolai zu sein, Alles erlaubt! Also — „wenn die Zergliederung Bunkel's", sagt Herr Nicolai, „nicht eine ganz besondere Veranlassung gehabt hätte, wie käme es, daß ein Mann wie Wieland*) ein Buch, das ganz elend, äußerst schal und platt sein soll, so äußerst genau, so äußerst weitläufig, so äußerst hämisch zergliedert hätte?" Die Antwort auf die Frage, warum ich so viele Zeit auf ein so elendes Buch verwandt, steht (weil ich sie leicht voraussah) schon zwei- oder dreimal ganz leserlich gedruckt in meinen Auszügen aus der Johann-Bunklias; und wenn Herr Nicolai sich die Mühe nicht nehmen mag, sie

*) Dies ein Mann wie Wieland kommt sehr häufig in der Nicolai'schen Broschüre vor, und alle ehrliche Leute finden freilich, daß ein Mann wie Wieland zwischen einem Manne wie Bunkel und einem Manne, wie der Buchhändler Nicolai ist, auf dem Titelblatt dieser Schmähschrift sehr hervorsteche.

dort zu lesen, so kann ich sie ihm hier mit zwei Worten wiederholen. Sie ist: weil er dieses elende Buch, ein Buch, das kein Mensch von Verstand und Geschmack, ohne vor Ekel krank zu werden, durchlesen kann, in einem äußerst weitläufigen, umständlich motivirten Avertissement dem Publico als ein sehr gutes, sehr interessantes Werk angepriesen und durch diese Anpreisung eine Menge ehrlicher Leute verleitet hatte, auf seinen Credit hin auf dieses besagte Buch zu pränumeriren. Hätte der Herr Buchhändler Nicolai es mit diesem Buche gemacht, wie hundert andre seines Gewerbes es mit hundert andern schlechten Originalen und schlechten Uebersetzungen schlechter engländischer und französischer Bücher machen; hätte er, weil er doch einmal in der Meinung stund, daß Johann Bunkel einen gangbaren Artikel abgeben könnte, das Buch in aller Stille übersetzen lassen, hätt' es dann wie andre Fabrikwaaren dieser Art auf die Messe gebracht und es nun darauf ankommen lassen, ob es Liebhaber finden werde oder nicht: hätt' er so verfahren, so kann er versichert sein, ich würde seinem Bunkel die Ehre, ihn näher zu beleuchten, ebenso wenig erwiesen haben als andrer Maculaturwaare dieses Gelichters, womit Deutschland überschwemmt wird. Oder wenn dessen ja unter der Rubrik Bücheranzeigen erwähnt worden wäre, so wär' es mit zwei Worten gethan gewesen. Aber die Art, wie er ein **solches Buch** herausgegeben, die Art, wie er es als ein interessantes, erbauliches, gemeinnütziges Werk dem Publico aufgeschwatzt, dies machte Bunkeln einer genauern, umständlichern Zergliederung und Beleuchtung würdig. Natürlich ist's übrigens, daß der gerechte Verdruß, den so viele hundert ehrliche Leute mit mir darüber empfanden, sich in ihrer Erwartung auf eine so unerhörte Art betrogen zu sehen, auch einigen Einfluß hatte. Wahrlich, wenn es nicht gerecht wäre, über so etwas unwillig zu werden, so möcht' ich wol wissen, worüber man unwillig werden dürfte. Und wenn ich bei aller guten Laune und beim festesten Vorsatz, über Bunkel, insofern er ein Thor und alberner Tropf ist, blos zu lachen, doch zuweilen durch seine ganz unausstehliche Verkehrtheit genöthigt wurde, ernsthafter zu sprechen und Unwillen auszudrücken, wo kein ehrlicher Mann **lachen kann:** so möcht' ich Den sehen, dem es (sofern er sich überwinden könnte, das ganze Buch, wie ich gethan, durchzulesen) nicht ebenso ergehen sollte. Es bedarf

also, um das Phänomen, worüber sich Herr Nicolai so befremdet stellt, zu erklären, keiner andern Bewegursachen als der innern Beschaffenheit des Buches selbsten; und er hatte gar nicht nöthig, zu einer so armseligen Hypothese seine Zuflucht zu nehmen, als die Voraussetzung ist: ich hätte geglaubt, daß ich noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken habe.

Die Deduction, die er hierüber macht, ist sowie das ganze Libell, eines Herausgebers und Lobredners Herrn Johann Bunkel's vollkommen würdig. Man werde sich erinnern, sagt er, daß ich im ersten Vierteljahr des „Teutschen Merkur's" von 1775 sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Klagen wider die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und ihn bekannt gemacht, und daß er mich hierauf im XXV. Bande der besagten Bibliothek öffentlich aufgefordert, die Beweise davon öffentlich der Welt vorzulegen. Dies hätt' ich nicht gekonnt und hätte also schweigen müssen. „Dies erzwungene Stillschweigen", setzt der Mann, der so scharfsinnig in meinem Inwendigen liest, hinzu, „mag ihm (Herrn Wieland) eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wohl empfinden mußte, in welchem zweideutigen Lichte er dadurch vor dem ganzen deutschen Publico erschiene. Er hatte sich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geschrieben. Nun dachte er mich bei dem „Leben Bunkel's" auf einer schwachen Seite ertappt zu haben; daher brach er los; denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen."

Es ekelt mir, auf dies alberne Geschnatter der lächerlichen Eitelkeit dieses Menschen antworten zu müssen. Meine Antwort wird aber sehr kurz sein. Die Rede ist hier von einer Thatsache, und von einer Thatsache, die ich wol am Besten wissen muß, nämlich von dem Grunde, warum ich zu seiner **öffentlichen Aufforderung** in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" **geschwiegen** habe. Herr Nicolai stellt sich, als ob er diese Ursach wisse, und versichert mit der ihm eignen Frechheit: ich habe schweigen müssen, weil das, was ich ihn oder seine „Allgemeine deutsche Bibliothek" beschuldiget, nicht wahr sei. Ich will ihm besser sagen, warum ich geschwiegen habe. Salomo sagt zwar in seinen Sprichwörtern: „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit"; aber eben dieser Salomo sagt auch unmittelbar darauf: „Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit!" — und er überläßt es dem Verständigen, selbst zu urtheilen, wo und wann es sich

für ihn schicke, zu antworten oder nicht zu antworten. Ich hatte (bei einer Gelegenheit, wo ich von einer bereits vergessnen Broschüre des Herrn Nicolai vielleicht allzu günstig geurtheilt hatte) zu Rechtfertigung meiner Unparteilichkeit hinzugesetzt: man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man glaubte, daß ich Herrn Nicolai zu Gefallen so urtheile. Er sei nie mein Freund gewesen; ich wäre in seiner „Allgemeinen Bibliothek“ fast immer schief angeklagt, oft muthwillig mißhandelt und nicht ein einzigmal (daß ich wüßte) durchaus unparteilich beurtheilt worden. Herr Nicolai schrieb mir hierüber und verlangte, daß ich diese Stelle widerrufen oder beweisen sollte. Ich antwortete ihm, daß ich jenes nicht thun würde und dieses für sehr unnöthig hielte. Er schrieb wieder und drohte. Ich ließ es dabei bewenden. Ein gemeinschaftlicher Freund in Berlin schrieb mir darauf: „Herr Nicolai wäre sehr ungehalten auf mich und stünde im Begriff, mir öffentlich den Krieg anzukündigen; er (der Freund) wollte mir seine bona officia angeboten haben, diese unangenehme Fehde noch in Zeiten gütlich beizulegen“. Ich antwortete ihm ungefähr des Inhalts, was ich im Vorbeigehen über die Beurtheilungen meiner Werke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ gesagt hätte, wäre eine notorische, vor aller Welt Augen liegende Sache und bedürfe keines Beweises. Ich hielte mich nicht verbunden, mich mit Nicolai in einen Federkrieg einzulassen, der seiner Natur nach ein *Procès sans fin* werden müßte. Herr Nicolai könnte thun, was er wollte u. s. w. Der Freund zog also seine Hand ab; die Kriegserklärung des Herrn Nicolai erschien (wie ich **hörte**; denn gelesen hab' ich sie nie) in öffentlichem Drucke. Ich blieb bei meinem Vorsatz, keine Notiz davon zu nehmen, und ich bleibe noch dabei, weil ich überzeugt bin, daß ein Jeder, der im Stande ist, von solchen Dingen richtig zu urtheilen, meine Schriften und die besagten Beurtheilungen nur zu lesen braucht, um zu sehen, daß ich sie recht qualificirt habe. Die unparteiische Welt und die Nachwelt (wenn anders von meinen Werken und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ alsdenn noch die Rede sein wird) mag Richter zwischen uns sein! Und eben diese Welt mag urtheilen, ob die Partei, zu schweigen, wo Reden oder Schreiben **überflüssig** und in mehrern Rücksichten **unverantwortlich** wäre,

nicht die beste ist, die ein Mann, der sich seiner guten Sache bewußt ist, ergreifen kann. Denn (um nur zwei Worte davon zu sagen) wie könnte ich den ganz unnöthigen Beweis, den mir Herr Nicolai abfordert, führen, ohne mich in eine genaue Beurtheilung und Analyse meiner eignen Schriften einzulassen? Mit welcher Anständigkeit könnt' ich das? In welchen Detail würd' es führen? Wann sollte das Schriftenwechseln aufhören? Was läßt sich nicht anklagen, vertheidigen und entschuldigen? Worüber läßt sich nicht chicaniren? Und würde, wenn ich auch Jahre lang mit einem so ekelhaften Schriftenwechsel zugebracht hätte, Herr Nicolai nicht doch immer das letzte Wort behalten? Es wäre lächerlich, nur eine Silbe mehr über eine so unsinnige Zumuthung zu verlieren.

Es ist also nicht erzwungenes, sondern **höchst freiwilliges Stillschweigen,** daß ich zu seiner Aufforderung geschwiegen habe und schweigen werde, so lange ich noch von irgend einem Theil meiner Existenz einen bessern Gebrauch zu machen weiß. Es ist also auch nicht wahr, daß ich, wie er sagt, eine unangenehme Stunde darüber gehabt habe, oder daß ich nur einen Augenblick geglaubt, um eines so gerechten und mir so anständigen Stillschweigens willen in einem zweideutigen Lichte vor der Welt zu erscheinen. Ich scheue keine Art von Beleuchtung, und mit der zartesten Empfindlichkeit für das Urtheil der verständigen und guten Menschen wie mit der herzlichsten Verachtung Alles dessen, was moralischer Pöbel in der Verkehrtheit seines Sinnes von mir denken und sagen mag, erwart' ich das Urtheil der unbestechlichen Zeit mit Bescheidenheit und Ruhe. Ich habe viele edle und gute Menschen zu Freunden und bin mir bewußt, keinen Feind zu verdienen.

Das Publicum kann also nun über diesen Punkt urtheilen, was es für Recht hält. In Sachen, wo es auf Ja oder Nein ankommt, gilt mein Nein wenigstens so viel als des Herausgebers von „Johann Bunkel" sein Ja, und wenn er es auch mit zehnmal mehr vermeintlichen Präsumtionen zu seinem Vortheil ausstaffiren könnte.

Indessen geht Herr Nicolai doch von diesen luftigen Präsumtionen aus, mich in den ehrenrührigsten Ausdrücken, mit den sichtlichsten Verdrehungen des Sinnes meiner Worte und mit einer Consequenzenmacherei, deren sich ein Abderitischer Sykophant beinahe schämen würde, zu beschuldigen,

daß ich ihn an seiner bürgerlichen Ehre angegriffen. Laßt sehen, wie er auch hier mit seinem Beweise bestehen wird!

Ich hatte meine „Anti-Bunkels“ mit dem Weidspruch *Practica est multiplex* angefangen. Der Sinn dieses Sprichworts ist Jedermann bekannt; er ist ebenso weitläufig als die Anwendung, die täglich davon im gemeinen Leben gemacht wird. Jeder Stand, jedes Handwerk hat seine *Practicam* und seine Kniffe, und wo es der ganzen Welt offenkundig vor Augen liegt, daß ein Mann sich solcher *Practica* und Kniffe bedient hat, da ist es auch erlaubt, die Anwendung jenes Sprichworts auf ihn zu machen.

Daß Johann Bunkel's Leben und Meinungen, so wie der Buchhändler Nicolai es uns geliefert hat, in jeder Betrachtung, es sei nun als eine wahre Lebensgeschichte oder als ein philosophisch-christlicher Roman, als ein Werk des Genie, Witzes oder Geschmacks oder als ein zum Unterricht und Beispiel geschriebenes Sittenbuch betrachtet, ein höchst plattes Geschmiere, eine mit schalen Predigtfragmenten, übel raisonnirten Raisonnements, falschen Grundsätzen und ärgerlichen Beispielen angefüllte Rhapsodie sei, daß dieses Alles den größten Theil davon ausmache, daß selbst die wenigen romantischen Situationen und interessanten Naturgemälde, die das Beste davon sind, durch den äußerst elenden Stil des Autors und Uebersetzers so verhudelt sind, daß dem Leser alle Freude daran verkümmert wird, daß die Hauptabsicht des Verfassers offenbar keine andre ist, als unter dem beliebten vehiculo romanhafter Liebes- und Heirathsgeschichten die Lehre der allgemeinen Kirche von der Dreieinigkeit und andere für wesentliche Glaubensartikel von ihr angenommene Lehren zu bestreiten, daß diese vorgegebene Lebensgeschichte eines Menschen, der immer die Nachahmung Christi im Munde führt, der Lebenslauf eines Menschen sei, dem kein vernünftiger ehrlicher Mann gleich zu sehen wünschen kann u. s. w. — Alles dies bedarf keines andern Beweises, als daß ein Mensch, dem Gott Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, sich auch das Maß von Geduld erbitte, das erfordert wird, dieses Buch zu lesen, und sich dann hinsetze und es aufmerksam von Anfang bis zu Ende durchlese, oder wenn es ja eines mehrern Beweises bedarf, so hoffe ich ihn in meinen „Anti-Bunkeln“, so weit es nöthig war, zur vollen Genüge geführt zu haben.

Sobald nun das Buch wirklich erschien, war das Mißvergnügen, sich in der Erwartung, welche Herr Nicolai erweckt hatte, so gröblich getäuscht zu finden, allgemein und äußerst lebhaft. Und auf wen schob man die Schuld? Auf wen konnte man sie schieben? Wer war denn der Mann, der dieses Buch in einer Nachricht an das Publicum, vier mit kleiner Schrift gedruckte Octavblätter stark, so umständlich und mühsam angepriesen hatte? Wer war der Mann, der sich auf das Zeugniß der Monthly Reviewers berufen hatte, daß dieses Buch in seiner Art so original als Shakespeare und Richardson sei — daß Bunkel der sonderbarste, der launigste, der angenehmstseltsamste Schriftsteller sei, der jemals die Feder geführt habe? Wer war der Mensch, der die Stirne hatte, zu sagen, es sei die Lebensbeschreibung eines Mannes, der auf sein **wohlgeführtes** Leben mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurücksieht?*) **Friedrich Nicolai** war dieser Mann! Die Urkunde, worin er das Alles der Welt vorgespiegelt hat, liegt in öffentlichem Druck und ist auf alle mögliche Art bekannt gemacht worden. Ich selbst, da ich mir nicht beigehen lassen konnte, daß Jemand unverschämt genug sein könnte, ein Buch so weitläufig, so nachdrücklich anzupreisen, wenn es nicht wenigstens des Lesens werth wäre, habe mich mißbrauchen lassen, es bekannter machen zu helfen.[1])

Wahrlich, nach einer solchen Ankündigung von einem Buchhändler, der selbst ein Schriftsteller ist, von dem Jedermann die Präsumtion hatte, daß er überzeugt sein werde, das Buch sei das wirklich, wofür er es dem Publico gab, daß er es also vorher gelesen und geprüft haben müsse oder sonsten gewiß nicht in solchen Ausdrücken, mit solcher Gewißheit seiner Sache davon gesprochen und das Publicum durch Pränumeration zu einem Kauf angelockt haben würde, wobei kein Reukauf möglich war — nach einer solchen Ankündigung, unter einer solchen Garantie, wie konnte man weniger erwarten als ein Buch, das die größten und

*) Ein Buch, das dies ist, nennt man mit einem Wort ein sehr erbauliches Buch, wiewol Herr Nicolai gerade das Wort nicht gebraucht. Es ist einerlei, ob er's mit einem Wort oder mit vielen sagt. — A. d. H.

[1]) Vgl. oben S. 191, Anm. 1.

seltensten Vollkommenheiten in sich vereinige? Nach den Ausdrücken, worin die Reviewers und Herr Nicolai davon sprachen, konnte man nicht anders. Entweder die Herren wußten nicht, was sie sagten, oder Bunkel mußte (ich wiederhol' es) mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein. Als nun statt dessen den Pränumeranten ein Werk in die Hände geliefert wurde, wie Bunkel **wirklich** ist — das ist (um jetzt von allen seinen übrigen Gebrechen zu abstrahiren) das langweiligste, platteste, genie-, witz- und geschmackloseste Buch, das vielleicht seit Jahrhunderten in Europa erschienen ist, mußte das Publicum sich nicht für hintergangen halten? Und über wen konnte man sich beschweren? Natürlicherweise über Niemanden als Herrn Nicolai. Haben ihn die Reviewers betrogen, so bleibt ihm sein Regreß an die Reviewers unbenommen, aber wir halten uns an ihn. Denn von ihm kam die Ankündigung; er ist der Herausgeber; ihm haben wir geglaubt; ihm haben wir bezahlt; aus seiner Hand haben wir den häßlichen Wechselbalg eines irländischen nonconformistischen Zwitters von Schwärmer und Freigeist für ein angenehm-nützliches, geistreiches, erbauliches Werk erhalten.

Aber wie? Er ist ja nur der Verleger; mit welchem Rechte kann er für den Werth oder Unwerth desselben responsabel sein? — Wie? Er wäre blos Verleger? Wahrlich, ein Verleger, der ein Buch so ankündiget, es durch solche Anstalten ausbreitet, es noch zum Ueberfluß durch eine weitläufige Vorrede in die Welt einführt: ein solcher Verleger ist ein Herausgeber, und man kann wenigstens von ihm fordern, daß er wisse, was er thue.

Alles, was ich bisher von der Nicolai'schen Ausgabe des Bunklischen Buches gesagt habe, sind Thatsachen; was nun folgt, ist ein Raisonnement, und wenn ich nicht irre, ein sehr bündiges.

Entweder hatte Herr Nicolai, da er Bunkeln ankündigte, das Buch gelesen oder nicht. Hat er es **nicht** gelesen, so war es unverantwortliche Unvorsichtigkeit, auf das bloße Wort der Reviewers das ganze deutsche Publicum zur Pränumeration auf ein Buch einzuladen, das **vielleicht** das nicht war, wofür es jene gaben, und von diesem Buche in selbsteigner Person auf fremdes namenloses Zeugniß hin eine so vortheilhafte Meinung zu erwecken.

Hat er's aber gelesen und seine Herausgabe darum unternommen, weil er es wirklich für ein vortreffliches Buch hielt: was soll die Welt von seinem Kopfe oder im entgegengesetzten Fall von seinem Charakter denken? Man kann freilich Niemanden ins Herz sehen. Aber ich frage die ganze unparteiische Welt, ob es **wahrscheinlich** sei, daß Herr Nicolai nicht wenigstens nahezu habe wissen können, was an seinem Bunkel sei. Und gesetzt auch, es lasse sich denken, daß er bona fide geglaubt, er gebe uns was Gutes, ist es der Welt, die den Mann blos nach seinen Handlungen beurtheilen kann, zu verargen gewesen, wenn sie bei solcher Beschaffenheit eines auf solche Weise ihr aufgeschobnen Buches glauben mußte, daß die ganze Geschichte des Nicolai'schen Bunkel's weder mehr noch weniger als ein Verlegerkniff und also ein hübsches Exempelchen zu dem Sprichwort: Practica est multiplex sei?

Und was will also der Mann mit seiner lächerlichen Aufforderung: „Wenn Herr Wieland irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir weiß, so mache er sie bekannt; so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber nichts anzeigen und beweisen, so bleibe die Schande der Verleumdung auf ihm, und er hüte sich inskünftige, mit dem guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen?" Im Ernste, meint Herr Nicolai, mit dem Ton, womit er diese elende Platitüde vorbringt, der vernünftigen Welt Staub in die Augen zu werfen? Glaubt er, wir sollen nicht merken, wie er mit der Vieldeutigkeit aller Worte und Ausdrücke seiner Schreibart sein Spiel treibt? Was nennt er Praktiken und Kniffe und Ränke und Unredlichkeit? Versteht er Handlungen darunter, auf welche die bürgerlichen Gesetze den Staupbesen gesetzt haben? Wo hab' ich ihn jemals solcher Handlungen beschuldigt? Sind aber unter Praktiken und Kniffen die nur allzu gewöhnlichen Verlegerkünste gemeint, wodurch man dem Publico ein schlechtes Buch oder eine elende Uebersetzung eines guten Buches für gut aufheftet, so bedarf es keines andern Beweises, als den Herr Nicolai durch die Pränumerationssache auf seinen Johann Bunkel vor aller Welt Augen selbst geführt hat. Und nie werd' ich ihm auf jene schamlose Aufforderung eine andere Antwort geben als diese: Wer

hat Johann Bunkeln mittelst eines weitläufigen anpreisenden Programms auf Pränumeration mit Kupfern von Chodowiecki herausgegeben?*)

Ich habe immer gehört und gesehen, daß sich die Leute nie ärger geberden, als wenn man sie da anrührt, wo sie sich bewußt sind, daß sie keine Untersuchung aushalten könnten. Herr Nicolai, der sonst, wie ich höre, ein feiner, weltkluger Mann sein soll, muß gewaltig vom Zorn übereilt worden sein, als er durch die ungeberdige Art, wie er die sanfteste Züchtigung seiner an dem Publico begangnen Sünde aufnimmt, eben dieses Publicum reizte, die Sache in genauere Erwägung zu ziehen. Der Herausgeber Johann Bunkel's hat immer eine verlorne Sache, er mag sich winden und krümmen, wie er will.

Aber Herr Nicolai läßt es nicht am Herausfordern bewenden, er recriminirt auch; und seine Recriminationen machen mehr als die Hälfte seines Libells aus. Ich müßte gänzlich vergessen haben, was ich mir selbst, und noch mehr, ich müßte die Achtung vergessen haben, die ich der gesunden Vernunft und Ehrlichkeit meiner Zeitgenossen schuldig bin, wenn ich mich in eine Beantwortung seiner Gegenbeschuldigungen einlassen wollte. Ich kann diese Erörterung mit vollkommenster Ruhe dem Publico anheimstellen. Um nur zwei Worte (und beinah ist's an diesen zu viel) darüber zu sagen: hätte Herr Nicolai blos auf den ersten Theil seines „Bunkel's" Pränumeration verlangt und es den Käufern freigelassen, ob sie nach Lesung desselben auch auf die übrigen pränumeriren wollten oder nicht, so würden ihm zum zweiten wol nicht sehr manche übrig geblieben sein. Unfehlbar wäre dies mein Fall auch gewesen, wenn ich das Publicum durch den Merkur betrogen hätte, wie Nicolai mit der schamlosen Frechheit vorgiebt, die ihn gleich dem Zeichen Kain's auf eine so auffallende Art auszeichnet. Dieses Journal würde sich nicht, trotz so vieler nachtheiliger Umstände, ungeachtet der inzwischen entstandenen Menge ähnlicher periodischer Werke, ungeachtet der Menge von Mißvergnügten, die der Herausgeber eines Journals dieser Art wider Willen machen muß u. s. w., dennoch schon sechs Jahre durch erhalten haben, wenn die Welt, welche ohne

*) Ich tadle nicht überhaupt, daß man den Werth eines Buches, das man herausgeben will, vorher anzeigt; ich tadle nicht, daß man ein Buch auf Vorschuß herausgebe, nicht, daß man es mit Kupfern von Chodowiecki ziere; aber daß man Alles dies vornehme, ein Buch, wie Bunkel ist, dem Publico aufzuhängen, das ist nicht zu entschuldigen. Gegen den Sophisten, mit dem ich's hier zu thun habe, und gegen ihn allein, war eine solche Anmerkung nothwendig.

Leidenschaft urtheilt, so davon dächte wie Herr Nicolai — dem seine unverständige Wuth so wenig Urtheilskraft und Geschmack übrig gelassen hat, daß er die „Palmblätter des Abulfauaris“ als ein Document meiner schlimmen Gesinnung gegen die Religion anführt und das Gedicht „Schach Lolo“ mit Naserümpfen in die Rubrik Siebensachen und Lückenbüßer wirft.

So ruhig, als ich über den vermeintlichen, aber schon beim ersten Anblick so absurden Parallelismus, den er zwischen seinem „Bunkel“ und meinem „Merkur“ ziehen will, die ganze unparteiische Welt urtheilen lasse: so gewiß bin ich auch, daß ich in der Pränumerationssache auf die verbesserte und vermehrte Ausgabe des **„Agathon“**, welche Herr Nicolai mit seiner würdigen Wendungen in Erinnerung bringt, keinen seiner gehässigen und schändlichen Vorwürfe verdiene, so kränkend es mir auch damals war, daß der Gang, den diese Sache ohne mein Verschulden nahm, ein falsches Licht auf mich werfen konnte. Die ganze Sache war ein gutherziger Einfall einiger warmen Freunde, die von dem deutschen Publico (wie der Erfolg auch zeigte) nicht zu edel zu denken glaubten, wenn sie es fähig hielten, zu Gunsten eines Schriftstellers, der der Nation lieb zu sein schien, eine Subscription auf eines seiner (wie sie glaubten) vorzüglichsten Werke gutzuheißen, wobei es nicht um einen wohlfeilen Preis, sondern um eine Aufmunterung für den Verfasser zu thun wäre. Ich hatte auf einen weit niedrigern Subscriptionspreis gedrungen; aber meine Freunde bestanden auf dem höhern. Da meine damalige Lage mir schlechterdings keine Zeit ließ, die Auflage selbst zu besorgen, so nahmen sie freiwillig den ganzen Detail davon auf sich. Aber sie waren über 40 Meilen von mir entfernt, und dies nebst unvorhergesehenen wichtigen Veränderungen in meinen Umständen und in den ihrigen verzögerte nicht nur den Druck, sondern machte es ihnen endlich gar unmöglich, solchen ihrem ersten Vorsatz und Versprechen nach zu bewerkstelligen. Diese Umstände waren die Ursachen jener mir unvermeidlichen Folgen, die nur ein Mann wie der Buchhändler Nicolai fähig ist, einer vorsätzlichen betrügerischen Gewinnsucht beizumessen, einem Laster, das gerade unter allen möglichen dasjenige ist, dessen mich alle Menschen, die jemals mit mir gelebt haben, am Unfähigsten kennen. Aber, auch diese Sache von ihrer schiefsten, nachtheiligsten Seite betrachtet, wie wenig läßt sie sich

mit der Bunklischen vergleichen? **Ich** gab meinen Pränumeranten den „Agathon"; **Nicolai** gab den seinigen den „Johann Bunkel". **Ich** gab den meinigen ein Buch, das sie größtentheils schon kannten; **er** den seinigen ein Buch, das Niemand kannte. **Ich** gab den meinigen ein Buch, dessen Beschaffenheit und Inhalt Niemands Erwartung betrog (denn daß die versprochene Geschichte des Archytas daran fehlte, kam von Hindernissen her, die ich nicht hatte voraussehen können, und die Welt fand meine Entschuldigung giltig, weil sie anerkannte, daß es nicht so in der Gewalt eines Schriftstellers sei, binnen einer gewissen bestimmten Zeit einen Archytas zu schreiben, als es in der Gewalt eines Schusters steht, binnen der versprochnen Zeit ein Paar Stiefeln zu liefern, wiewol auch dem Schuster ehhafte Hindernisse vorfallen können); Herr Nicolai hingegen gab seinen Pränumeranten ein Buch, das gerade das Gegentheil von Allem war, was es seinem Versprechen nach sein sollte, **da es doch nur von ihm abgehangen hatte, es für das zu geben, was es war, und wofür es alle Vernünftige halten.** Denn hätt' er das gewollt, so brauchte er es nur ohne Practica, ohne Anpreisungen, ohne eine dadurch erschlichene Pränumeration und ohne Ankündigung Chodowiecki'scher Kupfer auf seine eigne Gefahr in die Welt laufen und sein Glück versuchen lassen. — Doch wozu noch mehr Worte, wo die Sache selbst schon so laut spricht?

Herr Nicolai hätte also das Seinige gethan, mich wo möglich **zu ihm hinabzuziehen.** Nachdem er so bündig bewiesen hat, was für ein verächtlicher Mensch einer von den größten Schriftstellern (wie es ihm beliebt mich zu schelten) ist, so kann er nun in eben der Methode auch beweisen, was für ein verächtlicher Schriftsteller dieser verächtliche Mensch sei. Es wird ihm nicht um einen Deut mehr Aufwand von Sophisterei und Unverschämtheit kosten. Mir aber wird sein Schelten just so viel als sein Lob und sein Lob just so viel als sein Schelten sein, und alle Rache, die ich jemals dafür nehmen werde, soll darin bestehen, daß ich die Opera omnia, die es ihm belieben wird gegen mich zu schreiben, zusammendrucken lasse und das Werk **mit seinem Bildniß erläutert** (wo möglich von Chodowiecki) auf alle Bibliotheken in Deutschland stifte, damit seines Namens und Charakters Gedächtniß bleiben möge für und für.

Anhang.

Nachricht.

Die Vertheidigung wider Herrn Wieland's Recension, Bunkel's Leben betreffend.

Von Fr. Nicolai.[1]

Herr Wieland hat für gut gefunden, in drei Stücken seines Merkur's Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen zu zergliedern, wie er selbst seine Arbeit sehr emphatisch benennet; denn wahrhaftig, so wenig ein Schlachtvieh, dem ein geschäftiger Schlächter den Hals aufschneidet, das Blut in den Koth laufen läßt, die Haut abzieht, die Knochen zerhackt, Glied von Glied trennt und das beste Fleisch in die Gedärme stopft, noch einem beseelten Geschöpfe ähnlich sieht, so wenig kann ein Buch einem Buche ähnlich sehen, wenn ein Mann wie Wieland nebst allem seinem Witze noch Eigensinn, Zorn und üble Laune aufbietet, um dessen beste Bestandtheile so zu trennen und unter einander zu werfen, daß Niemand mehr sehen kann, wie eins zu dem andern gehört.

Ich kann allen Tadel sehr wohl ertragen. Ich habe dies, ich denke, bei Büchern, die ich selbst geschrieben habe, mehr als einmal gezeigt: wie sollte ich denn nicht ertragen können, daß ein Buch getadelt werde, von dem ich blos Verleger bin und sonst nicht den allergeringsten Antheil daran habe? Wie wenig ich besonders für das Leben Bunkel's ein uneingeschränktes Lob verlange, zeiget die Recension desselben, die

[1]) Anhang zu dem XXV. bis XXXVI. Bande der Allg. deutschen Bibliothek, I. S. 678—692. — A. d. H.

ich in die Allgemeine deutsche Bibliothek (Anhang z. XXV. bis XXXVI. Bande, 1ste Abtheil. S. 664) eingerückt habe, ob ich gleich mit dem einsichtsvollen Verfasser derselben in vielen Stücken nicht einerlei Meinung bin. Der bloße Tadel also an sich würde nicht einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; aber schon der Tadel eines Mannes wie Herr Wieland kann aufmerksam machen, und wenn eines solchen Mannes Tadel ohne sichtbare Ursache so unbescheiden, zudringlich, heftig und bis zum Unbarmherzigen weitläuftig ist, so kann die Aufmerksamkeit bis zum Befremden steigen.

Man möchte in der That zuweilen seinen Augen kaum trauen, wenn man siehet, wie viel Mühe sich Herr Wieland giebt, den rechten Gesichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie das Leben Bunkel's ansehen muß, schlechterdings zu verrücken, und wie weit er seinen Eifer gegen den armen Bunkel selbst treibt. Nichts wird dem treuherzigen, aufrichtigen, menschenliebenden Bunkel von Herrn Wieland zu Gute gehalten, und Vieles wird ihm aufgebürdet, woran er sehr unschuldig ist. Nichts, gar nichts kann er recht machen. Alles, was er thut, soll übel gethan sein; alle seine Tugenden sollen nichts werth, seine unschuldigste Handlungen sollen Vergehungen, seine geringste Vergehungen sollen Sünden und seine allerkleinste Sünden sollen Laster sein. Ich will nur einige wenige Beispiele anführen, wie Herr Wieland Bunkeln behandelt. Z. B. Weil Bunkel warmen Eifer für die Religion zeigt, so legt es ihm Herr Wieland sehr übel aus, daß er oft gut gegessen und getrunken, sich in Frauenzimmer verliebt und bei Gelegenheit gejagt, Karten gespielt und getanzt hat. Dies nennt Herr Wieland „ein Sardanapalisches, Sybaritisches, schlaraffenländisches Wohlleben“; und damit sich Niemand wundere, daß gerade Herr Wieland ein ganz gewöhnliches Wohlleben so sehr sündlich finde, so giebt er sehr weise zur Ursach an: „Weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in mehr als Epikurischem Tone*) von gut Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Anderer,

*) Eine von Herrn Wieland's gewöhnlichen Uebertreibungen; denn im Leben Bunkel's findet man nichts, als zuweilen angezeigt, daß die Mahlzeit gut und die Gesellschaft fröhlich gewesen sei; das beliebt dem Herrn Wieland „die thierische, sinnliche, schmatzende Behaglichkeit Herrn Johann Bunkel's“ zu nennen.

der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt (also natürlich auch Herr Wieland selbst), mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann.“ Wenn Bunkel sehr feierlich sagt: „es gezieme einem Christen, Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen vollkommen zu sein wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist,“ u. s. w. so entblödet sich Herr Wieland nicht, folgende Anmerkung dazu zu machen: „Diese moralische clausula salvatoria steht hier nicht blos pro forma da. Denn wenn Meister Bunkel (wie am Tage liegt) ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das Schlimmste ist nur, daß jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.“ Daß Bunkel so oft heirathet, findet Herr Wieland ganz unverzeihlich. Wenn Bunkel glaubt, Gründe der Religion und des Gewissens zu haben, warum er bald nach Absterben einer Frau wieder habe heirathen müssen, so sagt Herr Wieland: „Das Infamste dabei ist, daß ihm die Religion zum Feigenblatt für die Blöße seines böckischen alten Adam's dienen muß.“ Wenn Bunkel ehrlich gesteht, daß auch sein Temperament eine der Ursachen sei, warum er öfter geheirathet habe, so ruft Herr Wieland dabei aus: „Der garstige Bock!“

Sollte man glauben, es sei möglich, daß Wieland, der Mann von Verstand und Einsichten, Wieland, der große Schriftsteller, und — auch — Wieland, der Verfasser des Idris und der komischen Erzählungen, so schreiben könnte! Aber dies sind nicht die einzigen Waffen, deren sich jeder ehrliche Mann und am Meisten ein Mann wie Wieland schämen sollte, und die er doch zum Angriff gegen Bunkeln nicht verschmähet. Sollte man glauben, es sei möglich, daß der Verfasser der Palmblätter des Abulfauaris sich so weit vergessen könne, Bunkeln einen christlichen Deisten zu schelten? Denn daß dies Beiwort ein Scheltwort sein solle, siehet man daraus, daß er, gänzlich im Geiste und im Tone der Bützowischen kritischen Sammlungen, ihm „wässerichtes, kahles sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artikel des christlichen Lehrbegriffs — wovon nicht ein ein-

ziger Einwurf gegen die Orthodoxen — nicht schon wer weiß wie oft von Seinesgleichen vorgebracht worden", Schuld giebt. Sollte man nicht in Versuchung gerathen, seinen eignen Augen nicht zu trauen, wenn man lieset, daß, wenn Bunkel gesagt hat: „ein liebenswürdiges Frauenzimmer sei durch die Blattern überall schändlich zugerichtet worden," Herr Wieland sich nicht schämet, dabei zu bemerken: „Ueberall? Herr Bunkel muß sehr vorwitzig gewesen sein!" „Pfui!" kann man hier mit Rechte über Wielanden ausrufen, „Pfui! der garstige Bock!"

Da man siehet, daß Herr Wieland in seinem blinden Zorn gegen Bunkeln so ganz vergessen kann, wer er ist, so darf man sich wol sehr viel weniger wundern, daß er sich befleißet, dem Buche, dessen Helden und Verfasser Ekelnämchen in großer Menge anzuhängen, um sie lächerlich zu machen. So heißt das Buch die Johann-Bunkliade, ein dreileibichtes Ungeheuer, der Held heißt „Master Bunkel, Meister Bunkel, Bunkelchen, Herr Johann Bunkel V. C., Sanct Johann Bunkel, Hänschen", und er soll sein „ein junger Pennal, ein Schuft, ein Brutum, ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser, ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling und Libertiner"; seine Reisen eine „Landstreicherei"; wenn er lehrt, thut er „seinen lehrreichen Mund zum Yaaanen auf" u. dergl. Der Verfasser heißt „ein Buchmacher, ein armer Schlucker, ein Alltagskopf" u. s. w., und dessen Buch: „das schalste, platteste, impertinenteste Buch, das je aus dem Gehirne eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffenen Dritteldings von Deismus, Pietisterei und Epikurismus hervorgegangen".

Es würden mich alle diese Floskelchen, die jeder vernünftige Leser bald für das schätzen wird, was sie werth sind, nicht bewegt haben, eine Feder zur Vertheidigung des Lebens Bunkel's anzusetzen. Dies Buch liegt der Welt vor Augen, Herrn Wieland's Zergliederung auch. Kann es sich durch eignen Werth nicht erhalten, und ist es vollends das äußerst elende Buch, wozu es Herr Wieland machen will, so mag es fallen.

Ich würde mein Stillschweigen auch deshalb nicht brechen, weil Herr Wieland spöttelt: „daß die Liebhaber sich gar nicht zu beschweren hätten, wenn sie für ihre pränumerirten 3 Thlr. 12 Gr. sechzehn Kupferstiche von Chodowiecki

von den besten Abdrücken und nach billigem Abzuge eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigstens vier baare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen". Ich weiß, wie viel ein solcher Einfall bedeutet, und im Grunde, wenn ein Verleger sorgt, den Pränumeranten den Werth von ihrem Gelde zu geben, so hat er gethan, was er thun konnte, und mehr, als manche Autoren thun, die sich Geld vorauszahlen lassen.

Aber da selbst die geflissentliche Verunglimpfung des Lebens Bunkel's an sich deutlich genug zeiget, und da Herr Wieland es auch nicht an wirklichen Insinuationen fehlen lässet, als hätte ich „aus niederträchtigen, gewinnsüchtigen Absichten der Welt nicht nur ein schlechtes, sondern das schalste, platteste Buch aufzuhängen und die Pränumeranten ums Geld zu bringen gesucht", so sehe ich mich genöthigt, meinen ehrlichen Namen zu retten und zu zeigen, daß mit der gewissenhaften Genauigkeit eines ehrlichen Mannes Alles erfüllet sei, was ich dem Publicum versprochen habe.

Herr Wieland nimmt Imagination und bösen Willen*) zusammen, um Alles, so viel immer möglich, von der falschen und von der nachtheiligen Seite vorzustellen. Er sagt, das Leben Bunkel's sei mit Trompeten und Pauken angekündigt worden. Ich berufe mich auf Jeden, der meine gedruckte Nachricht von diesem Buche gelesen hat oder lesen will, ob sie ganz simpel und bescheiden, oder ob sie in dem Trompeten- und Paukentone abgefaßt sei, mit dem so viele andere Bücher angekündigt werden, oder in dem Trompeten- und Paukenton, worin weiland die ehemalige, nicht die jetzige Erfurtische oder Hallische gelehrte Zeitungen seine damalige neueste Productionen ankündigten, oder in dem wohlbehaglichen selbstischen Ton, in welchem Herr Wieland selbst vor Zeiten seine Alceste oder seinen Merkur der Welt bekannt machte. Ich habe von dem Buche, dessen Uebersetzung ich ankündigte, meine Meinung gesagt. Ob ich darin mehr oder minder ge-

*) Dieser böse Willen geht so weit, daß er (Oct. S. 63) ein Beispiel von Bunkel's schlechter Schreibart geben will und dazu eine Stelle nimmt, die Bunkel aus Sir Walter Raleigh anführt, und die von Raleigh's Zeitalter etwas an sich hat. Man sehe des Leben Bunkel's II. Th. S. 207. Der böse Willen gehet so weit, daß Bunkel nicht sagen darf, er habe den Locke gelesen, um denken zu lernen, so setzt Wieland hinzu: dies sei ebenso, als wenn man Hacquet von der Verdauung lesen wollte, um verdauen zu lernen.

irret, ob ich etwan eine zu vortheilhafte Meinung von diesem Buche gehabt habe, kommt mir nicht zu, zu entscheiden, und Herr Wieland wird es in dem Zorn, den er gegen dies Buch gefaßt hat, auch nie entscheiden können. Ich glaube aber wenigstens, es falle in die Augen, daß das, was ich von diesem Buche gesagt habe, überhaupt wahr sei, und daß ich, so weit meine Einsicht reichet, bei dieser Ankündigung aufrichtig und ehrlich zu Werke gegangen bin.

Ich habe gesagt, es sei eins der sonderbarsten und der merkwürdigsten Bücher. Und ich dächte, Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit würde ihm Jeder zugestehen müssen, gesetzt, er wollte es auch nicht einmal für ein gutes Buch im höchsten Verstande des Wortes halten. Ich habe gesagt, daß, ungeachtet einiger romantischen Charaktere, das Buch nicht den Zuschnitt eines Romans habe, sondern daß die Erzählung den ruhigen natürlichen Gang einer eignen Lebensbeschreibung eines funfzigjährigen Mannes gehe. Dies ist wahr, und es ist auch wol hauptsächlich die Ursache, warum das Buch manchen Lesern mißfallen hat, da sie einen Roman in Form erwarteten und gar nicht geneigt waren, sich in den Geist und in die Absicht des Verfassers hineinzudenken. Ich habe es auch geradezu gesagt, daß die Betrachtungen des Verfassers über verschiedene wichtige Wahrheiten, daß seine theologischen Untersuchungen einen ansehnlichen Theil seines Buchs ausmachen. Ich habe nicht einmal verhehlt, daß ich voraussahe, nicht wenig Leser würden alle ausführliche theologische Untersuchungen überschlagen. (Und am Ersten war dies von Herrn Wieland zu vermuthen.) Ich sagte aber auch, „diese würden in der natürlichen, beinahe anschauend gemachten Erzählung der Begebenheiten,*) in den Beschreibungen voll Wahrheit der mannichfaltigen Gegenstände aus der Natur, besonders der vortrefflichen romantisch-wilden Aussichten in den Gebirgen Westmorelands,**) an der Dar-

*) So oft ich Bunkeln lese, so fällt mir das Natürliche der Erzählung des alten Mannes, das Anschauende in der Bemerkung der kleinsten Umstände auf. Ich will noch nicht streiten, ob die Begebenheiten wichtig oder unwichtig sind; aber fürs Anschauen sind sie wahrhaftig gebracht, und Mancher, der mit seinem vielen Witze hier und da herumtappt, ehe er eine kleine Begebenheit hervorbringt, könnte von Bunkeln natürlich erzählen lernen.

**) Daß in Bunkel's Wanderungen Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen häufig vorkommen, und daß diese eine Art von Interesse geben, fällt so sehr in die Augen,

stellung vieler äußerst sonderbaren, meines Erachtens aber im höchsten Verstande des Worts wahren menschlichen Charaktere,*) besonders an dem Charakter Bunkel's selbst und an der bei aller Sonderbarkeit und Ausschweifung**) durch das ganze Werk durchscheinenden Gutherzigkeit, guten Laune und edlen Philanthropie für ihren Geist noch Nahrung finden". Sollte ich mich hierin geirret haben, so weiß ich nicht, wie ich meinem Irrthume helfen soll; denn noch hat nichts, am Wenigsten aber Herrn Wieland's plumpe Verunstaltung desselben***) meine Empfindung von der Beschaffenheit dieses Werks ändern können.

daß auch Herr Wieland, so sehr er Bunkeln Alles abspricht, dieses zu leugnen sich nicht getrauet. Freilich hat Herr Wieland nach seiner gewöhnlichen Gemüthsbilligkeit hinzugesetzt, der Verfasser habe diese Beschreibungen aus seinen Collectaneen zusammengehäuft. Herr Wieland mag mir aber vergeben, wenn ich darin anderer Meinung bin. Seltsame Zaubergegenden und wunderbare Erscheinungen aus der Feenwelt, so wie sie etwan im Idris vorgestellt werden, kann man erfinden, sobald man sich in einem lebhaften Gehirne Collectaneen aus hundert Feenmärchen gemacht hat. Sie bedürfen keiner Wahrheit als im poetischen Detail, und je toller und seltsamer sie auf einander folgen oder neben einander stehen, desto besser sind sie. Aber wahre wilde, bergichte, romantische Gegenden, Wasserfälle, Aussichten und andere wahre Naturerscheinungen, so wie sie Haller und der Verfasser des Lebens Bunkel's beschrieben hat, muß man gesehen und empfunden haben, wenn man sie schildern will.

*) Da ich hierüber weder weitläuftig sein kann noch will, so berufe ich mich auf die Charaktere der sechs Irländer, die Bunkel im Bade zu Harrogate antrifft (II. B. S. 305 u. f.), besonders des Gallaspy und Gollogher.

**) Herr Wieland hat diesen Charakter aufs Hämischste verunstaltet. Wer das Buch lieset, urtheile, ob Herr Wieland oder ich ihn richtig beurtheilt haben.

***) Daß Herr Wieland nichts, was man von diesem Buche sagt, verstehen will, will ich nur noch durch ein einziges einleuchtendes Beispiel beweisen. Ich führte in meiner Nachricht auch das Urtheil der Verfasser des Monthly Review über das Leben Bunkel's an. Meine Absicht dabei war nichts weiter, als überhaupt zu zeigen, was in England vernünftige Gelehrten, und die sonst eben nicht sehr lobselig sind, von diesem Werke geurtheilt haben, ohne daß ich deshalb eben nöthig hätte, jedes von ihren Urtheilen schlechterdings zu dem meinigen zu machen. Sie sagen unter Andern: „Bunkel sei so vollkommen einzig für sich und in seiner Art so original wie Shakespeare oder Richardson." Sie setzen aber hinzu: „Mit dem Unterschiede, daß dieser Männer Vortrefflichkeiten blos aus angebornem Genie herrühren, dagegen Bunkel die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu sein scheint, die durch romantisches Wesen und durch religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." Wer sieht nicht, daß die Reviewers weiter nichts sagen wollen, als Bunkel sei in seiner Art so einzig wie Shakespeare und Richardson in der ihrigen (und das ist er wahrhaftig, da er in seiner Art zu denken und zu schreiben Niemandes Manier nachahmt, sondern sich einen ganz neuen Weg bahnt). Uebrigens setzen sie offenbar durch ihr Gleichniß Bunkeln ebenso weit unter Shakespeare und Richardson, als Jedermann eine getriebene Frucht unter

Da ich dieses Werk für merkwürdig und nützlich hielt, was war simpler, als daß ich die Uebersetzung gern in Verlag nahm und auf gewisse Weise veranlaßte?*) Aber so simpel und unbescholten will Herr Wieland die Sache nicht haben; sondern in seiner Zergliederung Bunkel's sucht er, wo er kann, aufs Gehässigste zu insinuiren, als ob ich unredlich dabei zu Werke gegangen wäre. Seine Zergliederung hebt an: „Practica est multiplex", er redet, „von einem der schlausten Kniffe unsers Sosius".**)

Was nun zuerst die Benennung eines Sosius betrifft, so scheint er nur blos aus der Herrn Wieland so behaglichen Laune, die Dinge nicht mit ihrem rechten Namen zu nennen, herzukommen. Denn er hat ja den Buchhändlern die Ehre angethan, in ihre Zahl zu treten. Er treibt ja mit seinem Merkur durch Verlag, Einkauf und Verkauf, Geldeinnehmen und Geldausgeben, Creditirung, Berechnung, Annehmung von Pränumerationen, Ablieferung und Spedition der Exemplarien u. s. w. nicht allein alle Geschäfte eines Buchhändlers, sondern er sorgt auch nach Art der römischen Sosier, ut prostet liber *mundus*, durchs Einheften, oder wie es auf Wielandisch Deutsch heißt, durchs Broschiren. Er wird also wol, da er sich selbst sonst so

eine natürliche setzt. Was thut Herr Wieland? Er giebt nicht etwan blos zu verstehen, die Reviewers hätten Bunkeln ganz so hoch gesetzt wie Shakespeare und Richardson. Dies wäre blos eine gemeine Ungerechtigkeit gegen die Reviewers. Er träumt noch etwas hinzu, das so hämisch als absurd ist, nämlich: „Nach einer solchen Ankündigung, von Nicolai garantirt, mußte Jedermann erwarten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein würde." Was in aller Welt, das die Reviewers oder ich können gesagt haben, kann eine solche Erwartung veranlassen? Wer aber solche Erwartung träumt, kann denn leicht finden, daß sie nicht befriedigt worden sei, und so mit seinem eigenen Hirngespinnste streiten.

*) Ich besaß dieses Buch, wie viele meiner Freunde wissen, an sechs Jahre und hatte es selbst gelesen und vielen Personen mitgetheilt, ohne an eine Uebersetzung zu denken. Erst im Jahre 1775, als einst zufälligerweise von diesem Buche geredet wurde, theilte ich es dem Herausgeber mit. Er las es, es gefiel ihm, er erbot sich, die Uebersetzung zu besorgen und nicht allein das Buch, wo es nöthig, abzukürzen, sondern auch Zusätze und Erläuterungen hinzuzuthun. Es ist sehr kindisch, wenn Herr Wieland zu verstehen giebt, die Zusätze wären nach dem Interesse des Verlegers eingerichtet; denn der Verleger ist über die Beschaffenheit der Zusätze gar nicht gefragt worden und hat nicht verlangt, darüber gefragt zu werden.

**) Aug. S. 166. Dieser schlauste Kniff soll sein: „ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze paßlich zu machen". Man sollte denken, Herr Wieland müßte sich besser auf Kniffe verstehen, als daß er so etwas für schlau ausgeben könnte.

gerne schont, nicht den Stand eines Buchhändlers verächtlich machen wollen.

Aber „die mannichfaltige Praktika, meine Kniffe, einer der schlauesten meiner Kniffe". Diese Beschuldigungen sind von einer ernsthaftern Natur. Wie? Bin ich etwa durch mannichfaltige Praxis, durch Kniffe, durch schlaue Kniffe so bekannt? Ich hoffe nicht! Mein Gewissen zeihet mir, daß ich niemals anders als ehrlich, redlich, geradezu, ohne Winkelzüge gehandelt habe. Ich bin auch nicht Willens, die Beschuldigung der Unredlichkeit ungerügt auf mir sitzen zu lassen. Ich fordere daher Herrn Wieland hier öffentlich vor dem ganzen Publicum auf: „Wenn er irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige „Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir weiß, so mache er sie „bekannt und beweise sie. Kann er sie anzeigen und beweisen, „so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber „nichts anzeigen und beweisen, so bleibe die Schande der Verleumdung auf ihm, und er hüte sich inskünftige, mit dem guten „Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen."

Jeder Leser des Merkur's muß wol beim ersten Blick übersehen können, daß die sogenannte Zergliederung Bunkel's eine ganz besondere Veranlassung gehabt haben müsse; denn wie käme es sonst, daß ein Mann wie Herr Wieland ein Buch, das ganz elend, äußerst schal und platt sein soll, so äußerst genau, so äußerst weitläuftig, so äußerst hämisch zergliedert? Es kann sein, daß Herr Wieland geglaubt hat, er hätte noch mit mir ein Hühnchen zu pflücken.

Man erinnert sich vielleicht, daß es Herrn Wieland beliebte, in seinem Merkur im ersten Vierteljahre 1775 sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Anklagen wider die Allgemeine deutsche Bibliothek und wider mich bekannt zu machen, und daß ich ihn im XXV. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 628 u. f. öffentlich aufforderte: „die Beweise davon öffentlich der Welt vorzulegen". Dies konnte er nicht; denn es war nicht wahr, was er in einer von seinen querköpfischen Launen, die man an ihm schon gewohnt ist, behauptet hatte, um so wie jetzt der Galle, die er auf dem Herzen hatte, sich durch die Feder zu entledigen. Er durfte es auch nicht wagen, wieder mit bloßen unbestimmten Worten Eins daher zu

schwatzen oder sich mit seiner gewohnten vornehmen Miene durchzuhelfen; denn ich hatte ihn vorher schriftlich versichert: „daß ich zwar ungern die Feder zu meiner Vertheidigung ansetzen, aber sie auch nicht eher niederlegen würde, als bis ich mich völlig gerechtfertigt hätte“. Er mußte also schweigen. Dies gezwungene Stillschweigen mag ihm eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wol empfinden mußte, in welchem zweideutigen Lichte er dadurch vor dem ganzen deutschen Publicum erschiene. Es thut mir leid! Aber er hatte sie sich wahrhaftig ohne die geringste Veranlassung selbst zugezogen, diese unangenehme Stunde, und ich bin mir bewußt, wie schonend ich gegen ihn verfahren bin. Er hatte sich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geschrieben. Nun dachte er mich bei dem Leben Bunkel's auf einer schwachen Seite ertappt zu haben; daher brach er los; denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen.

Ist dieses, wie es der ganze Ton seiner Zergliederung Bunkel's genugsam zeigt, sein Zweck gewesen, so hat er, ich gestehe es, diesen Zweck nur allzu sehr erreicht. Denn welche Stunde kann einem Manne, der Literatur herzlich liebt und Diejenigen, welche sie befördern, aufrichtig hochschätzen möchte, unangenehmer sein als die Stunde, in der er sieht, daß ein Gelehrter, mit den seltensten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen erwerben könnten, vergißt, wer er ist, vergißt, was seiner würdig ist, herabsinkt, um stinkender Eitelkeit, um kindischer Rachgier zu frohnen, zu den Künsten der niedrigsten Scribler. Mußte ihm die Stunde nicht äußerst unangenehm sein, wenn noch die bittere Unannehmlichkeit hinzukommt, daß er zu seiner eignen Vertheidigung, und um seinen ehrlichen Namen zu retten, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sieht, einem der größten Schriftsteller öffentlich zu sagen, welch ein verächtlicher Mensch er ist, damit das Publicum dessen hämischen und unbewiesenen Beschuldigungen nicht aufs Wort trauen möge?

Wenn Herr Wieland ein Wenig Selbsterkenntniß besäße, so würde ihm, wo nicht die Billigkeit, doch die Klugheit gelehret haben, mir nicht muthwilligerweise ungegründete Vorwürfe zu machen. Er hätte sich an das gute alte deutsche Sprichwort erinnern sollen: Wer ein gläsern Dach hat,

muß Andere nicht mit Steinen werfen. Wie? Herr Wieland will mir wider alle Wahrheit eine mannichfaltige Praxis vorwerfen? Herr Wieland? Er, der ein so guter Praktikus ist, durch Pränumerationen seinen Pränumeranten ihr Geld abzunehmen und wissentlich ihnen den Werth nicht zu geben! Hat er denn so ganz und gar vergessen, daß im Jahr 1772 mit höchstem Trompeten- und Paukenschall eine neue Ausgabe seines Agathon angekündigt und dabei eine Fortsetzung „versprochen ward, worin die schöne Danae ihre Geschichte erzählen wird und Archytas in einer Reihe von Unterredungen dem Agathon seine Philosophie beibringt, wodurch dieses bisher unvollendete Werk erst ein Ganzes wird"? Für Alles dieses ward ein Louisd'or Pränumeration gefordert, mit einer Miene, ob schäme man sich, für so etwas Außerordentliches, das geleistet werden sollte, von uns so wenig zu fodern. Man fügte aber auch ausdrücklich hinzu: „Die typographische Ausführung des Werks wird dem angesetzten Preise angemessen sein." Man mußte in der That eine außerordentliche typographische Pracht erwarten, wenn 80 Bogen (so stark ward die Ausgabe angekündigt) einen Louisd'or kosten sollten. Auch liefen die Pränumerationen haufenweise ein. Herr Wieland aber fand für gut, plötzlich vom Agathon seine Hand abzuziehen, die Unterredungen des Archytas gar nicht zu liefern und die Besorgung der Ausgabe einem Buchhändler aufzutragen, als ob ihn dieselbe, ungeachtet der Verbindung, in die er mit den Pränumeranten getreten war, gar nichts anginge. Die Ausgabe, obgleich an sich sauber und gut, war so beschaffen, daß der Buchhändler (aus Mangel der Praxis) sie Denen, die nicht pränumerirt hatten, nur für drei Thaler zwölf Groschen verkaufte. Aber Herr Wieland ließ den Buchhändler walten, sackte die Louisd'ore fleißigst ein und gab die Ausgabe, so wie sie war, sagte auch seinen Pränumeranten hierüber weiter nichts,*) als daß die Unterredungen des Archytas (durch die laut der Nachricht das unvollendete Werk erst ein Ganzes werden sollte) nicht zum Agathon gehörten, daß sie gelegentlich im Merkur erscheinen sollten (wo sie noch nicht erschienen sind); und obgleich offenbar das

*) Agathon, IV. Th. S. 286 [der Ausgabe von 1773].

Versprochene nicht gehalten war, so setzte er mit einer Wielandischen Stirn hinzu, „daß statt derselben in andern Stücken mehr, als man versprochen, gehalten worden sei". Hier ist doch eine Practica multiplex oder nirgend!

Wenn Herr Wieland sich selbst kennte, so hätte ihm sein Gewissen noch öfter geschlagen, und er würde sich gehütet haben, gewisse Ideen bei seinen Lesern wieder rege zu machen. Welche Unbesonnenheit, im Merkur von Werken zu reden, die mit Trompeten- und Paukenschall angekündigt werden! Im Merkur, worin Wieland's trompetende Briefe über seine eigene Alceste stehen, welcher besagte Merkur selbst mit solchem Trompeten- und Paukenschall angekündigt worden, daß noch jetzt das Ankündigungsblatt und die Vorrede zum ersten Theile des Merkur's*) die ärgste Satire auf dieses Werk sind, indem von Alledem, was versprochen worden, fast nichts, so wie es versprochen, geleistet worden ist! Welche Unbesonnenheit, im Merkur zu sagen, es sei einer der schlausten Kniffe, wenn man ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze paßlich macht! denn welchem Leser des Merkur's müssen dabei nicht so viel

*) Da der gegenwärtige Auffatz durch eine Recension eines Buchs im Merkur veranlaßt worden ist, so verdient aus dieser Vorrede die Stelle angeführt zu werden, worin Herr Wieland verspricht, wie seine künftige Recensionen beschaffen sein sollen. Der Contrast ist sehr komisch, wenn man den Ton patelin dieser Stelle gegen die Zergliederung Bunkel's hält. „Nur gute Schriftsteller (sagt Herr Wieland S. XII) verdienen eine scharfe Beurtheilung." (Ei! Ei! so könnte ja Johann Bunkel wol gar ein guter Schriftsteller sein!); „denn an ihnen ist Alles bis auf die Fehler lehrreich. Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken, daß wir die letztern nicht mühsam suchen, aber uns ebenso wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche aus Verzweiflung, sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird. Wir sind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unserer Einsichten uns verhindern könnten, allezeit gerecht zu sein; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, das wir nicht verstehen. Wir können uns zuweilen irren; aber wenigstens werden wir alle mögliche Behutsamkeit anwenden, damit es nicht geschehe. Kurz, wir wünschen dem deutschen Merkur das Ansehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen." Siehe da! Wie murmelt auch der gedämpfte Paukenschall!

elende Aufsätze in diesem Journale einfallen, die Herr Wieland selbst für elend erkannte und sie blos durch seine weisen Anmerkungen und Zusätze paßlich machte, in den Merkur eingerückt zu werden! Welche Unbesonnenheit, im Merkur solche ebengedachte schlechte Aufsätze mit guten Anmerkungen mit einem „Gastmahle zu vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel weislich ein besonderes Pulverschächtelchen und Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von jenen gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte"! Denn, wahrlich! hiebei müssen ja dem Leser des Merkur's nicht allein eben jene saft- und kraftlose Speisen im Merkur, zu denen Herr Wieland seine Pillenschächtelchen und Arzneigläschen stellt, zuerst einfallen, sondern auch noch so manche andere saft- und kraftlose ungesunde Aufsätze, die Herr Wieland ohne alle Arznei im Merkur uns einstopft, unser innerer Mensch mag sich dabei befinden, wie er will. Endlich, welche Unbesonnenheit, im Merkur von Büchern zu reden, die gegen ein halb Alphabet des Besten vier Alphabete Maculatur enthalten! denn dabei wird jedem Leser des Merkur's nicht sowol das Leben Bunkel's als der Merkur selbst einfallen, der als ein Werk der Nation austrompetet worden, und dessen kleinster guter Theil nichts als die Schreibtafel Herrn Wieland's und einiger seiner Freunde ist, worin sehr oft auch Abschnitzel von unverdauten Entwürfen fallen, und wenn uns das unterzeichnete W. das Beste erwarten läßt, Schach-Lolo und andere solche Siebensachen die Lückenbüßer sein müssen; dessen größter und schlechter Theil mit einer Menge der mittelmäßigsten Aufsätze, Uebersetzungen, Schulexercitien mit Herrn Wieland's Anmerkungen, worin bewiesen wird, daß sie nichts taugen, ellenlange Recensionen, Versteinerungen und Schalthiere betreffend, Zeitungsraisonnements über Politik angefüllt ist, wo zuletzt Logogryphen und Bücheravertissements den Bogen füllen müssen, und nicht etwa Kupferstiche von Chodowiecki vorhanden sind, welche dem unbilligsten Beurtheiler das Geständniß abdringen müßten, daß die Pränumeranten sich über das, was sie für ihr Geld erhielten, gar nicht zu beschweren hätten.

Genug! Obgleich Herr Wieland noch bis jetzt nicht Genug! sagt. Ob er gleich bei der ersten Fortsetzung seiner Zergliederung so fein bemerkte, daß er dadurch (wie es in der That wahr ist) gegen sich selbst unbarmherzig würde, so merkt er doch bei den ferneren Fortsetzungen nicht, wie unbarmherzig er dadurch gegen seine Leser wird. Es ist noch keine Schonung zu hoffen. Im October, S. 75 steht sehr ausdrücklich: „Die Fortsetzung nächstens". Der Himmel weiß, wenn es zum Beschlusse gedeihet! Nächstens gewiß nicht. Meinethalben mag er auch über Bunkeln schwatzen, so lange er will; mag tadeln Bunkeln und alle Bücher, die ich je künftig verlegen oder schreiben werde: ich werde darüber ferner um so viel weniger eine Feder ansetzen dürfen, da allenfalls die Welt zu einem ungerechten Tadel den Schlüssel haben würde. Aber Beschuldigungen, die sich auf Thatsachen gründen, wodurch mein ehrlicher Namen und mein moralischer Charakter in einem nachtheiligen Lichte erscheinen könnte, werde ich nie unbeantwortet lassen und nie die Feder niederlegen, als bis ich alle Umstände aufgeklärt habe, womit man meine ehrliche Gesinnungen anfechten will.

Berlin, den 12. Wintermonats 1778.

Friedrich Nicolai.

Kleinere Aufsätze und Anzeigen.

Der Geist Shakespeare's.[1])

Shakespeare ist, däucht mich, unter allen Büchern das letzte, das sich ein Mann von Verstand und Geschmack nehmen lassen sollte. Es ist leicht, dem Sophisten Voltaire (welcher von dem Dichter Voltaire wohl zu unterscheiden ist), der weder Englisch genug weiß, um ihn zu verstehen, noch, wenn er Englisch genug könnte, den unverdorbnen Geschmack hat, der dazu gehört, seinen ganzen Werth zu empfinden — es ist leicht, sage ich, diesem Voltaire und Seinesgleichen nachzulallen: „Shakespeare ist unregelmäßig; seine Stücke sind ungeheure Zwitter von Tragödie und Possenspiel, wahre Tragi-Komi-Lyrico-Pastoral-Farcen ohne Plan, ohne Verbindung der Scenen, ohne Einheiten; ein geschmackloser Mischmasch von Erhabnem und Niedrigem, von Pathetischem und Lächerlichem, von ächtem und falschem Witz, von Laune und Unsinn, von Gedanken, die eines Weisen, und von Possen, die eines Pickelhärings würdig sind, von Gemälden, die einem Homer Ehre brächten, und von Caricaturen, deren sich ein Scarron schämen würde." Aber wer müßte Der sein, der Shakespearen lesen könnte und über seinen Schönheiten, über seinen Vorzügen vor jedem andern menschlichen Schriftsteller, über Allem, was man beinahe auf jedem Blatte von ihm lernen kann, seiner Mängel nicht vergessen sollte?

Die wahre Quelle dieser Mängel liegt nicht (wie man zu sagen gewohnt ist) in der Ansteckung des falschen Geschmacks seiner Zeit — denn ein Geist wie der seinige läßt sich nicht so leicht anstecken — noch in einer unedeln Gefälligkeit gegen denselben — denn wie frei und stark sagt er nicht im Sommernachtstraum und im Hamlet den Dichtern, den Schauspielern und dem Publico die Wahrheit! — sie liegt in der Größe und in dem Umfang seines Geistes. Sein Genius umfaßt, gleich

---

[1]) Teutscher Merkur 1773, III. S. 183—195. — A. d. H.

dem Genius der Natur, mit gleich scharfem Blick Sonnen und Sonnenstäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; er schildert mit gleich meisterhaftem Pinsel den Menschen und den Caliban, den Mann und das Weib, den Helden und den Schurken, den Weisen und den Narren, die große und die schwache, die reizende und die häßliche Seite der menschlichen Natur, eine Kleopatra und ein Austerweib, den König Lear und Tom Bedlam, eine Miranda und eine Lady Macbeth, einen Hamlet und einen Todtengräber. Seine Schauspiele sind, gleich dem großen Schauspiele der Natur, voller anscheinenden Unordnung — Paradiese, Wildnisse, Auen, Sümpfe, bezauberte Thäler, Sandwüsten, fruchtbare Alpen, starrende Gletscher; Cedern und Erdschwämme, Rosen und Distelköpfe, Fasanen und Fledermäuse, Menschen und Vieh, Seraphim und Ottergezüchte, Großes und Kleines, Warmes und Kaltes, Trocknes und Nasses, Schönes und Ungestaltes, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster — Alles seltsam durcheinandergeworfen und gleichwol, aus dem rechten Standpunkte betrachtet, Alles zusammengenommen, ein großes, herrliches, unverbesserliches Ganzes!

Welcher Schriftsteller hat jemals so tief in die menschliche Natur gesehen? wer ihre geheimsten Triebräder, ihre verdecktesten Bewegungen, alle ihre Gesetze, Abweichungen und Ausnahmen — wer das Unterscheidende jeder Leidenschaft, jedes Temperaments, jeder Lebensart, jeder Classe, jedes Geschlechts besser gekannt als er? Wer besitzt einen größern Reichthum an Bildern, die von der Natur unmittelbar abgedruckt sind? Wer hat in einem so hohen Grade diese Anschauungskraft, welcher zu eben der Zeit, da sie den ganzen Kreis der Menschheit umspannt, die feinsten Züge und die leichtesten Schattirungen der Individualformen nicht entwischen? Wer hat jemals jede Art und Classe von Menschen, jedes Alter, jede Leidenschaft, jeden einzelnen Charakter die ihm eigenthümliche Sprache so meisterlich reden lassen? Für welchen Gedanken findet er nicht ein Bild, für welche Empfindung nicht einen Ausdruck? für welche Bewegung der Seele nicht die geschickteste Wendung oder den richtigsten Schwung? Welche Stärke in seiner Zeichnung! welche Wahrheit in seinen Gemälden! Wie glühend sind seine Farben, wenn er die Glorie der Tugend, wie schmeichelhaft ist sein Pinsel, wenn er die sanften Wallungen der zärtlichern Leidenschaften, wie stark und glücklich-verwegen, wenn er die wilden Stürme der Seele schildert! Ich kenne die Weisen der Griechen und

Römer, und nicht von gestern her: aber ich kenne keinen, der Shakespearen an Kenntniß des Menschen übertreffe; ich kenne unter allen Dichtern keinen größern Dichter, unter allen Sittenlehrern keinen größern Sittenlehrer. Mit dem feinsten sittlichen Gefühl verbindet er die wärmste Empfindung für seine Mitgeschöpfe und den lebhaftesten Eifer für die Rechte der Menschheit. Durch alle seine Werke athmet Liebe der Wahrheit und Tugend, Haß der Ungerechtigkeit und Unterdrückung; alle beseelt ein freier, unerschrockner, edler und wohlthätiger Geist. Und welcher andre Dichter ist so voll von ungemeinen, starken und erhabnen Gedanken? so voll von Bemerkungen, die durch ihre Neuheit und Scharfsinnigkeit treffen und doch augenblicklich so stark einleuchten, daß man sie unmittelbar selbst zu machen glaubt? so voll von Stellen, die man dem Gedächtniß einzuprägen wünscht?

Die Franzosen haben uns die merkwürdigsten Stellen und die besten Gedanken aus den Schriften des Montaigne, Bacon, Bayle, J. J. Rousseau u. A. unter dem Namen des Geistes des Montaigne, Bacon, Bayle, Rousseau gegeben. Wer verdient wol mehr als Shakespeare, daß man auf eine ähnliche Weise etwas von dem Geiste seiner Werke ausziehe? Ich kann den Gedanken nicht loswerden, wenigstens einen kleinen Versuch davon zu machen. Gefällt mein Einfall den Lesern, so soll dieser Artikel fortgesetzt werden.

Ich bediene mich hiezu der bekannten deutschen Uebersetzung der Shakespeare'schen Werke,[1]) welche zu Zürch in acht Großoctav-Bänden herausgekommen ist. Niemand kennt ihre Mängel besser als ich selbst; aber ich kenne auch das Gute derselben und weiß sehr wohl, daß ihr Herr Lessing durch das, was er in seiner vortrefflichen Dramaturgie zu ihrem Schutze sagte, blos Gerechtigkeit widerfahren ließ. Angenehm ist es mir, daß ich dem Publico zu einer neuen und sorgfältig verbesserten, vermuthlich auch vollständigen Ausgabe dieser Uebersetzung Hoffnung machen kann, an welcher die Herren Orell, Geßner, Füeßli und Comp. wirklich arbeiten lassen. Da ich diese Verleger ersuchen mußte, die Verbesserung (welcher ich aus Mangel der dazu erforderlichen Muße mich nicht selbst unterziehen konnte) einem andern dazu geschickten Gelehrten[2]) aufzutragen, so wünsche ich um so mehr (und gewiß wünscht es jeder Freund der Literatur mit mir), daß Shakespeare's guter Genius über dieser Arbeit wachen möge. Der Verbesserer wird nur zu manche

[1]) Von Wieland selbst. — A. d. H. [2]) Eschenburg. — A. d. H.

Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedrückt worden, und überhaupt Vieles zu poliren und zu ergänzen finden. Aber möchte er sich vor der Verschönerungssucht hüten, unter welcher Shakespeare's Genie mehr leiden würde als unter meiner vielleicht allzu gewissenhaften Treue! Mein Vorsatz, als ich (in den ersten fünf Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersetzung Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen[1]) suchte, war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersetzen, und dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so große Kunst, als sich Einige einbilden, und sehr oft würde mir eine Stelle, über welcher ich stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakespeare hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garrick's Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist, sich an der Copie von dem Gemälde eines großen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Copie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstellt, einer von fremder Hand vermeintlich oder auch wol wirklich verschönerten Copie, die eben dadurch keine Copie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lucrez (wo er Dichter ist), ein Shakespeare muß getreu copirt werden (sollte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen) oder gar nicht. Und wer könnte dies Letztere bei Shakespeare's Werken wünschen?

(Hier folgen Auszüge aus dem „Hamlet".)

Wann ist jemals unter allen Schriftstellern ein vollkommnerer Maler gewesen als Shakespeare? Und wer muß der Dichter sein, der, wenn er eine Stunde zugebracht hat, die göttlichen Werke dieses großen Mannes anzuschauen, nicht in Versuchung kommt, seine eignen ins Feuer zu werfen? Auf mich wenigstens hat das Lesen im Shakespeare diese Wirkung sehr oft gethan; und vielleicht hab' ich es dieser Empfindung zu danken, daß einige meiner Versuche das Feuer weniger verdienen. O Ihr jungen und alten Söhne des Musengottes, ächte und unächte, leset Shakespearen! und wenn Ihr nichts Vortreffliches machen könnt, o, so schwört — sein Geist ruft Euch wie der Geist in „Hamlet" zu: Schwört, schwört! — daß Ihr lieber nichts machen wollt!

---

[1]) Hor., Carm., I. 32. 14. 15: „laborum dulce lenimen". — A. d. H.

William Shakespeare's Schauspiele.

Neue Ausgabe, von Johann Joachim Eschenburg ꝛc. 8. 1775. I. II. III. IV. Theil.[1])

Mit wahrem Vergnügen eile ich, diese vier ersten Theile der neuen verbesserten und vollständigen Ausgabe des größten, lehrreichsten und unterhaltendsten Schauspieldichters, der je gewesen ist und vermuthlich je sein wird, anzupreisen. Wer ihn nicht englisch lesen kann, müßte sich selbst Feind sein, wenn er säumen wollte, sich diesen deutschen Shakespeare anzuschaffen — er müßte denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat, so viel ich bei der ersten Durchlesung sehe, Alles geleistet, was er versprochen, und was man nur immer erwarten konnte. Seine Bemühung verdient einen der Größe und den Schwierigkeiten seiner Arbeit angemessnen Dank; einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersetzten Stücken und in den hier und da von dem ersten Uebersetzer entweder ganz weggelassnen oder nicht so treffend übersetzten Liedern, sehr groß war. Diese Ausgabe hat überdem Vieles gewonnen durch die erläuternden Anmerkungen (wobei der Herausgeber Alles, was nur immer in und außer England über Shakespeare geschrieben worden, sich zu Nutz gemacht) und durch den jedem Theile beigefügten Anhang kritischer Nachrichten von jedem darin enthaltnen Stücke. Besondere Anmerkungen, insonderheit über den Beifall, der fast immer dem D. Johnson gegen den Warburton gegeben wird, behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor.[2])

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, II. S. 286. Wieland hatte schon daselbst 1774, I. S. 367 f. auf das baldige Erscheinen der beiden ersten Bände empfehlend hingewiesen: Eschenburg habe sowol von seiner Stärke in der englischen Sprache als von seiner Belesenheit in den kritischen Schriften der Engländer rühmliche Proben abgelegt und nicht erst seit ehegestern ein besonderes Studium aus Shakespeare's Werken gemacht. — A. d. H.

[2]) Hier folgt das Verzeichniß der in diesen Bänden enthaltenen Stücke. — A. d. H.

Ueber eine Stelle in Shakespeare's „Macbeth".[1])

In der schrecklichen dritten Scene des zweiten Acts kommt Lady Macbeth, von der Unruhe der Erwartung umhergetrieben, heraus, um zu sehen, ob Macbeth die That vollbracht hat. Sie hört Jemand im Dunkeln aus des Königs Schlafzimmer herabschleichen. Es ist der Mörder Macbeth selbst, der, indem er gleichfalls Jemand zu hören glaubt, in der Angst seines Gewissens mit halb stockender Stimme ruft: „Wer ist da? He!" — Darüber erschrickt die Lady, aus Furcht, er möchte in Verübung der That gestört worden sein. Und nun macht sich das entsetzliche Weib einen Vorwurf, daß sie die That nicht selbst gethan habe, als sie sich in die Schlafkammer geschlichen und die Dolche neben die durch einen Schlaftrunk betäubten Kämmerlinge gelegt. Und da sagt sie zur Entschuldigung gegen sich selbst:

„Hätt' er nicht, wie ich ihn so schlafen sah, meinem Vater gleich gesehen, ich hätt' es selbst gethan."

Jedermann fühlt, daß dies einer von den sublimen Zügen ist, wovon, wenn so einer hier und da in dem Werk eines andern Meisters vorkommt, man glauben möchte, die Natur hab' ihm den Pinsel aus der Hand gerissen und den Zug selbst geführt, die aber bei Shakespearen, und nur bei ihm, so gewöhnlich sind, daß er eben dadurch der erste aller Seelenmaler ist, die je gelebt haben.

Warburton macht dabei eine Anmerkung, die Herr Eschenburg ohne Widerspruch unter seine Noten aufgenommen hat.

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, I. S. 29—33. — A. d. H.

Anstatt den Zug von Natur in diesen Worten zu sehen, sieht der engländische Philolog darin sehr viel Kunst. Er meint, so wie der Dichter Macbethen und sein Weib charakterisirt habe, hätte man eher erwarten sollen, daß Lady Macbeth die That ausführen würde; und in dieser Stelle liege eine Entschuldigung, warum er's nicht gethan. Die Richtigkeit derselben will uns der kalte Metaphysiker durch eine sehr subtile psychologische Bemerkung begreiflich machen. „Wiewol", sagt Warburton, „der Ehrgeiz alles natürliche Gefühl für gegenwärtige Gegenstände bei ihr verdrängt hat, so macht doch die Aehnlichkeit mit einem ehmaligen, den sie mit Ehrerbietung anzusehen gewohnt war, daß sie auf einen Augenblick den Empfindungen des Instincts und der Menschlichkeit Raum giebt." Ich gesteh', ich sehe das Treffende dieses angegebnen Grundes nicht ein, und mich dünkt, Shakespeare habe bei diesem großen Zuge weder so raisonnirt noch anders, sondern blos hingeschrieben, was ihm der Genius der Natur, sein Dämon, eingab — das ist, etwas, wobei der Dichter selbst nur sieht und fühlt, indem er's schreibt, und das just deswegen so herrlich ist, daß allen Kunstrichtern der Welt, wenn sie sich an der Wahrheit und Schönheit, Höhe und Tiefe des darin liegenden Sinnes müde analysirt haben, am Ende doch nichts übrig bleibt, als zu schweigen und anzubeten. Wenn Shakespeare aber ja raisonnirt hätte, so däucht mich, er hätte doch nicht so raisonnirt. Es bedurfte keiner Entschuldigung gegen den Leser, warum er die That nicht durch Lady Macbeth vollbringen lassen. Die **Natur** nimmt die Rechtfertigung auf sich. Lady Macbeth ist ein Weib. Sie kann also wol, da sie ein höchst ehrgeiziges Weib ist, ihren Mann, der ein Held ist, zu einer blutigen That, an der eine Krone hängt, anreizen und der Mann, um die That zu thun, dieser Anreizung nöthig haben; aber sie verrichtet sie nicht selbst, so lang sie einen Mann dazu gebrauchen kann. Denn Lady Macbeth ist ein Weib, wiewol dies Weib Lady Macbeth ist. Der Dichter konnte, mußte sogar, um sie als das, was sie ist, darzustellen, ihr nicht den Vorsatz, aber doch einen zufälligen augenblicklichen Anfall von Versuchung, den König selbst zu ermorden, und nachher, da sie glaubt, Macbeth habe seinen Streich verfehlt, einen Augenblick Reue, es nicht gethan zu haben, geben. Nur zur Ausführung konnt' es, durft' es nicht kommen. Denn Lady Macbeth, so schlimm sie ist, durfte kein Ungeheuer, keine Teufelin

sein, mußte doch noch immer ein Weib bleiben: wie hätten wir sonst an ihr Theil nehmen können? wie hätte sonst ihr so schrecklich-rührender, so schrecklich-lehrreicher Wahnsinn im fünften Act nur möglich sein können? Also da sie mit gezücktem Dolch sich dem schlafenden König nähert, einen Blick auf den guten alten Mann, den wohlthätigen Herrn, den freundlichen und unter seinen geglaubten Freunden sicher ruhenden Gast wirft — glaubt sie ihren alten Vater zu sehen und schaudert zurück. Hätt' er nicht, wie ich ihn so schlafen sah, meinem Vater gleich gesehen — welch ein Zug! welch ein Schlag an unser Herz, um es zugleich für den guten König aufs Zärtlichste zu rühren und uns, selbst in diesem von Ehrsucht entweibten Weibe, noch eine Nerve von Menschlichkeit zu zeigen, die beim Anschlagen der Natur noch rein erklingt, noch kindliches, töchterliches Gefühl beim Anblick — eines Vaters. Menschenmord ist entsetzlich — Fürstenmord noch entsetzlicher! aber Vatermord das Allerentsetzlichste, was menschliche Natur denken — kaum in Gedanken ertragen kann — was kein menschliches Wesen, eh es ganz aufgehört hatte, Mensch zu sein, je vollführen konnte! — Lady Macbeth hat noch, selbst in diesem gräßlichen Augenblick der Leidenschaft, des heißen Dursts nach der höchsten Befriedigung ihres ungeduldigsten Wunsches — noch einen Rest von Menschengefühl. Sie sieht in dem guten, schuldlosen schlafenden König ihren Vater und kann die That nicht thun! — Shakespeare, der Alles, was Natur ist, in jedem Falle, für jedes Geschlecht und Alter, für jeden Stand und Personalcharakter, nach allen Verhältnissen und Bestimmungen, so rein, so stark, so vollständig fühlt und erkennt, sah und fühlte, daß dies so sein mußte — sah seine Lady Macbeth, da sie mit dem Dolch in der Hand vor den schlafenden König hintrat — fühlte, was sie in diesem Augenblick fühlen mußte — schrieb's hin und grub sich, ohne daran zu denken, mit diesem einzigen Zug auf ewig in jedes Menschenherz.

Ueber W. Shakespeare von J. J. Eschenburg.

Mit Shakespeare's Bildnisse. 1787.[1])

Herr Hofrath Eschenburg hat endlich sein vorlängst gegebenes Versprechen erfüllet, und Deutschland besitzt gegenwärtig über Shakespeare ein Werk, wie das für seinen Liebling und Stolz so enthusiastische England bisher noch keines aufzuweisen hat, würdig des deutschen Fleißes, der ausgebreiteten Gelehrsamkeit, des vollendeten Geschmackes und der innigen Bekanntschaft des Verfassers mit Shakespeare's Geiste und der englischen Literatur. Unstreitig treibt Herr Eschenburg seine Bescheidenheit zu weit, wenn er seine gegenwärtige Arbeit eine Art von literarischem Apparate nennet, dessen größter Theil vielleicht nur wenigen Lesern, nur denen interessant sein werde, „die durch Lesung und öfteres Studium der Werke Shakespeare's eine so innige Liebe für ihn gefaßt haben, daß ihnen alle auch an sich minder erhebliche Nachrichten und Aufklärungen, die seine Person, sein Genie und seine Schriften betreffen, wichtig und lesenswürdig sind". Außerdem daß diese Gattung von Lesern so ziemlich den bessern Theil des lesenden Publicum ausmachen wird, so ist auch im Werke selbst genug für Diejenigen gesorgt, die an den literarhistorischen Details (deren Vollständigkeit übrigens ein Hauptverdienst derselben ist) kein sonderliches Belieben tragen dürften. Für sie ist die eine Hälfte des Inhalts, welche 1) Shakespeare's Lebensumstände, deren freilich nur sehr wenige der Vergessenheit entronnen sind, 2) die Gelehrsamkeit des Dichters, 3) dessen

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. S. CXXVf. Diese Anzeige ist ohne Zweifel von Wieland, der sie sich nicht entgehen lassen konnte (vgl. oben S. 281), obgleich weder W. noch d. H. (der Herausgeber) am Schlusse steht. — A. d. H.

Genie, 4) dessen Fehler, 5) den Zustand der englischen Schaubühne zur Zeit Shakespeare's behandelt. Aber auch bei den übrigen Artikeln, nämlich 6) über die Eintheilung und Zeitfolge der Shakespeare'schen Schauspiele, 7) über die englischen Ausgaben und Herausgeber dieser Schauspiele, 8) über einzelne kritische Schriften, den Dichter und seine Herausgeber betreffend, 9) Verzeichniß der Umarbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen der Shakespeare'schen Schauspiele, 10) über Shakespeare's Gedichte nebst einer Auswahl derselben, englisch und deutsch, wird nicht nur der Literator, sondern auch der Mann von Geschmack seine Rechnung finden; nur dürfte letzterer die Auszüge aus den beiden größern Gedichten Shakespeare's, Venus und Adonis und der Raub der Lucretia, vielleicht auch sogar das als Titelkupfer gelieferte Bildniß Shakespeare's wegwünschen.

Zu Bürde's Proben einer Uebersetzung von Milton's Paradise lost.[1])

Der hinter dem Vorhang[2]) stehende Verfasser der vorstehenden Proben einer neuen Uebersetzung des Verlornen Paradieses erwartet, ob ihn das Urtheil der Liebhaber der Dichtkunst, besonders der Kenner in der strengern Bedeutung des Wortes, zu Vollendung dieser Arbeit aufmuntern oder von derselben abschrecken werde. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so kann er sich des Erstern versichert halten, und die Bescheidenheit, womit er sich über diese Proben gegen mich erklärt hat, bürget mir dafür, daß ein mit ebenso viel Talent und Geschmack als Liebe zur Sache ausgeführtes Werk, wenn es die letzte Politur erhalten haben wird, auch den strengsten Forderungen der Verehrer des großen englischen Dichters genugthun und unsre Literatur mit einer musterhaften Uebersetzung eines Gedichtes bereichern werde, welches bei Allem, was seine Tadler mit Recht und Unrecht daran auszustellen finden, immer eines der bewundernswürdigsten, größten und interessantesten Werke des Genie's und der Musenkunst bleiben wird. Besonders verdient meiner Meinung nach allen Beifall, oder ist vielmehr das, wovon der ganze glückliche Erfolg und die Vollkommenheit einer Uebersetzung des Miltonischen Werkes abhängt, daß der Verfasser die Versart des Originals, den zehnsilbigen Jamben (den er nur selten, und beinahe gar zu selten, mit dem elfsilbigen wechseln läßt) beibehalten hat; eine, wenn ich nicht sehr irre, schlechterdings nothwendige Bedingung, wenn Milton in einer Uebersetzung nichts oder doch so wenig als irgend möglich von dem Eigenen und Charakteristischen seines Stils und der zauberischen Musik seiner Versification verlieren soll.

---

[1]) Teutscher Merkur 1790, I S. 18 f. — A. d. H.

[2]) Vgl. unten S. 289. — A. d. H.

Ueber eine jambische Uebersetzung Pope's.[1])

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Uebersetzungskunst und den Pflichten eines Uebersetzers schon so oft mit Wort und That erklärt, daß ich Ihnen über Beides nicht viel mehr zu sagen habe, als daß ich bisher noch keine Ursache gefunden, meine Gedanken über diese Gegenstände zu ändern. Mich dünkt, es lasse sich nichts Allgemeiners darüber festsetzen, als daß man das ausländische Werk, es sei nun antik oder modern, so getreu nachzubilden suchen müsse, als es nur immer geschehen kann, ohne unsrer Sprache Gewalt oder dem Geist und Charakter des Autors selbst bei den Lesern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime: „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig." Mit allen allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geschmacks sowie in andern menschlichen Dingen bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und fast immer auf das nie genug einzuschärfende ein Wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterschied zwischen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, sublim oder unsinnig u. s. w. ausmacht. In dieser Rücksicht kann man, däucht mich, mit Grunde sagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Ariost anders als Tasso, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftsteller auf seine eigene Art übersetzt werden müsse. Nicht selten muß der Geschmack be-

[1]) Teutscher Merkur 1790, II. S. 200—209, als zweite Nummer der „Vermischten Briefe über allerlei literarische und andre Gegenstände", blos mit der Ueberschrift: „An Herrn ***". — A. d. H.

stimmen, wie weit die Treue des Uebersetzers gehen darf, und wo es sogar eine Art von Pflicht gegen seinen Autor wird, sich von dessen Diction oder Construction zu entfernen — das, was er sagen wollte, bestimmter oder kürzer oder anständiger zu sagen, als er es selbst gethan hat, oder was er in seiner Sprache mit drei Worten deutlich genug sagen konnte, in zwei- oder dreimal so vielen zu sagen, um besser verstanden zu werden u. s. w. Aber eine der wesentlichsten Pflichten ist unstreitig diese: daß man den Stil oder die Manier seines Autors von der Sprache genau zu unterscheiden und jene nur in soferne nachzubilden suche, als es geschehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man übersetzt, zu nahe zu treten. Dies, wenn ich nicht sehr irre, mein Herr, ist der eigentliche Punkt, wo unsere Meinungen sich von einander entfernen; denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt sein könne, unsrer Sprache die mindeste Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein anerkannten Vorzug der Diction in Pope's Versuch über den Menschen ausmachen, so nahe als möglich zu kommen. Da Sie indessen hierüber anderer Meinung zu sein scheinen, so dächte ich, wir ließen das Publicum oder die Majorität Derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geschmacks anzusehen haben, den Ausspruch thun, und Sie hörten, wie jener alte Maler[1]) hinter seinem Vorhang unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe sagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer Uebersetzung des Essay on Man zugleich mit dem Originale ausheben und abdrucken lassen will.

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in purer rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse an Love mankind might strongly draw,

[1]) Apelles. Vgl. Plin., H. N., XXXV. 36. 12. – A. d. H.

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one.
'T was Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
A Prince the Father of a People made.

So sprach Natur; achtsamer Mensch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Gesellschaft*) ward
Errrichtet. Hier entstand ein kleiner Staat;
Ihm nach erhob durch gleiche Mittel sich
Ein andrer, der aus Liebe oder Furcht
Mit jenem sich verband. Bog schönre Luft
Die Bäume hier, und flossen Ströme dort
In reinern Bächen? Was konnt' rauben Krieg,
Konnt' Handel geben; wer als Feind kam, kehrt'
Als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt'
Verknüpfen stark das menschliche Geschlecht,
Als Liebe Freiheit war, Natur Gesetz.
So bildeten sich Staaten; unbekannt
War Königsname, bis gemeines Wohl
Die Herrschaft einem Einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
Ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
Die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
Schuf Fürsten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Uebersetzen Ihnen wichtig genug sind, um ihnen im Collisionsfalle Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern, so müssen Sie mir schon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Uebersetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte: „Bog schönre Luft die Bäume hier", für keine getreue Uebersetzung von: „Did here the trees with ruddier burdens bend" gelten lassen kann, daß das Verbindungswort and vor

*) Gesellschaft ist kein gleichviel bedeutendes Wort für Societies, welches bürgerliche Gesellschaften bezeichnet.

he return'd a friend u. s. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale selbst der Gedrungenheit zu Lieb' nicht allzu deutlich ausgedrückten Satzes ausgelassen werden konnte, und daß die Verse: „Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg" u. s. w., den schöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier das Wort Virtue in derselben Bedeutung, die das Wort ἀρετή bei den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenschaften und Talente, wodurch man sich um die menschliche Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunstfertigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese vier Verse etwa in folgende sechs umsetzte:

Nur höheres Verdienst, es sei im Frieden
Den Staat durch Künste zu beglücken oder
Im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
Dieselbe Tugend, der in einem Vater
Die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
Zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauigkeit vor einem kritischen Areopagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch so harte und selbst durch keine höheren Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem deutschen Sprachgebrauche und der schönen Schreibart entschuldigen wollten, wie z. B. diese sind:

So sprach Natur; achtsamer Mensch gehorchte.
— — — Was konnt' rauben Krieg,
Konnt' Handel geben? —
— — — Verkehr und Liebe konnt'
Verknüpfen stark das menschliche Geschlecht.

Ich gestehe Ihnen, es würde mir leid sein, die deutsche Literatur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch vor meinem sechzigsten Jahre ihrem Niedergange schon so nahe zu sehen, als sie es sein müßte, wenn sich unser Publicum irgend ein Götter- oder Menschenwerk in einer solchen Sprache gefallen ließe wie die obige oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
Th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
T'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Laws,
Till Superstition taught the Tyrant awe,
Then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
And Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sclaven erst, zerstörten Reichen
Den ungeheuern Glauben: Viele sind
Gemacht für Einen? Diese stolz' Ausnahme*)
Von allen der Natur Gesetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
Zu streben? Erst eroberte Gewalt,
Gab dann Gesetze, bis der Aberglaube
Verehren lehrte den Tyrannen, dann
Auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
Aus Siegern Götter schuf, aus Völkern Sclaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der englischen Sprache, daß Pope ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz so viel Ideen in so wenig Worte und so viel Antithesen in so wenig Verse zusammenpressen und ründen konnte. Sie, mein Herr, fühlten, wie billig, diese Concinnität, welche den sinnreichen englischen Versekünstler charakterisirt, und strebten ihr im Deutschen nach; ein rühmlicher Vorsatz! nur war das erste Gesetz, das Sie Sich vor der Ausführung selbst auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkosten der Sprache und Eleganz geschehen dürfe. Aber was noch das Schlimmste ist: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leser bei Ihrem Streben nach seiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweise kann die Vergleichung Ihrer metrischen Uebersetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche so wörtlich als möglich und doch, wenn ich nicht irre, darum weder steif noch undeutsch ist:

*) Wenn doch ja ein e weg muß, warum nicht lieber „diese stolze Ausnahm'"? In Ausnahme ist das e am Ende blos euphonisch und wird in vielen deutschen Dialekten weder gehört noch geschrieben; in stolze hingegen bezeichnet es hier das Geschlecht des folgenden Wortes und ist nach den Gesetzen der Grammatik schlechterdings unentbehrlich, wiewol ein heller Vocal darauf folgt.

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgestürzte Reiche zuerst den ungeheuern Glauben, Viele seien für Einen gemacht? diese übermüthige Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegenzuarbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberung Gesetze, bis der Aberglaube dazukam und den Tyrannen mit Ehrfurcht ansehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, sie unterstützte und aus Eroberern Götter, aus Unterthanen Sclaven machte."

Freilich ist Ihre jambische Uebersetzung kürzer und sagt im Grunde nicht weniger; aber was würde aus unsrer Sprache werden, wenn man einem Uebersetzer die Freiheiten zugestände, welche Sie Sich genommen haben, um die acht epigrammatischen Verse des Engländers in zehn deutsche überzutragen? Wer kann „diese stolz' Ausnahme von allen der Natur Gesetzen, um Welt umzukehren" ertragen? Ich sehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht sagen konnten: „diese stolze Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Welt umzukehren" — aber worin bestünde auch die Kunst, gute Verse zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels da, wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wol einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird; aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen und desto strenger gegen sich selbst sein soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publici verlassen darf.

Tristram Shandy's Leben und Meinungen.

9 Theile in 8^0. Hamburg bei Bode.[1])

Wir kommen zu spät, dieses Werk anzukündigen oder anzupreisen; denn wo ist der Mann von Verstand und Geschmack, dessen Seele einen Sinn für die Launen des Genies, für Witz und Ironie, für attisches und britisches, Cervantisches und Rabelaisisches und (was feiner und pikanter ist als alle diese vier Arten) für Yorickisches Salz hat; für Alles, was jemals ein Buch so schmackhaft gemacht hat, daß man es auch dann, und dann erst am Liebsten liest, wenn Einem vor allen gewöhnlichen Seelenspeisen ekelt — wo ist, sage ich, ein solcher Mann, in dessen Händen Bodens Tristram nicht schon wäre, der nicht lieber alle seine übrigen Bücher und seinen Mantel und Kragen im Nothfall dazu verkaufen wollte, um sich dies in seiner Art einzige, dies mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten dennoch unschätzbare Buch — worin die Weisheit, um uns Thoren besser zu gefallen, sich herabläßt, Thorheit zu scheinen — dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, welche Menschenverstand und Menschengefühl und ein Bißchen Witz zur Zugabe aus Deinen Händen, gute Mutter Natur, empfangen haben — anzuschaffen und von Stund' an zu seinem Leibbuch zu machen und so lange darin zu lesen, bis alle Blätter davon so abgegriffen und abgenutzt sind, daß er sich — zu großem Vergnügen des Verlegers —

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 247–251. Schon im T. Merkur 1773, II. S. 228 ff. hatte Wieland bei Erwähnung der Bode'schen Uebersetzung von „Klincker's Reisen" auf die von demselben zu hoffende Uebertragung von Sterne hingewiesen. Gegen eine andere elende Uebersetzung desselben Buches, bei der man auf den Titel gesetzt „auf Anrathen des Herrn Hofrath Wieland's verfaßt", hatte er sich in demselben Jahre im T. Merkur, I. S. 345 f. (vgl. II. S. 363 f.) erklärt. — A. d. H.

ein neues Exemplar anschaffen muß? Indessen wenn wir zu spät kommen, diese Uebersetzung anzukündigen, so ist es doch nicht zu spät, dem Uebersetzer den Dank dafür zu sagen, den er für eine Arbeit verdient, der er vielleicht allein unter allen Deutschen gewachsen war, und deren unendliche Schwierigkeit, nachdem er sie so glücklich überwunden, ihm ein unwidersprechliches Recht an einen großen Theil des Ruhms giebt, der dem Original gebührt. Diese Bodische Uebersetzung ist nicht nur eine neue, sie ist wirklich die einzige Uebersetzung von Tristram Shandy; sie versöhnt den Schatten des unsterblichen Yorick; oder vielmehr Sterne's Geist ist selbst auf Boden herabgestiegen, hat ihn mit seiner ganzen Laune erfüllt, ihm das Verständniß der feinsten Schönheiten seines Werkes geöffnet, ihm Alles oder doch beinahe Alles enträthselt, was auch eben nicht den unverständigsten Lesern des Originals räthselhaft war, ihm das Geheimniß gelehrt, die deutsche Sprache so zuzubereiten, daß er sein ganzes Original mit dem wenigstmöglichen Verlust in ihr abdrucken konnte, kurz, ihm alle Schwierigkeiten überwinden geholfen, und so haben wir dadurch nicht nur eine verständliche und getreue Uebersetzung des Tristram, eine Uebersetzung, worin Sterne's Geist lebt und webt, die seine ihm eigene Sprache redet, worin seine eigene Laune, sein eigenes air, seine ganze Sternheit durchaus herrscht, sondern auch ein Buch, das unsre Sprache ansehnlich bereichert und ausbilden hilft, gewonnen — nichts von dem Nutzen zu gedenken, den es uns dadurch schafft, daß es just in diesem kritischen Moment erschienen ist, wo so manche Köpfe Gefahr laufen, überzuschnappen, und wo Tristram eine wahre, vielleicht die einzige Arznei ist, die dem Fortgang des epidemisch werdenden Schwindels Einhalt thun kann.

Nun, nachdem ich so viel Gutes von Herrn Bodens Uebersetzung gesagt habe, sollte ich wol auch etwas von ihren Fehlern und menschlichen Schwachheiten sagen, aber — ich kann's nicht über mein Herz bringen. Freilich in einem meiner fünf Exemplare, das ich ausdrücklich dazu bestimmte, sind eine ziemliche Menge sogenannter Eselohren — in meiner Provinz nennt man sie so —, welche, aufrichtig zu reden, nicht viel Gutes bedeuten. Aber, wie gesagt, wenn ich bedenke, welch eine Arbeit es war, den Tristram zu übersetzen — wie oft auch ich gefehlt haben würde, wenn ich an Bodens Platz gewesen wäre — wie oft und mannichfaltig wir Alle fehlen — und wie

unendlichmal leichter es ist, Fehler zu suchen und zusammenzuklauben, als selbst was Gutes zu machen, so kann ich mich nicht überwinden, einen Catalogus von Erraten an den Rücken eines Buches zu heften, das im Ganzen und in der Hauptsache so vortrefflich ist. Hingegen soll mich nichts hindern, Herrn Boden zu bitten, daß er nach dem Beispiele des gelehrten und würdigen Uebersetzers der Youngischen Werke nicht aufhöre, an seiner Uebersetzung zu bessern, bis er im Stande sein wird, uns in einem Paar Jahren eine durchaus gefeilte, von den allzu häufigen Druckfehlern dieser ersten Ausgabe gereinigte und mit seinen versprochenen Commentarien bereicherte neue Ausgabe zu liefern — auf welchen Fall ihm alle Eselohren meines Exemplars von Herzen zu Diensten stehen. Damit inzwischen gleichwol nicht irgend ein Nasutulus uns vorrücke, als hätten wir uns hier nur airs geben wollen, als ob wir viel tadeln könnten, da wir doch nichts zu tadeln wüßten — so will ich nur etwas Weniges zur Probe anführen.

Im I. Theil, S. 164. „Was das argumentum tripodium betrifft, welches niemals von einer Frau gegen ihren Mann gebraucht wird." Dies macht die ganze Stelle zu Unsinn. Im Englischen steht: which is never used but by the woman against the man; welches nur die Frau gegen den Mann braucht.

Im III. Theil, S. 60, Z. 2. „Correggio's Correctheit." Nicht so! the *Correggity of Correggio* ist nicht seine Correctheit — die war ohnehin eben nicht, was ihn charakterisirt — es ist seine ihm eigene unnachahmbare Grazie, oder vielmehr etwas, wofür die Kunst gar keinen Namen hat, wiewol es alle Kenner in seinen Werken fühlen, und darum nennt es Tristram Correggio's Correggioschaft oder besser Correggität.

III. S. 115, Z. 9. „Ihre Reizbarkeit." Wessen? His sensibilities heißt ja seine Empfindlichkeiten.

Eod. S. 197. „Ob es gleich eine Insel giebt, die in der See schwimmt, obwol nicht völlig so geräumig." Not altogether at its ease, heißt wol: „nicht immer so gar gemächlich", welches der Fall der Engländer, auf die hier angespielt wird, ist; an Raum fehlt's ihnen nirgends.

IV. Theil, S. 55. Ist im Original selbst ein augenscheinlicher Druckfehler, der den Sinn zu Unsinn macht und also eigenen Gewalts vom Uebersetzer verbessert werden

darf — nämlich anstatt: „er kann aus zweimal Zwei keine Fünfe machen", muß es gerade das Gegentheil heißen: „er kann aus zweimal Zwei Fünfe machen"; denn dies ist, wie man aus dem Zusammenhang sieht, die leidige Meinung der Nasianer.

Ibid. S. 100. Das obstetricalische Instrument, das die Engländer mit seinem lateinischen Wort forceps nennen, nennt man in Deutschland ganz gewöhnlich Zange.

VII. S. 22, Z. 3, 4 v. u. hätte getreuer und humoristischer so heißen sollen: „daß mir der Nordwind weder mein Zelt noch mein Essen bringe" (statt zuwehete).

Aber halt! — Dies ist mehr als zuviel zur Probe — daß meine Eselohren sehr wenig zu bedeuten haben.

Lorenz Sterne, ein gefährliches Muster zum Nachahmen.

An Herrn * * zu D.[1])

Wie groß auch die Verschiedenheit zwischen Pindar (nicht dem modernen Peter Pindar, sondern dem alten Thebaner) und Lorenz Sterne sein oder scheinen mag, so kommen sie doch darin überein, daß sie Beide gefährliche Muster zum Nachahmen sind, und ich müßte mich sehr irren, oder es läßt sich auch von dem englischen Humoristen sagen, was Horaz von dem griechischen Odensänger sagte,[2]) daß sein Nachahmer Gefahr laufe, mehr durch seinen Fall als durch die Kühnheit seines Unternehmens berühmt zu werden. Um mit gutem Erfolg in der Manier oder, was noch gefährlicher ist, im Geschmack von Tristram Shandy zu schreiben, müßte man vor allen Dingen ein Erbe seines Genies, seiner zarten Organisation, seines Geschmacks, seines Witzes und seiner Laune oder wenigstens in allen diesen Stücken ihm von Natur sehr ähnlich sein. Aber so viel dies auch wäre, so reichte es doch noch lange nicht zu, man müßte auch seinen philosophischen Geist, seine tiefe Kenntniß des Menschen, seinen scharfen Blick in die geheimsten Falten des Herzens, die unbeschreiblich leichte Hand, womit er die feinsten Gefühle und Empfindungen in ihre oft sehr heterogenen Bestandtheile aufzulösen weiß, und zu der sichersten, schärfsten Zeichnung der Charakter, die er uns in so mancherlei Lagen, Stellungen und Gruppirungen darstellt, auch das ganze Geheimniß seiner unerschöpflichen Kunst im

[1]) Teutscher Merkur 1790, II. S. 209—216, unmittelbar nach dem Artikel über Pope (oben S. 288 ff.) und blos mit der Ueberschrift: „An Herrn * * zu D." — A. d. H.

[2]) Hor., Carm., IV. 2. 1. — A. d. H.

Mischen und Auftragen, im Nüanciren und beinahe unmerklichen Verflößen seiner Farben besitzen. Noch mehr, man müßte gleich ihm in seiner Composition und in seinem Stil wie in seiner Seele die ungleichartigsten und widersprechendsten Eigenschaften, eine Art von Ordnung und Methode mit der größten anscheinenden Planlosigkeit und Unordnung, das leiseste Gefühl für das Schöne und Gute mit einem Leichtsinn, der oft bis zur Leichtfertigkeit ausschweift, die zarteste Humanität und die innigste Ehrerbietung für Sittlichkeit und Religion mit dem ungebundensten Freisinn vereinigen, ein gleich großer Meister im Erhabenen und Idealischen und in Caricaturen sein, kurz, aus allen möglichen Tonarten, mit allen möglichen Arten des Ausdrucks, in allen möglichen Rhythmen und Zeitmaßen, mit der höchsten Virtuosität eines Tonkünstlers auf der menschlichen Seele zu spielen wissen und immer mit der äußersten Schwinge an Extremen schweben, ohne jemals (wenigstens nie anders als absichtlich) anzustoßen, jemals bei den größten Schwierigkeiten einen Mißton hören zu lassen oder von der feinen Linie des so schweren und durch keine Regeln zu lernenden poco più o meno abzuweichen, wodurch das Wahre vom Falschen, das Sublime vom Unsinn, das Schickliche vom Unschicklichen, mit einem Worte, wodurch sein Yorick von einem Hofnarren und eine Grazie von einer schönen Bacchantin unterschieden ist. Ich habe mit Allem diesem gewiß nicht wenig, aber bei Weitem noch nicht Alles gesagt, was Sternen zum Einzigen in seiner Art und für mich (ich gestehe es unverhohlen) unter allen Schriftstellern zu demjenigen macht, von dem ich mich am Letzten trennen ließe, und doch würde ich mit einem Nachahmer Tristram Shandy's, wenn er gleich alle diese verschiedenen Gaben und Geschicklichkeiten in keinem gemeinen Grade in sich vereinigte, noch nicht zufrieden sein können, wenn er nicht auch noch das Talent besäße, uns zu verbergen, daß er nachahme; wenn er sich nicht, anstatt seine Füße immer ängstlich in Tristram's Fußstapfen zu setzen, einen eigenen Weg zu bahnen, andere Materialien, andere Charakter in andern Situationen, oder doch die ähnlichen anders zu bearbeiten wüßte, kurz, wenn er nicht, wie Sterne, Imagination und Reichthum des Geistes und Menschenkenntniß genug hätte, um ein Werk hervorzubringen, das von dem großen Shandy'schen Familiengemälde wenigstens so verschieden wäre, als es Sterne's *Sentimental Journey* von seinem *Tristram Shandy* ist.

Finden Sie meine Forderungen an „Quisquis *Sternium* studet imitari“ zu abschreckend? Nun, so lesen Sie die folgenden Proben, die mir vor einiger Zeit zugeschickt wurden, und fragen Sie (da wir kein Delphi noch Dodona mehr haben, wo wir uns Rathes erholen könnten) Sterne's Genius, was ich dem Verfasser rathen soll. —

(Hier folgten drei Seiten „Probestellen eines Romans im Geschmack des Tristram Shandy“.)

Heiliger Yorick! was rathest Du diesem wackern Manne nach diesen Proben? Ich meines Orts gestehe, daß ich ein gutes Theil von der milchichten Natur des ehrlichen Oheim Toby's in mir habe und immer der Meinung gewesen bin, man sollte auf den Höhen und in den Thälern, ja selbst in den Schluchten und Sümpfen des Parnasses — Alles wachsen lassen, was wachsen will und kann. Ich möchte nicht gern irgend etwas, das einen Lebenskeim hat, ohne Noth ersticken. Wer weiß, denke ich, wozu es gut ist? welchem Geschöpf es zur Nahrung oder zur Arznei dienen kann? für welche Zunge es Wohlgeschmack oder für welche Nase es Wohlgeruch hat? — Also wenn der Roman bereits fertig und vielleicht schon unter der Presse ist — nun, so lassen wir ihn kommen und seinen Weg durch die Welt machen, wie er kann! Deutschland ist groß, und er kommt im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts noch eben recht.

Sollte es aber noch nicht zu spät sein, wäre es da nicht wohlgethan, wenn wir ihm den freundschaftlichen Horazischen Rath[1]) gäben:

Privatas ut quaerat opes et tangere vitet
Scripta Palatinus quaecunque recepit Apollo?

d. i. lieber einen Roman in gar keiner Manier oder wenigstens in seinem eigenen Geschmack und in seiner eigenen Manier als im Geschmack des Tristram Shandy zu schreiben?

---

[1]) Hor., Epist., I. 3, 16. 17. — A. d. H.

Eine schwedische Nachahmung Sterne's.[1])

Das Muttersöhnchen auf der Galeere. Aus dem Schwedischen.
In zwei Theilen. Leipzig 1782.

Dieses Buch kann nur in sehr uneigentlichem Sinne ein Roman genennt werden; es gehört vielmehr unter die humoristischen Reisejournale, von welchen Tristram Shandy's Reisebeschreibung im siebenten Theil das ewig unerreichbare Urbild, und wovon selbst Yorick's empfindsame Reise (wiewol beide einen Verfasser haben) nur die beste Nachahmung ist. Indessen hat doch diese hier Eigenthümliches genug, um vielleicht in gehöriger Entfernung die nächste Stelle an der besagten Tristramischen Reise einzunehmen; und wenn auch die Leser nicht allemal, so oft sich der Verfasser bei seiner witzig-fröhlichen Laune wohl sein läßt, mit von der Partie sein können, so scheint uns doch das Ganze die günstige Aufnahme, die das Buch in Schweden gefunden haben soll, genugsam zu rechtfertigen; zumal da es voller besonderer Nationalzüge ist, die in Schweden zwar die meiste Wirkung thun müssen, aber doch auch selbst in Deutschland nicht ganz verloren gehen, da wir uns noch immer von Gustav Adolf her für die schwedische Nation vorzüglich interessiren. Der Uebersetzer, Herr Christian Heinrich Reichel, der nach einem vieljährigen Aufenthalt in Schweden dermalen in Leipzig privatisirt, scheint, so viel wir ohne das Original urtheilen können, Alles, was zu fordern ist, geleistet zu haben, den verunglückten Titel ausgenommen, der mit dem Buche selbst nichts gemein hat und ihm beim ersten Anblick Schaden thut.

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 192, ohne diese Ueberschrift, als Bücheranzeige. — A. d. H.

Der Abenteurer.

Ein Auszug aus dem Englischen. Zwei Bändchen in 8.
Berlin bei Himburg, 1776.[1])

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich es so lange habe anstehen lassen, diesen Auszug aus einem der beliebtesten und schätzbarsten moralischen Wochenblätter, die seit dem Spectator in London herausgekommen sind, allen Denen aus vollem Herzen anzupreisen, die eine Lectüre lieben, die zugleich nützlich und angenehm ist. Bei der unendlichen Menge von Büchern und Broschüren, welche Prätension machen, dies zu leisten, ist die Anzahl derjenigen doch fast sehr klein, in welchen wirklich gesunde Seelennahrung, gesund und wohlschmeckend zubereitet, aufgetragen würde; besonders wo die Absicht ist, eine Tafel zu decken, an die sich auch Unmündige und Schwache ohne Gefahr und Bedenken setzen dürfen. Der *Aventurer* oder Abenteurer gehört unstreitig unter diese kleine Zahl, besonders unter die wenigen, wofür jede Mutter, die ihren Töchtern (weil doch in unsern Tagen das Lesen leider auch für das weibliche Geschlecht zum Modebedürfniß worden ist) eine ganz unbedenkliche, in jedem Betracht nützlich-angenehme und den Zweck der Erziehung befördernde Lectüre zu verschaffen oft in Verlegenheit ist, dem Verfasser und Uebersetzer danken sollte. Die Moral, die in diesen Blättern herrscht, hat vor so vielen andern moralisirenden Schriften den Vorzug, daß sie ganz reine christliche Moral ist, auf die Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens, besonders in unserm gegenwärtigen Zeitalter, mit Sokratischem Verstand angewandt. Die Einkleidung, wofür der Verfasser ein sehr

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 95 f. — A. d. H.

vorstechendes Talent hat, ist Erzählung, zuweilen auch Allegorie; Beides unstreitig die beste Art, moralischen Unterricht faßlich, einleuchtend und herzrührend zu machen. Dem Uebersetzer gebührt verdientes Lob, sowol wegen der Wahl des Buchs als wegen des Geschmacks und Fleißes, womit die Uebersetzung ausgearbeitet ist, auch dafür, daß er alle die Blätter, die außer England und London wenig interessant sein konnten, weggelassen und also aus den vier Bändchen des Originals zwei gemacht hat. Dies ist einer von den Fällen, wo, wie Hesiodus sagt,[1]) die Hälfte besser als das Ganze ist. Doch sind dadurch auch manche von den witzigsten Stücken verloren gegangen, wie z. B. die Abenteuer eines Halbpfennings, für welche wir gerne die abgedroschne Vergleichung Alexander's mit einem Straßenräuber gegeben haben möchten.

---

[1]) Opera et dies, 40. — A. d. H.

Der Mann von Gefühl.

Nach der dritten Londner Ausgabe aufs Neue übersetzt.
Berlin bei Himburg. 8. 1778.[1])

Das englische Original von diesem „Mann von Gefühl" verdient aus dem großen Haufen der schalen Nachahmungen von Yorick's Empfindsamer Reise und dem, was in Tristram Shandy von ähnlicher Art ist, ausgehoben zu werden. Es ist ein Mann von Gefühl, mit dem sich allenfalls auch ein Mann von Verstande befreunden kann; und die eigentlich empfindsamen Seelen, für die diese Fragmente besonders geschrieben sind, werden zwar wenig Neues, aber doch auch weniger süßen Schaum und mehr substantielle Nahrung darin finden als in den meisten Büchelchen, womit diese Classe, weit über das wahre Bedürfniß unsrer Zeit, übersetzt ist. Vorzüglich rührend ist die Geschichte des alten Edward's, und überhaupt wird das Buch immer besser, je näher es zum Ende geht. Wir hatten schon eine sein sollende Verdeutschung dieses Man of Feeling; aber sie war von der schlechtesten Art Händewerk, eilfertig von einem Menschen hingehudelt, der (wie das so oft der Fall ist) weder Englisch noch Deutsch noch seinen Autor noch sich selbst verstund und daher auch von Niemand verstanden wurde. Herr Himburg glaubte also ein gutes Werk zu thun, indem er diese neue Uebersetzung veranstaltete, die uns das Original mit so wenig Verlust liefert, als man bei

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 94. Der englische Roman war das Erstlingswerk von Henry Mackenzie. — A. d. H.

solcherlei Waare nur immer verlangen kann. Der Mann von Gefühl, der vorhin so viel Unsinn vorbrachte, fühlt und spricht nun so, daß ehrliche Leute mitfühlen und verstehen können, was er will. Gleichwol stößt man hie und da (z. B. im Schluß der vierten Periode auf der 26. S.) auf eine Stelle, wo das Letztere kaum möglich ist. Dem Uebersetzer möchten wir fürs Künftige mehr Aufmerksamkeit auf die **Reinigkeit der Sprache** empfehlen.

Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets,

published by Joseph Retzer, Vol. 1.[1])

Dieses ist das erste Bändchen von vieren, in welchen uns der Herausgeber, der k. k. Hofconcipist und Büchercensor Herr Joseph von Retzer, ein Mann, der an Kenntniß der englischen, französischen und italienischen Literatur in Deutschland Wenige seinesgleichen hat, eine Auswahl der schönsten Blumen und Gewächse des britischen Parnasses, nach dem Muster der bekannten Élite de Poésies fugitives zu geben entschlossen ist. Eine Unternehmung, die um so verdienstlicher ist, da die flüchtigen Stücke der britischen Dichter und Liebhaber der Poesie noch wenig oder doch nicht im Verhältniß mit dem Reichthum ihrer Literatur in dieser Dichtart unter uns bekannt sind, und da sie in den meisten Gattungen von Gedichten, welche hier in die Wahl kommen, es beinahe den Franzosen selbst zuvorthun. Wenigstens muß man gestehen, daß sie in der unermeßlichen Opulenz ihrer (mit der Beute aller andern bereicherten) Sprache und in der Kürze ihrer größtentheils ein- und zweisilbigen Worte große Vortheile haben, wo es darauf ankommt, Fülle der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zu verbinden und Empfindung oder Witz und Laune in Versen, wo beinahe jedes Wort eine funkelnde Spitze ist, spielen zu lassen. Dieser erste Band enthält 178 Stücke von einer großen Menge von Dichtern, worunter die größere Zahl

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. S. XXVII. f. Daß diese nicht unterzeichnete Anzeige von Wieland ist, zeigt dessen Brief an den Herausgeber, den Freiherrn von Retzer, in der „Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland", II. S. 72. — A. d. H.

in Deutschland noch wenig bekannt ist; Herr von Retzer hat eben darum hauptsächlich aus solchen gewählt und dabei besonders auf Stücke, die den Dichter charakterisiren, Rücksicht genommen. Seine Auswahl macht seinem Geschmacke sowie die Zuschrift an den berühmten Herrn von Born seinem Geist und Herzen Ehre; und er hat mit bestem Grunde in der Anordnung mehr auf angenehme Abwechselung und Ueberraschung als Aehnlichkeit gesehen. „Meine Sammlung", sagt er, „sollte nicht einem wohlsymmetrisirten französischen Garten, sondern einem englischen gleichen, und die hier und da eingerückten altenglischen Balladen mögen die Stelle der Ruinen vertreten."[1])

---

[1]) Die beiden folgenden Bände wurden kurz im Teutschen Merkur 1785, III. S. CXVI. angezeigt. — A. d. H.

Ueber ein seltsames Compliment, das der deutschen Literatur im London-Magazine gemacht worden.[1])

Vielleicht irre ich mich — aber wenigstens hat kein unzeitiger Patriotismus noch ein Vorsatz, den Deutschen eine Schmeichelei zu sagen, Theil daran —, wenn mich däucht, die Aufmerksamkeit unsrer Nation auf auswärtige Gelehrsamkeit und die Sorgfalt unsrer Gelehrten, dem deutschen Publicum immer zuverlässige Nachrichten von dem Zustande der Literatur und der Künste in dem verfeinerten Theile von Europa zu geben, sei ein verdienstlicher Vorzug, den wir vor den Franzosen, Italienern, Engländern und der ganzen übrigen Welt voraus haben. Es ist schon lange, daß wir von der Geschichte der Philosophie und des Geschmacks bei den drei vorbenamten, ja bei allen übrigen Europäern so viel wissen als sie selbst. Wir kennen den Anfang und Fortgang ihrer Sprache und Literatur, jeden merkwürdigen Schriftsteller, jedes Werk, das auf irgend eine Art Epoche gemacht hat; wir kennen ihre Kunstrichter und die Geschichtschreiber ihres Parnasses; und wer ist unter uns, der eine gelehrte oder doch nicht ganz vernachlässigte Erziehung genossen hat, dem wenigstens die Namen der größten Dichter und Prosaisten von Italien, Frankreich und England und das Verhältniß eines jeden derselben gegen ähnliche Schriftsteller andrer Nationen ganz unbekannt wären?

Es mag sein, daß uns der Vorwurf einer zu großen Neigung

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 113—119. — A. d. H.

zum Ausländischen nicht ohne allen Grund gemacht wird, und daß wir uns vielleicht weniger um fremde Literatur bekümmern würden, wenn wir von unsrer eigenen nicht gar zu demüthig dächten. Indessen ist doch schwerlich zu leugnen, daß diese Achtung für den Geist und die Werke fremder Nationen gerade das Gegentheil einer sehr häßlichen und dem Fortgang der allgemeinen Geselligkeit sehr hinderlichen Untugend ist, nämlich der Verachtung der übrigen Weltbürger neben uns; daß wir dieser Art zu denken großentheils den Fortschritt unsrer eigenen Literatur zu danken haben, und daß sie uns wenigstens verhindert, ungerecht gegen andre Völker zu sein und uns durch schiefe und unwissende Urtheile über sie lächerlich zu machen.

Die Engländer mögen immer große Ursache haben, auf ihren Bacon, ihren Milton, ihren Dryden und Pope, ihren Locke und Hume und vornehmlich auf ihren großen Newton und ihren noch größern Shakespeare stolz zu sein; aber Vorzüge geben kein Recht zur Verachtung Andrer; und es kann einer so aufgeklärten Nation nie zur Ehre gereichen, wenn in ihrem Mittel von der deutschen, die den Mann hervorbrachte, der ihrem Newton die Fackel vortrug,*) wie von einer Horde von Barbaren gesprochen wird, welche nur eben aus dem langen Schlafe der Unwissenheit und Dummheit aufgewacht, Augen und Ohren, Hände und Füße zu versuchen anfingen, sich aber gleichwol so dabei geberdeten, daß man gute Hoffnung schöpfen könne, sie würden mit der Zeit so ziemlich den übrigen Menschen ähnlich sehen.

Was mir zu dieser Betrachtung den nächsten Anlaß gegeben hat, ist ein Aufsatz im London-Magazine, May 1773, unter der Rubrik: Versuch über die ländliche Poesie, worin ein sich so nennender Musidorus die Deutschen als ein Beispiel aufstellt, was der Geist einer aus der Barbarei erwachenden Nation für einen Schwung zu nehmen pflege. Ich ziehe nicht gerne unbestimmte Sätze aus einem einzelnen Falle, wie viele der neuesten Philosophen unsrer westlichen Nachbarn zu thun gewohnt sind, und noch weniger möchte ich die Unwissenheit eines Einzigen einer ganzen Nation vorrücken. Aber mich däucht, wenn mitten in London, in einem öffentlichen, in Jedermanns Hände kommenden Journale, an welchem Gelehrte von allen Arten Antheil haben, von einer Nation, die schon lange genug mit

*) Johann Kepler, Mathematicus der Kaiser Rudolph II. und Matthias.

der englischen in nähern Verhältnissen steht, um ihr nicht mehr unbekannt zu sein, so gesprochen wird, wie dieser Musidorus spricht: so kann man, ohne sich zu versündigen, voraussetzen, daß man sich in England um den Zustand der Gelehrsamkeit der besagten Nation kaum so viel bekümmere, als man sich bei uns um die Literatur der Lappen und Kamtschadalen bekümmert. Hören wir doch, was dieser Musidorus von uns sagt!

Zuvörderst offenbaret er seinen Lesern: „er habe jederzeit bemerkt (und er ist wol nicht der Erste, der so was gemerkt hat), daß in jedem Lande, wo der Geschmack seinen goldenen Samen auszustreuen beginne und die feinere Gelehrsamkeit über die Ruinen der gothischen Barbarei emporsteige, die Poesie allemal ihre erste Erscheinung in einem Kleide von musicalischer Prosa gemacht habe"; welche musicalische Prosa er (unmittelbar vorher) jene sanfte, harmoniöse, halb epische, halb schäferische Poesie nennt, die mit so gutem Glücke von den italienischen Barden der beiden letzten Jahrhunderte getrieben und hernach durch die blühende Phantasie des eleganten Fénélon ungemein vervollkommet worden sei, und welche er obiger Ursache wegen die Sprache der Natur zu nennen pflege". „Um diese Behauptung zu bestärken," fährt er fort, „laßt uns nur unsre Nachbarn, die Deutschen, ansehen. Diese alle, in den finstern und abscheulichen Arbeiten juristischer und mönchischer Gelehrsamkeit lange versunkene und allen Ueberbleibseln der Ungeschliffenheit ihrer barbarischen Voreltern hartnäckig anhangende Nation hat endlich ihren Klöstern und Schulen gute Nacht gegeben und die Zelle des Heineccius [risum teneatis, amici] mit dem Schreine des Apollo vertauscht. Viele von ihren Barden haben (um ihre eigenen Worte zu gebrauchen) das leichte Rohr zu stimmen versucht, und alle haben zuerst um die Gunst der ländlichen Muse gebuhlt. Geßner's simple Dichtart (da haben wir unsern Geßner mit einem Worte herrlich charakterisirt) ist unsern Landsleuten bereits wohl bekannt und wird allgemein bewundert; und wären die poetischen Werke seiner Zeitgenossen ebenso wohl in England bekannt, so bin ich gewiß (ich wahrlich nicht!), sie würden mit allem Beifall, den sie verdienen, aufgenommen werden. Bodmer, Breitinger, Kleist, Klopstock, Weiland sind ehrwürdige Namen, wo man sie kennt."

Was der ehrliche Musidorus sich für eine Vorstellung von uns armen Germanen macht! Der gute Heineccius, der die

Sprache der Römer so schön schrieb, mit ihren classischen Schriftstellern so vertraut war und so viel beitrug, die Barbarei aus den Schulen der Themis verbannen zu helfen, wie kommt wol Dieser dazu, als ein furchtbarer Tribonianischer Popanz dargestellt zu werden, aus dessen dumpfer Höhle wir armen Hirtendichter allzumal uns in die Nische des Apollo *(the shrine of Phoebus;* denn Herr Musidorus spricht durchaus musicalische Prosa) geflüchtet haben?

Doch es wäre lächerlich, über diese ganze Stelle Anmerkungen machen zu wollen. Der Mann mußte wol sehr wenig von der Nation, von der er spricht, wissen, der nicht wußte, wer Hagedorn, Gleim, Uz und Gellert ist, dem sogar Ramler und Lessing unbekannte Namen sind, und der, um etliche wenige Namen zusammenzubringen, sogar Breitingern, der zwar ein Lehrer unsrer meisten Dichter, aber niemals selbst Dichter gewesen ist, *veluti Judaeus* nöthigt, *in hanc concedere turbam.*[1])

Indessen verdient Musidorus doch immer für seinen guten Willen Dank. Denn daß er uns Ehre hat erweisen wollen, dies sieht man offenbar; und (wenn mich die besondere Wendung seiner letzten Periode nicht auf eine irrige Vermuthung bringt), so meint er es wol gar so gut mit uns, daß es ihn verdrossen zu haben scheint, daß vielleicht die englischen Kunstrichter (die, im Durchschnitt genommen, ungefähr eben solche Leute sind wie die unsrigen) vor dem einen oder andern von den respectablen Dichtern, die er nennt, wenigstens vor dem sogenannten Weiland, nicht völlig so viel Respect haben, als er glaubt, daß ihm gebühre. Ob die Schuld hievon an den englischen Uebersetzungen oder an den Kunstrichtern oder an Weiland selbst liege, wird die Zeit lehren.

---

[1]) Nach Hor., Sat., I. 4, 142. 143. — A. d. H.

Rüge gegen einen engländischen Kunstrichter.[1])

„Die Schreibart der griechischen Schriftsteller unter der Regierung des Kaisers Hadrian ist ungleich, steif, dunkel und affectirt; Lucian ist die einzige Ausnahme, die ich kenne", sagt der mit K. unterzeichnete Verfasser der History of the Origin and Progress of the usefull and Polite Arts in a Series of Letters (die im Universal-Magazin von 1776 nach und nach erschien) im sechsten seiner Briefe und verräth dadurch eine Unwissenheit, die an einem Manne, der als Kenner von Zeiten und Sitten und Künsten und Schriftstellern spricht, nicht zu entschuldigen ist, wiewol diese Art, auf die flüchtigsten und unvollständigsten Kenntnisse oder auf Treu' und Glauben eines andern unwissenden Sprechers in den Tag hinein zu entscheiden, in Frankreich, England und auch unter uns je länger je gewöhnlicher wird. Der Schwätzer K. (wer er auch sein mag) kennt keinen griechischen Autor aus Hadrian's Zeiten, der eine gute Schreibart habe, als Lucian. Alcinous der Platoniker, Dion Chrysostomus, an dessen Stil nichts als etwan die zu große Fülle seiner Perioden zu tadeln ist, Arrianus, dem seine Werke ihres Geistes sowol als der Schreibart wegen den Namen eines zweiten Xenophon's erworben haben, sind ihm also unbekannte Namen[2]) — und er unterwindet sich, über die Schriftsteller ihrer Zeit abzusprechen!

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, I. S. 170f. — A. d. H.

[2]) Es fällt auf, daß Wieland hier den Plutarch nicht nennt. — A. d. H.

Italienische Literatur.

Vorbericht zur Uebersetzung des ersten Gesanges des Orlando furioso von Werthes.[1]

Eine Uebersetzung von Ariost's Orlando furioso in achtzeiligen Stanzen, worin die Vers- und Reimart der italienischen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, ist unstreitig eine der verwegensten und mühsamsten Unternehmungen, an die sich ein deutscher Dichter wagen kann; ja, in Ansehung der Armuth unsrer Sprache an Reimen und des großen Vorzugs, den die italienische überdies an Geschmeidigkeit vor der unsrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine solche Uebersetzung, wenn sie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben soll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwol hat sich ein junger Dichter gefunden, der mich auf eine sehr unerwartete Art mit dieser Probe, die ich hier dem Publicum mittheile, überrascht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht, wiewol ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen: so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen und immer für viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am Meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individualcharakter der Ariostischen Poesie oder dem, was ich (nach der Analogie von Yorick's Correggity)[2] die Ariostheit

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 288—292. — A. d. H.

[2]) Vgl. oben S. 296. — A. d. H.

des Ariost's nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist und dadurch einigermaßen ersetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, sobald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen. Doch meine Absicht ist nicht, dem Urtheile der Kenner und Liebhaber vorzugreifen. Finden diese, daß ich zu günstig von dieser Arbeit denke, so wird es der Uebersetzer bei dem ersten ohnehin noch nicht ausgefeilten Versuche bewenden lassen; wird er hingegen aufgemuntert, so verspricht er, mit verdoppelter Anstrengung fortzufahren, so lang ihn der Athem nicht verlassen wird.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er im letztern Falle der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersetzt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart giebt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdies liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu reimen, die für die Italiener vermuthlich nur darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügungen des Ohrs empfindlicher sind als irgend ein andres Volk. Auch die überwundne Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles Uebrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügungen mehr und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmacke Ariost's oder Tasso's beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewissester Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Stils, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verloren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen Rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Dies würde, wie nur zu sehr zu besorgen ist, der Fall unsers Uebersetzers sein. Eine flüchtige Vergleichung seiner Stanzen mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdrucke Ariost's getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst und vielleicht jedem Andern unmöglich sein würde, unter der nämlichen Bedingung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe); aber eben dies scheint mir einen

unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den Ottave rime abstehen soll. Vielleicht wäre die Versart des Neuen Amadis[1]) zu einer Uebersetzung Ariost's zugleich die bequemste und angemessenste. Aber Demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am Meisten musicalischen Sinn und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfordert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Parteilichkeit gezogen werden dürfte als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen, was er thun soll!

Uebrigens habe ich wol nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da der Teutsche Merkur wenige Leser haben wird, denen nicht wenigstens so viel davon bekannt sein sollte, daß die Italiener dieses poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen und auf ihren Ariost als Originalgenie wenigstens so stolz sind als die Engländer auf ihren Shakespeare. Bei Denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht blos ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir hier Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Ariost's Orlando, es sei, daß man ihn als ein Werk des poetischen Genius oder blos als unterhaltende Lectüre betrachte, wenig seinesgleichen hat. Und wenn auch dies nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem deutschen Publicum zu empfehlen, so scheint mir der bloße Vortheil, der unsrer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

---

[1]) Von Wieland. — A. d. H.

Zu den Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando furioso in reimfreien jambischen Stanzen.[1])

Ungeachtet es nicht an ältern Uebersetzungen des Orlando furioso in unserer Sprache fehlt, so schien mir doch durch keine derselben ein neuer Versuch, das Original in einer so viel möglich getreuen Copie darzustellen, überflüssig gemacht zu sein, und ich gestehe daher, daß ich selbst den Verfasser der gegenwärtigen Proben zu dieser Unternehmung aufgemuntert habe. Ein Dichter, am Allerwenigsten Ariost, darf nicht in Prose übersetzt werden. Dies nehme ich hier als ein Gesetz an, das auf Gründen beruhet, die, wie ich glaube, von allen Kennern und Freunden der Dichtkunst anerkannt werden. Aber ein anderes, nicht weniger aus der Natur der Sache abgeleitetes Gesetz ist, daß der Uebersetzer eines Dichters wie Ariost sich eine — an sich schon mit großen Schwierigkeiten umgebene — Arbeit nicht durch freiwillig sich selbst auferlegte Fesseln noch schwerer und in gewissem Sinne unmöglich mache. Den Orlando furioso in ebenso viel Zeilen und Stanzen mit Reimen getreu zu übersetzen, halte ich für unmöglich; ja, ich habe sogar nach vielen selbstgemachten Versuchen die Hoffnung aufgegeben, daß eine Uebersetzung, die dem Original so nahe käme, als ich wünsche, ohne Reime in achtzeiligen jambischen Stanzen, die mit den Ariostischen immer parallel fortgehen, zu bewerkstelligen sei, ohne diese letztern auf das Bette des Prokrustes zu legen und bald zu stutzen bald gewaltsam auszudehnen. Der Verfasser dieses neuen Versuchs hat also zwar die Zahl der

[1]) Teutscher Merkur 1794, II. S. 43—45. — A. d. H.

Stanzen beibehalten, aber auf meinen Rath sich die Freiheit genommen, einer jeden gerade so viel Zeilen zu geben, als herauskamen, indem er sich bemühte, sich auch in der Diction oder der poetischen Sprache und den Eigenheiten des Ariostischen Stils so nahe an das Original anzudrücken, als es ihm ohne Verletzung der deutschen Sprache, der Gesetze des schönen Versbaues und anderer Erfordernisse möglich war. Inwiefern es ihm nun hierin gelungen, und ob der Verfasser der hier mitgetheilten Proben zu Fortsetzung seiner Arbeit aufgemuntert zu werden verdiene, wird von dem Geschmack der Leser und dem Urtheil billiger Kunstrichter abhangen. Die Billigkeit, die ich meine, ist nicht Nachsicht, sondern blos, daß auch die mannichfaltigen und großen Schwierigkeiten, die ein Uebersetzer Ariost's zu bekämpfen hat, in Anschlag gebracht werden müssen; ingleichen, daß man mit gutem Grund erwarten kann, daß im Verfolg eines so langwierigen Werkes durch die Uebung selbst die Gewandtheit des Geistes, besonders in Rücksicht auf den mechanischen Theil der Arbeit, immer zunimmt und der Uebersetzer mit dem Charakter seines Autors immer vertrauter, also auch immer geschickter wird, sich des Besonderen desselben zu bemächtigen.

Nachschrift zur Uebersetzung des sechzehnten Gesanges von Tasso's „Befreitem Jerusalem“ von Gries.[1]

Es ist der Fortschritte, welche die Musenkunst seit funfzig Jahren in Deutschland gemacht hat, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen sehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieses Zeitraums Niemand zu erleben hoffen durfte.

Tasso's Befreites Jerusalem ist ein Ulyssesbogen, den seit Dieterich's von Werder erstem Versuch mehrere Deutsche vergebens zu spannen versucht haben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Bestehung dieses schönen poetischen Abenteuers ist dem talentvollen jungen Dichter aufbehalten, der sich mit gegenwärtiger Probe wenigstens in meinen Augen aufs Vollständigste dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht blos den Stoff, sondern auch die Form seines Originals geben will,

---

[1]) Teutscher Merkur 1798, III. S. 152f. Zweiundzwanzig Jahre vorher hatte Wieland zu Heinse's Ankündigung seiner prosaischen Uebersetzung des Tasso (T. M. 1776, I. S. 197) folgenden Zusatz gemacht: „Freunde der schönen Literatur! erinnert Ihr Euch noch des allgemeinen Trauerns und Wehklagens, das Ihr bei Meinhardt's Tode [der Verfasser der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“ war 1767 gestorben] darüber anstimmtet, daß Ihr in ihm den Mann verloren hättet, der Euch mit dem Dichtergeiste Italiens bekannter zu machen angefangen hatte? durch einige — nicht ganz verunglückte, aber doch wahrlich noch schwache Proben von Uebersetzung der großen Meisterwerke eines Dante, Tasso, Ariost ꝛc. Euch schätzbar geworden war? — Hier ist, der Euch diesen Verlust ersetzen kann — hier ist (Ihr wißt es aus Proben, denen allgemeiner Beifall zugejauchzt wurde), hier ist mehr als Meinhardt: und nun wolltet Ihr keinen Gebrauch davon machen?“ — A. d. H.

das Befreite Jerusalem in Ottave rime übersetzen, und um dies nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkstelligen, den man mit Recht von einem Nachbilder fordern kann, muß er beinahe Tasso selbst sein. Wer z. B. den sechzehnten Gesang in der Urschrift lieset, wird über die Schwierigkeiten erschrecken, die sich Demjenigen entgegenthürmen, der diese Zaubergemälde in unsrer Sprache copiren wollte; und wer die gegenwärtige Probe mit dem Original vergleichen kann, wird nicht weniger erstaunen, jene Schwierigkeiten so meisterhaft überwunden zu sehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leisten in der That physisch unmöglich scheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Herr Gries selbst, dessen feinem Gefühl, Gewandtheit des Geistes und hartnäckigem Fleiß ich Alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren und seiner Nachbildung hier und da noch mehr das Ansehen eines Originals zu geben vermögend sein wird.

Die Canzonetta Romana.

[1]) Noch bitte ich unsre schönen Leserinnen um Erlaubniß, ihnen zum Beschluß dieses Jahres mit einem römischen Liedchen und einer neuen Melodie dazu aufzuwarten die (wenn ich nicht sehr irre) in die angenehm-tändelnde und geistreich-scherzende Laune des Dichters sehr glücklich einstimmt. Die Dolmetschung [2]) hat keine andre Prätension, als das Verständniß des Textes Denjenigen zu erleichtern, die des Italienischen nicht sehr mächtig sind. Wer diese Canzonette in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen kann, soll mir der große Apollo sein!

Canzonetta Romana.

Quelle piume, bianche e nere
Che nel capo voi portate,
Belle Donne inamorate,
    Vi fan crescer la Beltà.
Rassembrate à chi vi mira
Tante lodole fastose,
Pavoncelle, che pompose
    Van sul prato in libertà.

---

[1]) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 275—280, ohne Ueberschrift. — A. d. H.

[2]) Der Uebersetzer war Goethe. Als solcher wurde er zuerst öffentlich genannt in Reichardt's „Musikalischem Almanach" für 1796, wo das Gedicht unter der Ueberschrift Der Federschmuck mit einer neuen Composition Reichardt's mitgetheilt ist. In Goethe's Werken (III. S. 385 f.) hat es die Ueberschrift Mode-Römerinnen. — A. d. H.

Nello scorso Carnovale
Bel vedervi in Argentina!
Chi Sovrana della China,
Chi Soltana rassembrò:
Chi nel Basso delle Scene
Non poteva ben vedere,
L'indiscrete Pennachiere
Sotto voce taroccò.

Cosi bella e Strana usanza
Non ne venne di Bretagna,
Non di Francia, non di Spagna,
Non di Persia, o dal Perù:
La portò fra voi, Romane,
Capo in giù Mercurio alato
Delli Dei Corrier pennato,
Che dal Cielo scese in giù.

Raccontò, che nelle stelle
Ogni Diva ha per costume
Di portar sul crin le piume
Quando bella si vuol far:
E Minerva modestina,
Occhi azurri, Verginetta,
Spennachiò la sua civetta
Per poter sen' adornar.

E d'Amor la Madre bella
Le colombe avea pelate,
E le penne ancor rubate
Sopra l'Elmo al Dio Guerrier:
E la moglie ancor di Giove,
Superbissima Giunone,
Colla coda di pavone
Se ne ha fatto un bel cimier.

Cosi voi vorreste ancora,
Care figlie Tiberine,
Colle piume sopra il crine
Tante Dee rassomigliar.

Ma nascosto dietro un olmo
Veggo un Satiro maligno,
Che vi burla con un ghigno,
E lo sento mormorar:

E vi dice: Care Donne,
Quelle piume che portate
Volan certo, e voi volate,
Coll Cervello assai di più.
Non son penne di pavone,
Di colombe, in aria erranti;
Son le penne degli Amanti
Che pelate tutto il dì.

Chiudi, o Satiro maligno
Il tuo labro infame ed empio!
Le Romane son d'essempio
Di costume ed onestà:
Ancor bolle loro in petto
Di Lucrezia il sangue antico,
Hanno un' Alma e il Cor pudico
Pien d'amor e fedeltà.

*

Diese Federn, weiß- und schwarze,
Die Ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskÿniginnen,
Eure Schönheit mehren sie:
Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die stolzirend
Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnavale,
In der Oper Euch zu sehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Mogol's Herrscherin:
Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien, noch Catay:
Unter unsre Römerinnen
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Mercur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;
Daß Minerva, die Bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen,
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt,
Und daß sich die hohe, stolze
Juno, Jupiter's Gemahlin,
Von den Schweifen ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt Euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu sein.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauschen,
Der, Euch ins Gesichte lachend,
Unterm Ziegenbarte knurrt

Und Euch zuruft: „Liebe Damen,
Diese Federn, die Ihr traget,
Fliegen freilich, doch Ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um;

Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die Ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr, schließe
Deine tückisch-bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.
Itzt noch kocht in ihrem Busen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Im Anschluß an Wieland's Aufforderung brachte der Teutsche Merkur bereits im Januarhefte von 1781 (S. 90 bis 92) die folgende von Voigt eingesandte

Uebersetzung der römischen Canzonette,

Quelle piume etc.

in Reimen mit beibehaltner Versart des Originals.

Von einem Ungenannten.

An den Herausgeber des T. M.

Die Schwierigkeit, welche im Teutschen Merkur, Dec. 1780, Dem vorgelegt worden, wer das dort gegebene artige römische Liedchen in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen will, hätte billig eher abschrecken als aufmuntern sollen. Indessen hat nachstehende Uebersetzung Reim und Versart des Originals und, so viel möglich, die Vorarbeit im Teutschen Merkur beibehalten. Ist das wenigstens ihr Verdienst, so hat der Teutsche Merkur Anspruch auf sie zu machen, dem sie sich daher zum Januar oder Februar anbietet.

Den 10. Januar 1781.

* * i * *

Diesen Federn, weißen, schwarzen,
Die auf Euren Scheiteln wanken,
Habt Ihr neuen Reiz zu danken,
Damen, liebevoll und schön!
So viel aufgeputzte Lerchen
Scheint Ihr da uns, so viel Pfauen,
Die in Freiheit auf den Auen
Sich mit vollem Pompe drehn.

Bei dem Carnevalstheater
Mußte Euer Blick gewinnen,
Glichet China's Herrscherinnen,
Stelltet Sultaninnen vor.
Ueber unbescheidnen Zierrath
Flüstert' etwa, wer inzwischen
Wenig sah vor Federbüschen,
Spötterei in's Nachbars Ohr.

Nicht aus Persien noch aus Peru
Kam die schöne fremde Sitte,
Spanier, Franzmann nicht und Britte
War es auch nicht, der sie gab.
Nur Mercur, der Götterbote,
Brachte sie nach Rom hernieder;
Wohlversehen mit Gefieder,
Stürzt' er selbst sich himmelab:

Sprach, daß, wenn sie schön sich machten,
Längstens alle Götterdamen
Federn zu dem Haarschmuck nahmen,
Schon zur Mode würden die;
Daß die jüngferliche Pallas,
Die doch blaue Augen schmücken,
Um bescheidner zu entzücken,
Federn von dem Kauze lieh;

Daß der Liebe schöne Mutter
Federn gar von ihren Tauben,
Von des Kriegsgotts Helm zu rauben,
Sich im Mindsten nicht bedacht;

Daß selbst Jupiter's Gemahlin,
Wol die stolzeste der Frauen,
Sich vom Schweife ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Holde Töchter unsrer Tiber,
Billig reizt Euch das Verlangen,
Auch wie Göttinnen zu prangen
Mit dem Federbusch im Haar.
Aber hinter jener Ulme
Hält ein Satyr sich verborgen,
Der belachet Eure Sorgen,
Spottet*) knurrend Eurer gar;

Ruft Euch zu: „Ihr lieben Damen,
Federn, auf das Haupt gefüget,
Fliegen zwar, doch weiter flieget
Euer Hirnchen überall.
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Sind von Tauben nicht erzupfet,
Sind Verehrern ausgerupfet,
Jeder Tag macht einen kahl."

Satyr, schließ die bittre Lippe!
Tücke nur ist Dein Beginnen;
Musterhafter Römerinnen
Tugend kömmt der Schönheit bei.
Noch ist's altes Blut Lucretiens,
Das in ihrem Busen fließet;
Denn ihr keusches Herz ergießet
Aechte Zärtlichkeit und Treu'.

Wieland begleitete das Gedicht mit folgender Bemerkung:

Der unbekannte Verfasser dieses Versuchs hat, däucht mich, ein Recht an den Beifall, den man Jedem schuldig ist, der etwas mit vieler Schwierigkeit Verbundnes nicht unglücklich zu

*) Die Handschrift sagte: Höhnet, dagegen würde aber Herr Adelung die rechtliche Einwendung machen, daß der Sprachgebrauch, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, nicht erlaube, dieses Zeitwort anders als mit der vierten Endung des Nennworts zu construiren. — (Anm. Wieland's.)

Stande bringt. Da das Eis nun einmal gebrochen ist, findet sich vielleicht ein Andrer, dem es gelingt, oder der Verfasser dieses Versuchs selbst findet nun vielleicht Mittel, aus dem nämlichen Silbentanz, mit den nämlichen Reimfesseln an Händen und Füßen sich mit noch mehr Leichtigkeit herauszuziehen. Reime sind, auch in Liedern, nur dann eine Art von Verdienst, wenn sie den Dichter nicht genirt zu haben scheinen, wenn sie sich unvermerkt wie von selbst an ihren Ort stellen, keine Flickwörter, keine schleppende, harte oder gewaltsame Wendungen und Wortfügungen veranlassen u. s. w. Der Versuch des Ungenannten hat meinen Unglauben, daß eine auf solche Art gereimte Uebersetzung dieser Canzonette in der nämlichen Versart möglich sei, eher bestärkt als vermindert; ich werde mich aber mit Vergnügen durch den Augenschein eines Andern überzeugen lassen.

Siebzehn Jahre später (1798) veröffentlichte der Neue Teutsche Merkur im Januar und März (S. 57—61 und 311 bis 317) eine Anzahl Gedichte von Gries, unter denen sich S. 57—60 wiederum eine Uebersetzung der Canzonetta befand, welche wir hier folgen lassen:

Die Federn.[1]

Nach dem Englischen.

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die auf Euren Häuptern prangen,
Ihr, voll zärtlichem Verlangen,
Holde Frau'n, verschönern Euch.
Allen scheint Ihr, die Euch sehen,
Stolzen Lerchen, prächt'gen Pfauen,
Die auf frisch beblümten Auen
Frei einherstolzieren, gleich.

In der letzten Faschingsoper,
Welch ein Zauber unsrer Sinnen!
Diese gleich den Sultaninnen,
Jene China's Herrscherin.
Nur wer auf den hintern Bänken
Vor den stolzen Federbüschen
Wenig sah, begann zu zischen,
Doch nur unterm Barte hin.

---

[1]) Soll doch wol „Italienischen" heißen. — A. d. H.

Diese schöne, fremde Sitte
Kam zu uns nicht aus Brittanien,
Noch aus Frankreich, auch aus Spanien,
Persien und Peru nicht.
Nein! ich sah, Ihr Römerinnen,
Den Mercur mit leichten Schwingen
Von Olymp herab sie bringen,
Kraft der Götterbotenpflicht.

Im Olymp, erzählt' er, lässet,
Ihre Schönheit zu erhöhen,
Jede Göttin Federn wehen
Auf dem stolzen Lockenbau.
Selbst die Eule rupfte Pallas,
Um mit Federn sich zu schmücken,
Sie, mit den bescheidnen Blicken,
Jüngferlich, von Augen blau.

Und Cupido's schöne Mutter
Rupfte nicht nur ihre Tauben,
Nein, sie hat — Ihr mögt es glauben! —
Mavors' Helmbusch selbst geraubt.
So auch Jupiter's Gemahlin,
Sie, die Königin der Frauen,
Schmückte mit dem Schweif der Pfauen
Ihr erhabnes Götterhaupt.

Billig, holde Liebestöchter,[1])
Billig reizt Euch das Verlangen,
Götterfrauen gleich zu prangen
Mit der Feder stolzer Pracht.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich, frechen Hohn im Blicke,
Einen Satyr, der voll Tücke
Also spottend Eurer lacht:

„Diese Federn, holde Damen,
Die auf Eurem Haupt sich wiegen,
Fliegen freilich; doch es fliegen
Eure Köpfchen weiter noch.

---

[1]) Doch wol Druckfehler statt „Tibertöchter". — A. d. H.

Sind nicht Federn stolzer Pfauen,
Auch der Tauben nicht, der scheuen:
Sind die Federn Eurer Treuen,
Rupfet Ihr sie täglich doch!"

End, o Satyr voller Tücke,
Solch ein frevelhaft Beginnen!
Beispiel sind die Römerinnen
Aechter Sitt' und edler Scheu.
Ja, es wallt in ihrem Busen
Noch Lucretiens alter Adel;
Geist und Herz sind ohne Tadel,
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Dem Abdrucke der Gries'schen Gedichte im März ist folgende Nachschrift von Wieland beigefügt:

Ich habe gegen den schätzbaren jungen Dichter, von dessen jede Aufmunterung verdienendem Talente der Merkur schon mehrere schöne Proben mitgetheilt hat, eine kleine Pflicht zu erfüllen, welche, wofern mein Gedächtniß mir nicht öfters seine Dienste zu versagen anfinge, schon im Januar, beim Abdruck der niedlichen Uebersetzung der ehemals so beliebten Canzonetta Romana: Quelle piume bianche e nere etc., hätte erstattet werden sollen. Ich erinnerte mich nämlich erst, da mir die Federn vor Kurzem im besagten Monatsstück des Merkur wieder vor die Augen kamen, daß ich das italienische Original dieser Canzonette nebst einer Uebersetzung in Versen ohne Reim und einer ungemein glücklich passenden, von Mlle. Schröter dazu componirten Melodie schon im December des Merkur's von 1780 gegeben hatte und vermuthlich in einer kleinen Anwandlung von Laune, da mir selbst der Versuch einer Uebersetzung in Reimen nicht hatte gelingen wollen, mir die etwas unvorsichtigen Worte hatte entfahren lassen: „Wer diese Canzonette in gleicher Versart ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen könnte, der sollte mir der große Apollo sein." Wiewol ich nun von Herrn Gries versichert bin, daß ihm seine Bescheidenheit nicht erlauben wird, sich dieser Art von Wette (die ihm aller Vermuthung nach nicht einmal bekannt war) nach dem strengen Rechte gegen mich zu prävaliren, so kann ich doch, da er so geschickt und glücklich zu Stande gebracht

hat, was ich für unmöglich hielt, an meinem Theile nicht weniger thun, als öffentlich zu erklären, daß er die Wette auf eine seinem Talent Ehre machende Art gewonnen hat, und daß ich jenes „Erit mihi magnus Apollo“ für ein Glück bedeutendes Wort halte, das diesem liebenswürdigen Zögling der Musen, wenn er fortfahren wird, in ihrem Tempel so fleißig zu dienen wie bisher, für den Beifall und die Freundschaft aller φιλοκάλων Bürge ist.[1])

---

[1]) An den Uebersetzungsversuchen der Canzonetta betheiligte sich auch Herder, unter dessen Papieren sich von seiner Hand eine Uebersetzung nebst nachstehendem Briefe gefunden hat:

„An den Herausgeber des T. M.

„Nicht zwar der unbekannte Verfasser des Versuchs im Januar 1781, aber sein Nachbar hat, da das Eis einmal gebrochen ist, gleichfalls versucht, die Canzonetta Romana in dem nämlichen Silbenmaß, mit den nämlichen Reimfesseln an Händen und Füßen (weil nach der Canzonetta nur der Mercur die Federn vom Himmel gebracht und in seiner Gewalt hat), ja, wo möglich selbst zu der schönen leichten Melodie, mit der uns die Signora S. beschenken wollen, ins Deutsche zu übertragen, damit sie nicht nur gelesen, sondern auch allenfalls, wo derselbe Fall wäre, gesungen werden könnte. Hätte die Uebersetzung das Unglück, den Unglauben des Herrn Herausgebers des Teutschen Merkur abermals zu bestärken, so ist ein andrer Nachbar fertig, sich ohne einen der gebrauchten Reime nochmals daran zu machen; denn der Titel: „der große Apoll“ in eines Wieland's Munde ist ihm eine gar zu süße Reizung. Er erwartet also das Urtheil in einem der nächsten Stücke des Teutschen Merkur.

Den 2. Febr. 1781. . . K. .“

Der andre Nachbar war Voigt, von dem außer dem oben mitgetheilten noch zwei Uebersetzungsversuche vorliegen. Wieland nahm die Uebersetzung Herder's nicht auf. Herder's Aerger darüber bezeugt ein noch erhaltenes Briefchen an Voigt. (Vgl. Jahn, Goethe's Briefe an Voigt, S. 453—466.) — A. d. H.

Ein Wort über Macchiavell's „Fürsten".[1])

Daß Macchiavell die Fürsten oder vielmehr die Despoten und Tyrannen in seinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird, auch ohne Christian Hofmann's Macchiavellus ante Macchiavellum und andre ähnliche Schriften gelesen zu haben, von Niemand, der nicht erst ehegestern in die Welt gekommen ist, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Macchiavell diesen seinen Regentenspiegel im Ernst, als einen Zauberspiegel, um darin zu sehen, was sie sein sollten, oder blos als eine ziemlich getreue Darstellung, was die schlauesten und schlimmsten unter ihnen von je her wirklich gewesen, und insbesondere als eine in die Gestalt einer ernsthaften Theorie versteckte Satire auf die Mediceische Familie aufgestellt habe, darüber sind die besten Köpfe von langer Zeit her bis auf diesen Tag verschiedener Meinung gewesen. Unter den letztern ist auch der große Bacon von Verulam, der (in seinem unsterblichen Werke De dignitate et augmentis scientiarum, L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt, zu sagen, man sei Macchiavellen und seinesgleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavell's Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt

1) Teutscher Merkur 1790, I. S. 59 f. als „Zusatz" zum Schlusse des vorhergehenden „v. K." unterzeichneten Dialogs: „Ueber reelle und persönliche Majestät", in dem es u. A. S. 57 f. heißt: „Was den Macchiavellismus betrifft — Ach! der gute Secretär von Florenz! — Man hat ihn mißverstanden, hat die Geschichte dessen, was viele der Fürsten seiner Zeit thaten, und was zugleich ihre Geschichte und ihre Satire ist, für den Codex ihrer — vom Macchiavell zugestandenen — Rechte gehalten!" — A. d. H.

worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern Minos, Rhadamanthus und Aeakus selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden Parteien zu thun. In der That, außerdem daß in Machiavell's ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wol nicht zu leugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann sein könne.

Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzu rasche, einseitige Urtheil meines Freundes, des Verfassers des Dialogen, so viel an mir ist, wieder gut zu machen und die ehrwürdigen Manes eines Bodin's, Jak. Thomasius und Friedrich II.[1]) zu versöhnen, die es doch wol mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

---

[1]) Vergl. oben S. 178—180. — A. d. H.

Zusatz zur Uebersetzung der Erzählung „Der Mohr von Venedig" in den Hecatomiti des Giraldi Cinthio.[1])

Da diese Erzählung des Cinthio dem großen Shakespeare den Stoff und die Grundstriche zu einem seiner besten Schauspiele gegeben hat, so habe ich den Verehrern dieses unvergleichlichen Dichters Vergnügen zu machen geglaubt, wenn ich sie ihnen mittheilte, um durch die Vergleichung beider Stücke mit eignen Augen zu sehen, was ein großes Genie aus dem Werke eines sehr mittelmäßigen Kopfes machen kann, insoferne nur Stoff und Anlage darin ist. Ich bemerke nur noch, daß schwerlich etwas Unangenehmeres sein kann als Cinthio Giraldi's und der meisten wälschen Novellenschreiber Stil und Art zu erzählen. Der Uebersetzer scheint (mit einer Treue, wofür ihm Niemand Dank wissen wird) sich recht beflissen zu haben, alles das Schleppende und Schwerfällige seines Originals, die äußerste Nachlässigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Construction und einen so gänzlichen Mangel an Symmetrie und Numerus, daß er in den schlechtesten Kalenderhistorien nicht größer sein kann, in seine Uebersetzung überzutragen. Die Mühe, die der Herausgeber angewandt, diesen unausstehlichen Gebrechen hier und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein Wenig erträglicher zu machen; und Alles, was ihn einigermaßen dabei tröstet, ist, daß dieses Stück (was

---

[1]) Zusatz zu derselben im Teutschen Merkur 1773, III. S. 86—88. — A. d. H.

die Schreibart betrifft) als ein Ideal des elenden Stils und also als ein Muster, wie man nicht schreiben soll, brauchbar sein könnte. Wer aus diesem Cinthio und seinen Gesellen, ja selbst aus dem Boccaz übersetzen will, muß sich zum ersten Gesetze machen, sich an die Schreibart und Construction dieser Wälschen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen solchen Stil beleidiget wird, der kann lesen, was er will, aber schreiben wird er niemals lernen.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig.
Druck des Textes von Breitkopf & Härtel.
Druck des Umschlags von A. Waldow.